
3 1761 08140975 7

Justus Mösers
sämmtliche Werke.

Achter Band.

Enthaltend

die vermischten Schriften

Zweyter Band

und

Register über sämmtliche Werke.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai,
1798.

Vermischte Schriften

von

Justus Möser

Herausgegeben

von

Friedrich Nicolai.

Zweyter Theil.

Mit vollständigem Register über alle Mösersche Schriften.

Mit Königl. Preußischem allergnädigsten Privilegium.

Berlin und Stettin,

bey Friedrich Nicolai.

1798.

Inhalt.

III. Mis-

Inhalt.

I.

Bereits gedruckte Schriften.

(Fortsetzung.)

Einige Anmerkungen

über die

Zusätze der neuesten kaiserlichen Wahlkapitulation *).

Art. I. §. 9.

„Wir sollen und wollen auch keine Panisbriefe „auf Klöster und Stifter verleihen, als wo und „wie Wir dieses kaiserliche Reservat rechtlich herge„bracht haben.“

Anmerkung.

Dem Kaiser hat das Recht, Panisbriefe zu ertheilen, als oberstem Befehlshaber des Reichsheerbannes, und zu dessen Besten, ursprünglich zugestanden. Sollte es daher bey der jetzigen Reichsverfassung nicht billig seyn, dieses kaiserliche Reservat, da wo es der Kaiser mit Ablauf der Zeit und nach veränderter Heerbanneseinrichtung verloren hat, den Reichsständen, be-

*) Dieser und der folgende Aufsatz standen in der Berlinischen Monatsschrift vom J. 1791. Schon diese Jahrzahl zeigt, daß hier von der Wahlkapitulation Kaisers Leopold II. die Rede ist. N.

sonders denen, welche starke Kontingente zur Reichsarmee stellen müssen, beyzulegen, und ihnen zu erlauben, einen würdigen aber invaliden Offizier von ihrem Kontingente mit einem Panisbriefe auf die in ihren Ländern gelegenen Stifter und Klöster zu versorgen? Und scheint es nicht hart zu seyn, daß ein solcher Offizier nunmehr auf Kosten der steuerbaren Unterthanen versorgt werden muß, anstatt daß er sonst den steuerfreyen Klöstern zugeschickt werden könnte?

Art. XIV. §. 1.

„Wir sollen und wollen auch bey dem Papste „Uns dahin verwenden, daß derselbe keinem, der „nicht mit einem Testimonio idoneitatis von dem „Ordinario beneficii versehen ist, eine Präbende „verleihe.“

Anmerkung.

Die Domkapitel machen in den mehrsten Stiftern den ersten Landstand aus, und repräsentiren das Volk in Bewilligung der erforderlichen Steuern. Wie leicht ist es nun aber möglich, besonders in Stiftern wo der Ordinarius bereits die Deputirten des dritten Landstandes auf gewisse Weise zu ernennen hat, daß diejenigen, welche das Testimonium idoneitatis und darnach eine Pfründe erlangt haben, sich gegen ihren Wohlthäter zu dankbar beweisen; und daß der zweyte Stand, um für seine Kinder das Testimonium idoneitatis zu verdienen, sich noch gefälliger betrage? — Wohin ein ehrlicher Mann, dem dieses Zeugniß aus Nebenursachen versagt wird, sich wenden solle, ist nicht bestimmt; und doch ist schon ein Fall dieser Art eingetreten.

Art.

Art. XIV. §. 3.

„Wir wollen auch diejenigen Erz- und Bischöfe, „welche dem Papste nach der Wahl des Provinzial- „oder des Diöcesansynods für die dritte Instanz tüch- „tige Richter vorgeschlagen haben oder vorschlagen „werden, kräftigst schützen, daß jede geistliche Streit- „sache in dritter Instanz vor keine andern als die vor- „geschlagenen und genehmigten Richter unmittelbar „gebracht, und von ihnen kollegialiter im Namen „Sr. Päpstlichen Heiligkeit abgeurtheilt werde."

Anmerkung.

Diese so genannten Richter können ihrer Natur nach nur die Stellen der Schöpfen oder Assessoren vertreten; und dieses geistliche Oberappellationsgericht muß, so gut als das Kammergericht oder ein anderes Oberappellationsgericht, seinen Richter oder Präsidenten haben, der mit einem charactere repraesentativo versehen sey, und auf dessen Person die höchste Gerichtsbarkeit eigentlich ruhe. Wo nicht, so werden die Erz- und Bischöfe sowohl an ihrer reichsfürstlichen als hierarchischen Würde geschmälert; oder alle Appellationen müssen erst nach Rom gehen, und die Richter von dort aus in jedem einzelnen Falle per mandatum speciale Pontificis autorisirt werden, das Urtheil im Namen des Papstes zu sprechen. Jeder Fürst kann seinen Beamten specialiter aufgeben, in einzelnen Fällen gegen einen Schriftsassen zu verfahren. Giebt er ihnen aber Commissionem perpetuam, so wird der Schriftsasse zum Amtssassen.

Die Nuntien sind personalis praesentiae Pontificalis Locumtenentes. Diese allein können in einem solchen geistlichen Oberappellationsgerichte ohne Nach-

theil der Erz- und Bischöfe präsidiren; und was die Synodalrichter betrift, so sind die Nuntien längst angewiesen, keine andere als solche von den Synoden approbirte Schöpfen zum Urtheilfinden zu gebrauchen. Es hat nur daran gefehlt, daß die Erz- und Bischöfe die Wahl dergleichen so genannter Synodalrichter nicht längst befördert haben. Der Papst wird keinem von diesen erwählten Schöpfen Facultatem perpetuam de jure respondendi versagen; er weigert sich nur, denselben eine Commissionem perpetuam über die Erz- und Bischöfe zu geben; und dieses zu ihrer eigenen Ehre; besonders auch, weil keine Iurisdictio in corpore haften kann, sondern einen Vicarium oder Lehnträger erfordert.

Ueberhaupt scheint in der ganzen Nuntiaturstreitigkeit ein gewisses Mißverständniß zu herrschen. Der Papst hat unstreitig die Nuntien auf sehnliches Verlangen der Deutschen Nation nach Deutschland geschickt, damit die Deutschen einen Richter der des Papstes Person repräsentirte, vor der Thüre hätten, und des so kostbaren als beschwerlichen Prozesses zu Rom, worüber so gewaltige Klagen geführt wurden, überhoben werden mögten. Daß diese nebenher gewisse Fakultäten besitzen; rührt eines Theils aus der alten Deutschen Verfassung her, nach welcher das Amt der ordentlichen Obrigkeit ruhete sobald der Kaiser in Person sich irgendwo einfand; und andern Theils war der Papst so wenig schuldig den Deutschen einen Oberappellationsrichter zu halten, als der Kaiser das Kammergericht. Was hinderts aber, jene Wirkung der persönlichen Päpstlichen Gegenwart eben so gut einzuschränken, als es in Absicht der Kaiserlichen persönlichen Gegenwart durch die von den Kaisern den Reichsständen verliehenen Privilegien geschehen ist? Und wenn die Nuntiaturdistrikte den Nuntien als Oberappellations-

lationsgerichtspräsidenten, ein gutes Gehalt ausmachen: so werden sie auf gewisse ihnen bisher statt des Gehalts gelassene Fakultäten vermuthlich gern Verzicht thun.

Art. XVI. §. 15.

„Die Vota des Reichshofraths sollen in „Justizsachen nur in gewissen Fällen Statt finden."

Anmerkung.

Das Votum ad Imperatorem hat wahrscheinlich seinen Grund in folgender Stelle der Kapitularien: Neque ullus comes palatii nostri potentiorum caussas sine nostra jussione finire praesumat. III, 77. Diese Verordnung gereichte zur Ehre der Fürsten, die dem Iudicio palatii nicht ordinarie unterworfen werden sollten; und der Kaiser wollte allemal vorher überlegen, ob er nach Beschaffenheit der Sache nicht ein Iudicium parium berufen müsse, oder ob er ihre Sache dem Palatino als Iudici curiae per modum specialis commissionis zur Entscheidung auftragen könne. Dieses scheint mir bis jetzt der wahre Zweck des Voti zu seyn, und die Kaiserliche Genehmigung desselben die Stelle der Specialkommission zu vertreten. Nunmehr aber sind die Fürsten dem Iudicio curiae, der Regel nach, obgleich mit Ausnahmen, unterworfen worden.

Preisfragen
einer Akademie der Wissenschaften.

Historische.

Es erzählt Gobelinus Persona in seinem Cosmodromio Aet. VI. cap. 59, und nebst ihm auch der Annalista Saxo ad ann. 1130:

> daß bis ums Jahr 1130 die vornehmen Deutschen ein langes Haar getragen hätten; es sey aber solches denen, die damal mit dem Könige Lothar im Lager gewesen, vom Blitze versengt worden, worauf es durchgehends Mode geworden, das Haar kurz zu tragen. —

Hier fragt sich: Ob dieses von einem wirklichen Blitze, oder von einem Friseur, Namens Blitz, geschehen sey?

Oekonomische.

In dem Necrolog. Hildes. bey Leibnitz T. I. p. 763. findet sich folgende Stelle:

> Bernardus comes de Welpa capiebat mercatores de illis partibus unde caligae nobis in Saxoniam transmittuntur, et non remisit eosdem, donec caligas quas in Saxoniam intulerunt, in parte interiore

interiore replere promitterent inter coxas, quia usque ad illa tempora ſine impletione fuerant et junctura; quod ſub bona cautione ſervare haec firmiter promiſerunt. —

Nun wünſcht man zu wiſſen: Woher die Sachſen damals ihre Hoſen erhalten? wie ſolche beſchaffen geweſen? und warum ſie ſolche nicht ſelbſt zunähen konnten?

Nachricht
von dem ersten gedruckten deutschen Titular- und Formularbuch *).

Die Nachricht von einem alten Titularbuch scheinet zwar keinen sonderbaren Nutzen zu versprechen, seitdem Titel und Stand — Gepräge und Gehalt — ihr bestimmtes Verhältniß gegen einander verloren, und ein glücklicher Minister die herrliche Kunst erfunden jemanden auch sogar den Titel eines wirklichen zu ertheilen. Liebhaber der Alterthümer und seltener Bücher aber werden dennoch die Nachricht von einem Werke mit Vergnügen lesen, worin der Rang und die Titel unserer Vorfahren im funfzehnten Jahrhundert nach Regeln bestimmt und angezeigt worden. Vielleicht kann es auch denjenigen einige Erläuterung geben, die bisher z. B. den Gebrauch der Titel: Durchlauchtigster, Wohlgeborner, Gnädiger, Edler Herr, Ritter, und anderer mit Gewißheit zu bestimmen vergebens gesucht haben. Der Titel ist folgender:

„Wie

*) Die fünf folgenden Aufsätze standen in dem „Osna„brückschen Journal, aus der Feder einiger Freunde. „Erstes Stück. Göttingen, 1755, bey V. Bossiegel." 8. — S. 109 fängt daselbst die dritte Nummer an, mit der Ueberschrift: „*Justi Moeseri* Animadversio„num et Lectionum variarum pentas." Nur wimmelt der Abdruck von häufigen und sinnentstellenden Druckfehlern. N.

„Wie man einem yeklichen was werden oder Stands „der ist schryben soll, new practesiret Rethorik oder „Briefformulary des Adels Städten und Ländern „des Hochtütschen jetzt lauffenden Stils und Ge= „bruchs, vormals durch die synreichen Kunst Buch= „trucken ingemein mit us gegossen.“ Ohne Titel, Vorrede und Register 78 Bl. in Folio. Straßburg bey Johan Prüß, den 10 Märtz 1493.

Der Verfasser nennet sich in der Vorrede Heinrich Geßler *), Fürsprecher des großen Raths zu Straßburg; und weil er zu seinen Formularen von allerhand Briefen und Verschreibungen mehrentheils Originalien genommen: so finden sich auch einige vom J. 1488 darunter, worin er sich Schreiber bey U. L. F. zur Costenz nennet, und aus andern siehet man, daß er ums J. 1460 zu Fryburg die Rechte studirt, und sich mit Enly Suterin vermählet habe. Mehrers kann ich von seinen persönlichen Umständen nicht entdecken. Es ist auch genug, wenn man weiß, daß er Syndikus des großen Raths zu Straßburg gewesen, und sein Buch aus einer dreyßigjährigen Erfahrung gesammelt hat.

Er fängt dasselbe mit einer umständlichen Nachricht an von den der Zeit üblichen Titularen. Geistliche und Weltliche erhalten zwey unterschiedene Klassen. Dann zeigt er, wie die Gelehrten, als vordem die Spelgung **) gewe=

*) Auf dies seltne Werk Geßlers bezieht sich Möser in einem andern Aufsatz; man s. B. 1. S. 349. erste Note. N.

**) Spelgung. Dieses Wort gebraucht der Verfasser oft. Es ist mir sonst nirgend vorgekommen. Herr Wachter hat es in seinem Glossario auch nicht erklärt. Dem Zusammenhang nach, soll es so viel als Uebung, ver=

gewesen, keinen besondern Stand fordern könnten, sondern nach ihren Bedienungen geschätzet werden müssen; wenn sie aber Doctoren und Licentiaten wären, stünden sie dem andern geistlichen Grad, und zwar den niedern Prälaten gegenüber. Hierauf kömmt er zu dem Stand der geistlichen Frauen, und theilet solchemnach den geistlichen Stand in folgende drey Abschnitte:

Obrist Geistlich Grad.

Babst: Allerheiligster in Gott Vater.

Legat = Cardinal: Allerhochwürdigster in Gott Vater.

Patriarch: Hochwürdigster in Gott Vater, Durchlauchtigster Fürst.

Erzbischoff: Hochwürdigster Fürst.

Bischoff, Gefürsteter Prelat, Hochmeister: Durchlauchtigster Fürst.

Mittelgrad der Geistlichen.

Abt, Provincial, Thumprobst, Thumdechant Ehrwürdiger.

Amt=

versatio diurna nocturnaque, bedeuten. Vermuthlich kommt es von Bolen, vertere. S. Wachtern v. Polen; *Jun.* in Gloss. Angl. v. Poll. Von Bolen kann füglich ein frequentativum bolgen, versari, und von diesem Spulgen oder Spelgen geworden seyn. Eben so ist Spule von bolen entstanden. Die Verwandtschaft der Begriffe, welche solchergestalt zwischen dem lateinischen Versatio und dem deutschen Spelgung entsteht, rechtfertigt die Ableitung zur Genüge.

Amtherren der Stifter, Chorherr, Prior: Ehrwürdiger.

Amtherrn der Stiffter, Chorherr, Prior: Würdiger Geistlicher.

Niederst Grad.

Cappitels Dechan, Erzpriester, Kircher, Lutpriester, Pfarrer: Würdiger.

Priester-Capplan: Ersamer Andächtiger.

Evangelier, Epistler: Erbar Andächtiger.

Accolit Meßner: Wohlbescheidener.

Man sieht hieraus, daß damal schon die geistlichen Fürsten den Titel Durchlauchtigster geführt haben. Daß aber derselbe dem Hochmeister, und zwar auch auf den Fall wenn er kein Fürst gewesen, so schlechterdings beygelegt seyn sollte, kommt mir etwas unwahrscheinlich vor. Wenigstens heißt es noch in einer Urkunde vom Jahr 1443: „Der würdige Herr Con„rad von Cozlofstein Meister des teutschen Ordens" *).

Im weltlichen Stande theilt der Verfasser wiederum folgender Gestalt:

Oberst Weltlich Grad.

R. Kayser: Allerdurchlauchtigster Christlichster **), Großmechtigster, Unüberwindlichster.

R. Kö-

*) S. Lünigs R. A. Sp. E. Vol. II. Würzburg Nr. 55. p. 962.

**) In einer Anmerkung sagt der Verfasser: „daß der „König von Frankreich den Titel Allerchristlich„ster

N. König: (wie der Kaiser).

Vier gesalbte Könige: (ist eben der Titel).

Gemein König: (abermals der nehmliche).

Gefürstet Herzog: Durchlauchtiger, Hochgeborner Fürst.

Alle Herzoge die nicht gefürstet seyn: Hochgeborner Fürst.

Alle gefürstete Herren: Hochgeborner Fürst.

Der Mittel Weltliche Grad.

Grafen, Freyen: Wohlgeboren.

Pannerherren: Edle.

Eine Anmerkung des Verfassers hiebey heißt:

„Vor unlang Zyten hab ich den gemeinen Gebruch „erlernt, daß Unterscheid was zu schreyben den Gra„fen Wohlgebohrn, und den Fryen Edlen. „Sollichs ist nuw geendert, also daß ohnunterscheid„lich Grafen und Fryen behalten inen zu schryben, „Wohlgebohrn. Und wie gar wohl die alten „Fryen vermeinet haben, das Wortly edel sie hö„her zierte, denn Wohlgebohrn; Jedoch was der „Gebruch haben will in düsem Schryben, das „volg ich."

Niederst

„st er allein verlange; es käme aber derselbe sowohl „dem Käiser als den vier gesalbten Königen zu." Auf diese Weise aber müßte es ein Druckfehler seyn, daß er auch den so genannten gemeinen Königen dieses Ehrenwort zugeeignet hat.

Niederst Grad der Weltlichen.

Ritter: Streng.

Turnersgenoß Edellût: Edelvest.

Nuw uffkommne Edellût: Fromm und vest.

Nuw geschöpft Edellût: Ehrenvest.

Fûrsten Cantzler: Hochwysen, erluchten, wysen.

Rychsteten: Hochwysen, fûrsichtigen, hochgeachten.

Rathsherrn: Ersamen, Wysen.

Bûrger: Ersamen, Fûrnehmen.

Handwerkslut: Erbern.

Gemeinden furen Wohlbescheiden.

Der Verfasser hat, wie man siehet, alle dienstbare Personen in eine Classe geschoben. Mit den Freyen hätte er eben so verfahren sollen. — Bey dem Titel Durchlauchtigster merkt er besonders an, daß selbiger „aus ziemlicher Bescheidenheit" den Kurfürsten und Erzherzogen in Superlativo gegeben würde. Er hätte hinzusetzen können, daß auch mit ziemlicher Bescheidenheit den Fürsten oft der Titel Durchlauchtiger und nicht allemal Hochgebohrner allein beygelegt würde, indem er in der Folge selbst lehret, daß man an einen Fürsten den Brief also anfangen solle: „Durchleuchtiger Hochgeborner Fürst, gnedi„ger Herr. U. F. G. u. s. w."

Die Anmerkung wegen der Grafen und Freyen, imgleichen wegen des Titels Wohlgeborn und Edel, ist sehr gegründet. Es war allerdings eine Zeit, wo die Freyen sich lieber Edle Herrn als Wohlgeborne nennen ließen. Nachdem aber dem niedern Adel schon zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts der Titel Herr gar häufig gegeben wurde; so nann-

nannten sich jene, um sich von ihnen zu unterscheiden, Wohlgeborne Herren: worin ihnen die Andern so bald nicht folgen konnten, weil sie nicht wohl oder frey, sondern dienstbar geboren waren. Vorher aber und ehe die vom Dienstadel sich Herren nennen ließen, hielten die alten Freyen, wie der Verfasser in obiger Note gleichfalls sehr wohl bemerkt, das Wort Edel weit höher als Wohlgebohrn. Die Ursache davon ist auch leicht zu finden, indem „Wohlgeborn" eigentlich ein Titel der Grafen war, welche zu der Zeit wie die Grafschaften noch einen Schein von Bedienungen hatten, solchen Titel zum Zeichen annahmen, daß sie aus dem Herrenstande entsprossen, mithin wohlgeboren waren. Die edlen Herren also, welche sich unter keine Bedienung erniedrigt hatten, konnten dieses Titels wohl entbehren. Ihr unveränderter freyer Stand redete von selbst, daß sie wohlgeboren waren. — Eigentlich war auch der Gräfliche Stand geringer als der Herrenstand, ungeachtet jene den Rang bey Hofe hatten. Daher stehen in einigen Urkunden aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert die edlen Herren vor den Grafen. Was Wunder also daß die Freyen, wie sie der Verfasser nennt, vordem Schwierigkeit gemacht, den Titel „Wohlgeborn" anzunehmen? Und was Wunder, daß der neue Gebrauch zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts ein anderes mit sich brachte, da wegen zunehmenden Ansehens des Dienstadels, die Fähigkeit ein Graf werden zu können, aus Noth ein Vorzug des Herrenstandes wurde? Und dieser Noth ist es allein zuzuschreiben, daß verschiedene edle Herren sich in den Grafenstand erheben ließen, nicht um eine Bedienung dadurch zu erhalten, sondern nur bloß um durch ihre Grafenmäßigkeit den Unterschied zwischen ihnen und dem Dienstadel außer alle Zweydeutigkeit zu setzen.

Der

Der Verfasser fährt hierauf fort, und handelt von den Personen die verschiedene Titel besitzen, welche einander nicht eben-genoß sind. Hier räth er den mindern Titel wegzulassen, weil man z. B. einen gebornen Herrn, wenn er Ritter wäre, ohne ihn zu schimpfen, nicht Ritter nennen könnte. Sodann zeigt er die Ordnung der Titel, welche eben-genoß sind, und da will er, daß man denjenigen voransetzen soll den eine Person nicht leicht verlieren kann. Also schriebe man: „Thomas von Zyli, der Rechten Dokter, „der hohen Stiften Wien und Costentz Thumprobst, K. „M. Prothonotary." Jmgleichen: „Marquard Bry-„sacher, Beyder R. D., Römis. K. M. Orator, und „R. Künig M. Cantzler." Wenn einer aber Ritter und Doktor zugleich wäre: so stünde der Rittertitel voran; und schickte es sich nicht den Ritter um seiner Doktorwürde willen Hochgelehrt zu nennen; man schriebe vielmehr also: „Dem strengen vesten Herrn Ja-„cob Meerschwein, Ritter, B. R. D." Jmgleichen: „Dem edlen strengen Herrn Jorgen von Absperg, B. „R. D." Jch führe diese Exempel zum Vergnügen derjenigen an, welche die adlichen Doktoren unter den Gelehrten sammeln. Doch müssen sie den Herrn Jakob Meerschwein nicht unter diese Zahl setzen. Denn er ist nur ein Ritter aus dem Bauernstande, wenn man ihn nach folgender Anmerkung des Verfassers beurtheilt.

Vom Ritter Tittel.

„Es sind auch im weltlichen Standt dreyerley „Ritter, als:

„Edel: dem edeln strengen Herrn Johansen „von Lantsperg, Ritter.

„Bur: dem strengen vesten Herrn Conraten „Grunenberg, Ritter.

„Burger: dem strengen Herrn Conraten Gechof „zum Sigmundser, Ritter.“

Jedoch ist hieraus keineswegeß die Folge zu ziehen, als wenn diejenigen Ritter, die in den Urkunden des funfzehnten Jahrhunderts bloß strenge und veste genennet werden, um deßwillen keine Edelleute gewesen seyn könnten; sondern man muß unterscheiden, ob sie von höhern oder ihres Gleichen diesen Titel erhalten: und da würde dann nur im letztern Fall eine Vermuthung wider sie erwachsen, wenn sie ohne Begleitung des Worts Edel vorkommen sollten. In den Reichsgesetzen kömmt sonst gar oft die Redensart vor:

„Fürsten, Grafen, Landherrn, Ritter, Knecht, „edel und unedel.“

Diese Worte legen einige, welche dem Dienstadel gar zu übel wollen, also aus, als wenn das Wort edel bloß auf die Fürsten, Grafen und Landherrn eine Beziehung hätte. Mich dünkt aber, daß solches die ersten gar nicht angehe, sondern nur einen Unterschied zwischen den Rittern, die edel und unedel sind, bezeichne. — Demjenigen was der Verfasser sonst von dem Vorzug des Rittertitels vor dem Doktortitel anführt, scheint zwar das Exempel Georgs Fiscellus beym Freher Script. rer. Germ. T. II, p. 178 entgegen zu stehen, indem dieser gute Mann, nachdem er Doktor und Ritter geworden, mit sich selbst nicht eins werden konnte, zu welchen von beyden er sich halten wollte. Allein der Reichsabschied von 1498, welcher zu des Verfassers Lebzeiten gemacht worden, setzet die Ritter voraus, wenn es heißt: „Die von Adel so nit Ritter oder Doctor seyn, „sollen kein Gold noch Perlen öffentlich tragen.“

Der

Der Verfasser handelt hierauf umständlich von der Aufschrift, Ueberschrift und Unterschrift der Briefe, zeiget weitläuftig, wen man duzen oder yrzen, und wie man das Euch und Ihr geschickt verwandeln solle. Die Herrn von Oesterreich, sagt er, hätten es so hergebracht, alle Geistliche bis an die Cardinäle zu tutzen, wenn keine geborne Fürsten unter ihnen wären. Der Kaiser aber sowohl als der Römische König tutzten sie alle, bis an den Papst. Ein unedler Prälat könnte seine Edelleute tutzen, wenn sie ihm mit Mannschaft verwandt wären; jedoch nur in dem Fall, wenn er sie ihrer Pflicht mahnte.

Die Grafen und Freyen empfingen von dem untersten Grad, und sogar von dem mittlern geistlichen Stande, den Titel gnädiger Herr; da sie solchen im Gegentheil keinem gefürsteten Bischöfe, sondern nur den Erzbischöfen wieder gäben. Die Pannerherren erhielten ihn gleichfalls, doch nicht von den Thurniersgenossen Edelleuten, welche jenen nur den Titel: Edler Lieber Herr, zu geben pflegten. Die Verdöppelung Herr Herr (welche heut zu Tage auf allen Briefen steht) gebührte nur bloß den gebornen Herren und den vornehmsten Prälaten. Das Zeichen ꝛc. sollte bey dem obersten Geistlichen, imgleichen bey dem ersten und andern weltlichen Stande niemals versäumt werden. Eine Prälatur von Gottes Gnaden, wenn sie auch an sich geringer wäre als der Stand desjenigen der sie besäße, hätte dennoch den Vorzug vor dem höhern weltlichen Titel, sonst aber nicht; also schriebe man:

„Bischof zu Straßburg, Pfalzgrafe by Ryne,
„Henrich von G. G. Graf zu Henneberg,
„Schulherr des hohen Stifts Straßburg.“

Das Frauenzimmer sollte sich zu keinen Diensten erbieten, und sich nicht Dienerinn nennen, u. s. w.

Es würde zu weitläuftig fallen, wenn ich die mühsame Sorgfalt des Verfassers, welche durch einige hundert Regeln nicht erschöpft wird, völlig darstellen wollte. Es mag genug seyn, um zu beweisen, daß unsere Vorfahren Alles in ihren Briefen wohl abgemessen, und daher die diplomatische Kritik durch den Einwurf: daß die Alten eine Sache so genau nicht genommen hätten, von ihrem Werthe nichts verliert.

Von

Von dem Erbjägermeisteramt im Hochstift Osnabrück.

Es hat der Herr Professor Köhler in seiner vortreflichen Nachricht von den Erbbeamten, den Herren von Münnich zur Werburg (nicht Werpup) das Erbjägermeisteramt des Hochstifts Osnabrück zugeschrieben. Es ist auch nicht ohne, daß sie damit belehnet worden.

Allein es werden auch die von Ledebuer zur Königsbrücken, nunmehro von Busch zu Hinnefeld, imgleichen die von Westphalen, damit belehnet. Die Ursache davon ist, daß es eigentlich ein Ledebueren Lehen gewesen, und durch Erbtöchter an obgenannte Familien gekommen. Folgender alter Lehnbrief bestätiget das Erstere mit mehrerm:

Wy Conrad von dem Retperge, von Gottes Gnaden Elect und Confirmat der Kerken to Ossenbrügge, doen kund und entkennen in düssen openbaren Breve, dat wy up unsem gemenen Lehndage belehnt hebben und belehnen Gerde Ledebuer mit twolf Molt Korn to Wiedenbrügge, beampt Morgen (Korn) de Erbjägerschop unses Stifts tho Ossenbrügk in Denstmans-statt beholtlich uns und unsen Nachkommelingen. Unses Gesichts und jederman synes Rechtens Orkunde der Wahrheit hebben wy unse Segel hiebeneden an düssen Bref doen hangen. Datum anno Dni millesimo quadringentesimo octogesimo quarto, des Dingstages na dem Sondage Reminiscere.

Was heißen Unciae Porcorum?

(Aus dem Lateinischen abgekürzt übersetzt.)

In einem Lehnsbriefe des Bischofs Engelbert von Osnabrück, vom J. 1310, wird dem Belehnten Goswin von Disterwedde zugleich die Erlaubniß ertheilt: „sieben uncias porcorum einzutreiben oder zu verkaufen." (Der ganze lateinische Lehnsbrief ist eingerückt.)

Auf den ersten Anblick kommen diese sieben Unzen Schweine einem ganz abenteuerlich vor; allein bey näherer Betrachtung ergiebt sich, daß die Unze hier die Zahl zwanzig bedeutet, welche im Latein des Mittelalters stica (man s. du Fresne bey diesem Wort), und bey den Sachsen eine Stiege heißt. Wachter (voc. Stiege) hat sehr richtig gefühlt, daß jede Zahl eine Leiter genannt werden kann, deren Stufen aus den Einheiten bestehn. So drückt auch das Wort uncia, wie Vossius im Etymolog. h. v. lehrt, die Einheit aus; und in dieser Hinsicht ist es hier nicht unschicklich statt

statt des Wortes stica gewählt. Allerdings könnte indeß die uncia auch jede andre Zahl, welche in gewisser Rücksicht als eine Einheit angesehen wird, bezeichnen. Aber in dem vorliegenden Lehnsbriefe wird die Zahl zwanzig darunter verstanden, indem die folgenden Deutschen Belehnungen namentlich sieben Stiege angeben.

Lateinische Urkunde,

worin einem Grafen Michael Angelus von Drivasto die Würde eines Comes palatinus vom Kaiser Michael bestätigt wird.

Es sind eigentlich zwey Urkunden: die eine vom Kaiser Michael in Konstantinopel; die andere von dem Römischen Papst Paul. Möser giebt nicht an, woher er diese Urkunden genommen hat: wahrscheinlich waren sie noch vorher nicht bekannt gemacht, weil er sie sonst nicht würde haben wiederum abdrucken lassen; auch setzt er keine Erläuterung oder Bemerkung hinzu, außer der (hier oben verdeutschten) Ueberschrift. — Eine Komitiv von Byzantinischen Kaisern kann wohl für eine literarische Merkwürdigkeit gelten; ich theile deshalb folgende Nachricht davon mit.

Der Kaiser Michael Dei gratia Imperator Caesar semper Augustus, redet in seiner Urkunde zu dem magnifico comiti Drivastensi Domino Michaeli Angelo et Andreae ejus filio legitimo. Drivasto ist eine Stadt in Griechenland, und zwar in der Provinz Arnauth oder Albanien. Der Kaiser bestätigt dieser gräflichen Familie alle vom Kaiser Leo I. und seinen übrigen Vorfahren ihr ertheilten Privilegien und Vorrechte. Der Ausdruck Comes palatinus kömmt nicht vor, aber wohl die Sache in der größten Ausdehnung, indem die Grafen das Recht erhalten creandi et faciendi milites sive auratos equites, comites, barones, cum heredibus

suis

suis in perpetuum, ad libitum vestrum ac heredum ac successorum vestrorum, ac notarios et tabelliones creandi, et etiam creare ac facere doctores in quibuscunque facultatibus, laureareque poetas, et absolvere infamatos de jure vel de facto, nec non legitimandi omnes et quoscunque naturales, spurios, manseres, incestuosos, bastardos, et alios ex quocunque illicito et damnato coitu procreatos, copulative et disjunctive, tam absentes quam praesentes, viventibus vel mortuis eorum parentibus, consentientibus et non consentientibus, omnem ab eis tollendo geniturae maculam et defectum, ut ad paternam et alias quascunque successiones quorumcunque bonorum suorum necnon in feudis signis et armis absque aliqua nota illegimitatis succedant, non obstantibus legibus consuetudinibus et statutis — etc. — Die Unterschrift heißt: Datum in aula nostri imperialis Palatii Constantinopolitani, Anno a nativitate Dni nostri Iesu Christi mill^mo^ ducentesimo nonagesimo tertio, mensis die vigesima quinta, Imperii vero anno trigesimo tertio.

Der Papst, Paulus episcopus servus servorum Dei, bestätigt einem späteren Nachkommen aus dieser Familie, dem nobili viro Andreae Angelo Duci ac Comiti respectiveque Canonico Drivastensi et Dirrachiensi Puletenque minoris Principi, alle von Päpsten und von Griechischen Kaisern erhaltenen Freyheiten und Vorrechte. Die Angeli waren also aus Grafen nun schon zur Fürstlichen und Herzoglichen Würde gelangt. Durazzo (Dyrrachium) am Adriatischen Meer, und der Distrikt Pulati im Gebirge, liegen gleichfalls in der genannten Provinz Albanien. —

Die Unterschrift lautet: Datum Romae apud S. Petrum, incarnationis Domini mill^{mo} quingentesimo quinquagesimo tertio, Calendas Decembris, Pontificatus nostri primo.

Ich will nur anzeigen, daß mir die Jahrzahlen, wenn nicht etwa auch hierin ein Druckfehler obwaltet, nicht zu passen scheinen. Der Kaiser Michael in Konstantinopel wird wohl kein andrer als Michael Paläologus Komnenus seyn. Dieser konnte aber keine Urkunde 1293, in seinem 33sten Regierungsjahre, ausfertigen; da ich seinen Tod auf das J. 1282, und seine Regierungszeit nur auf 23 Jahre angegeben finde. Der Papst Paul soll wahrscheinlich Paul IV seyn. Allein dieser bestieg erst 1555, nicht 1553, den Römischen Stuhl. — Die weitere Untersuchung, wenn die Sache eine solche verdient, muß ich gelehrteren Forschern überlassen. N.

Bemer=

Bemerkung
über eine Stelle des Euripides.

Möser hat diesem kleinen lateinischen Aufsatz den Titel gegeben: „Ueber das Alter der Nordischen Denk„mäler; eine Muthmaßung zu dem 239sten Verse in „dem Cyklopen des Euripides." — Wahrscheinlich ist es eine Jugendarbeit, welche er 1755 für seine Freunde als einen Beytrag zu ihrem Journale hervorsuchte; nicht ohne Witz und Scharfsinn, obgleich die Deutung offenbar zu weit hergehohlt ist.

In der angeführten Stelle des Griechischen Dichters, erzählt der bey dem Cyklopen dienende Silen die Ankunft des Ulysses und seiner Gefährten auf Sicilien; und setzt, theils um die Fremdlinge zu belügen, theils um seines Herrn zu spotten, hinzu: „Jene hätten gesagt, „daß sie den Polyphem tüchtig durchprügeln, ihn bin„den, in den untern Raum des Schiffes werfen, und „ihn in die Fremde verkaufen wollten, um dort gebraucht „zu werden Felsstücke mit Hebeln fortzuwäl„zen (πετρους μοχλευειν)." — „Weil nun Polyphem als ein karrikaturmäßiges Ungeheuer von Größe und Stärke beschrieben wird, so kann man vermuthen, sagt Möser, daß hier auch an ungeheure Werke gedacht ist, bey deren Errichtung der Cyklop dienen sollte. Die bewundernswürdigsten Massen der Baukunst in der damaligen Welt, selbst die Aegyptischen Pyramiden, waren den Griechen zu wohl bekannt, als daß sie diese für eine Arbeit

Arbeit der Cyklopen hätten halten können. Man muß also auf entferntere Weltgegenden rathen, wovon einiges Gerücht zu den Griechen gekommen war. Und so gelangen wir zu den großen sonderbar aufgethürmten Fels-Gestellen, welche sich im Norden fanden und noch finden; welche zu regelmäßig sind um für ein Werk der bloßen Natur zu gelten, und doch auch so ungeheuer, daß sie alle menschliche Kräfte zu übersteigen scheinen. Von jeher hat man sie im Norden als Spuren vom Daseyn ehemaliger Riesen angesehn."

„Die Phönicier schiffren weit und breit: sie besuchten die Kassiterischen Inseln (Zinn-Inseln), welcher Namen höchst wahrscheinlich auf Britannien geht, wie Bochart bewiesen hat; und kamen auch nach Sicilien und Griechenland, so daß man in diesen beyden Ländern durch ihre Erzählungen Nachrichten von Gegenden erhielt welche man nicht selbst gesehen hatte. Es läßt sich also annehmen, daß Euripides und die Griechen auf diesem Wege erfahren hatten, daß in den nordlichen Gegenden solche kunstähnliche Steinmassen ständen, welche der Volkssage zufolge, von Riesen erbauet wären. Es läßt sich annehmen, daß die Phönicier von ihren Reisen nach Britannien die Kenntniß dieser Denkmäler zurück brachten; und endlich annehmen, daß die berühmteste Masse dieser Art, Stone-henge in England, das ganze Gerücht und die darauf gebauten Erdichtungen veranlaßt habe, dieses bekannte Felsgestelle folglich bey weitem älter als das Jahrhundert des Euripides sey."

Man sieht wenigstens, daß Möser auch die Griechischen Schriftsteller mit Interesse las, und allenthalben Nahrung für seine Lieblingsbeschäftigung: die vaterländische oder Nordeuropäische Geschichte, zu finden wußte.

N.

II.

II.

Bisher ungedruckte Schriften.

Personen des Nachspiels:

Herr Barthold, Principal der Bühne.
Kolombine, seine Tochter.
Harlekin,
Scapin,
Isabelle,
Valer,
} Schauspieler.
Peter, Lichtputzer.

Der Schauplatz ist auf dem Schauplatze.

Die Tugend auf der Schaubühne;

oder:

Harlekin's Heirath.

Ein Nachspiel in einem Aufzuge *).

Erster Auftritt.

Herr Barthold, Harlekin.

Harlekin (macht drey tiefe Verbeugungen.)

Barthold. Was will Er, mein guter Freund?

Harl. (Macht wieder einige Verbeugungen.)

Barth. Bücke Er sich so lange bis Er müde wird, und dann kann Er mir sagen was Er zu sagen hat. Die jungen Leute gewöhnen sich das itzt so an, daß sie einem die Zeit mit tausend Komplimenten verderben. Wenn man in meiner Jugend zu einem Mann im Amte ging: so machte man ihm einen einzigen Bückling, und kam dann zur Sache. Das war eine gute Mode; dabey sollte man es lassen.

Harl.

*) Man sehe über dies scherzhafte Stück die Nachricht, welche ich in Möser's Leben S. 81 f. davon gegeben habe. Da es in seiner Art merkwürdig ist, habe ich es auch besonders abdrucken lassen. N.

Harl. (in fremdem Ton) Hochedelgeborner und Gestrenger — — —

Barth. Damit geht schon wieder eine Minute hin.

Harl. Sie erlauben großgünstig — — —

Barth. Wieder eine Minute.

Harl. Daß ich mir die Freyheit nehme — —

Barth. Noch ein Wort von solchem Schlage, und ich prügle Dich zum Dinge hinaus.

Harl. (im gewöhnlichen Ton) Ich komme, Herr Barthold, wegen Ihrer jüngsten Tochter Kolombine; sie gefällt mir — — —

Barth. Gehorsamster Diener, gehorsamster Diener, mein werthester Herr Harlekin! Verzeihen Sie, daß ich Sie sogleich nicht gekannt habe. Meine Augen vergehen mir allmählich, und Sie redeten mir in einem solchen Candidatenstil, den ich an Ihnen nicht gewohnt bin.

Harl. Ich kann heirathen, ich muß heirathen, und ich will heirathen.

Barth. Nun, das ist kurz. Das sind drey Hauptursachen, die nicht von allen Leuten so recht verstanden und empfunden werden. Was gedenken Sie denn aber Ihrer künftigen Witwe zum Leibgedinge auszusetzen?

Harl. Erstlich, gedenke ich nicht vor ihr zu sterben.

Barth. Das ist freylich ein guter Vorsatz; allein die Ausführung kömmt bisweilen gar sehr auf die Frau an: diese hat vielerley Mittel, einen ehrlichen Mann in die Grube zu bringen, ohne Gift und Messer. Der

meinigen habe ich es, Gott sey Dank, abgesessen. Es war ein heller Gast; aber sie wurde so eingetrieben, daß sie sich aus dem sieben und zwanzigsten Kindbette nie wieder erholen konnte. Sie sehen, ich habe mich wohl gehalten.

Harl. Das merke ich. Zweytens, hat sie, so lange ich lebe, ein reichliches Auskommen. Meine Kunst als Harlekin hat einen goldenen Boden, und Kolombinchen hat gewiß auch eine Kunst worauf sie sich verlassen kann.

Barth. Ach, die Künste verlassen einen mit der Zeit, und wenn man alt wird, so ist nichts bequemers als von seinen Renten zu leben. Da ist ein Haufen Mühe und Sorge erspart.

Harl. Freylich, und ich denke eben deswegen ein Capital zurück zu legen, wovon zweytausend Thaler auf den Witwenstuhl kommen sollen, Nota Bene: wenn er keinen Haarbreit verrückt wird.

Barth. Das ist etwas hart; eine Witwe ist zu beklagen. Ich fühle, mein lieber Harlekin, wie sauer es mir in meinem sieben und siebenzigsten Jahre wird, mich nicht bisweilen auf einen hübschen weichen Witwenstuhl zu setzen.

Harl. Ich will es aber nun so; und darum gebe ich meiner Witwe einen Stuhl mit vier Beinen, damit er recht feste stehe. Zweytausend Thaler, wenn ich sie habe, sind, zum Henker, Geld. Was Kolombine erspart, soll sie zu ihrem Nadelgelde behalten, und wenn sie vor mir verstirbt, werde ich sie in ihrem besten Hemde begraben lassen.

Barth. Aber Sie vergessen die Morgengabe.

Harl. Das bin ich selbst: Morgen- und Abendgabe. Bringt mir aber Kolombine einen Sohn, wohl zu verstehen, wenn er mir ähnlich sieht; denn das fordere ich ausdrücklich: so soll er auch Barthold Harlekin heißen.

Barth. Ich dachte in der That, Sie wollten ihr sodann ein neues Kleid aufs Kindbette legen. Hören Sie, Herr Harlekin, ich habe der Mädchen viele, und schaffe sie mir gern vom Halse, weil sie auf ihren spitzen Absätzen leicht einmal unvorsichtiger Weise zu Falle kommen können. Ich will also nicht lange handeln. Kolombine ist die Ihrige; und zwar diesen Abend, wenn Sie wollen. Das bitte ich mir aber aus, daß Sie sie nicht heimlich entführen; ich würde sonst auf Ihrer Hochzeit nicht trinken können.

Harl. So weit sind wir noch lange nicht. Ich habe mich nur erst vorläufig erkundigen wollen, ob Sie mir Ihre Tochter wohl geben wollten, wenn ich in forma darum anhielte. Itzt ist noch ein kleiner oder großer Punkt übrig. Sie wissen, mein werthester Herr Barthold, daß man von den Comödiantinnen mancherley sagt. Kolombinchen hat ein Paar so allerliebste Tauben-Aeugelchen, sie hat so etwas, so etwas — — — ach, Herr Barthold, ich kann es nicht sagen, aber was sie hat, das sagt so viel — — — so viel — — —

Barth. Nun, wie viel denn?

Harl. Wenn eine Nuß leicht aus der Hülse fällt, ist sie denn auch wohl schon vom Wurme gestochen?

Barth. Ist das eine Frage für einen klugen Mann? Die Wurmstichigen sitzen allemal fest in der Hülse.

Harl. Ach, Herr Barthold, sollte sie es nicht schon wohl versuchet haben?

Barth. Sie mag versucht haben was sie will, so hat sie allzeit nur ihre Rolle gespielet. Ein Mädchen auf der Bühne muß oft verliebt thun, oft küssen, oft lachen, und was dergleichen mehr ist. Das bringt aber die Comödie so mit sich. Wenn Kolombine die verschmitzte Buhlerinn vorstellt, so würde es sich ja nicht schicken, daß sie die Mine einer Matrone behielte. Wie oft hat sie nicht auch geweint! Meynen Sie aber, daß sie um deswillen, wenn sie zu Hause gekommen, immer betrübt gewesen?

Harl. Ich habe allzeit gehört, die Unschuld soll so etwas Süßes, so etwas Körnichtes, so etwas von der braunen Kruste seyn, daß ich nicht gern eine Frau nehmen mögte, welche diesen Leckerbissen bereits verschenket hätte.

Barth. O mein lieber Harlekin, sind Sie da verbrannt: so rathe ich Ihnen gar keine Frau — — — anders als meine Kolombine zu nehmen.

Harl. Aber sehen Sie einmal Selbst, Herr Barthold, alle diese schönen Herrn, welche hier vor unsrer Bühne sitzen. Ihre Augen scheinen meinem lieben Kolombinchen das Mark aus den Knochen zu ziehen; und wenn sie tanzt; ach, wenn sie tanzt: so — — — so — — tanzen alle Herzen mit ihr.

Barth. Sollten sie das wohl thun?

Harl. Wenn sie es nicht thäten, so mögte ich Kolombinchen nicht; und nun, da sie es thun, so traue ich Kolombinchen nicht recht. Denen Mädchen, die so hoch springen wenn sie tanzen, kann leicht ein Blümchen entfallen; und wenn das auch nicht wäre: so rühmt sich

doch ein jeder, vielleicht selten mit Recht, daß er eines aufgenommen habe. Herr Barthold, Herr Barthold! eine hübsche Comödiantinn ist wohl selten, selten, selten eine Kirsche woran nicht schon ein Vogel gebissen hat.

Barth. Possen! es ist kein hübsches Mädchen in der Welt, wovon man nicht eben diese Vermuthung hat. Nicht, weil sie geschwinder Feuer fängt, als eine andere, sondern weil sie Tag und Nacht verfolgt und also leicht einmal im Schlummer überrumpelt wird. Wer sich aber daran stößt, der mag zu seiner Strafe eine Häßliche nehmen, und versichert seyn daß sie vor dem ersten Loche gefangen werde. Sie wird die Ehre, das Glück und das Vergnügen, in ihrem sterblichen Leben auch einmal angebetet zu werden, so verliebt erkennen; sie wird so besorgt seyn den Vogel nicht zu verscheuchen; sie wird so bange seyn, die einzige Gelegenheit zu verlieren; sie wird so fertig seyn, ihre vergängliche Waare an den Mann zu bringen, daß ich nicht Eines auf sie, aber wohl hundert auf ein hübsches Mädchen verwetten wollte, das die Wahl unter tausend Käufern hat. Und dann, mein lieber Harlekin, ist es eine bestialische Sache, eine garstige Hexe und doch keine braune Kruste zu bekommen. Für Kolombinen will ich allenfalls Bürge seyn.

Harl. Die Bürgschaft ist in der That etwas bedenklich. Ich hätte für meine Mutter nicht einstehen mögen.

Barth. Ich mag die Grillen nicht länger anhören. Kurz und gut, Sie nehmen sie, oder nehmen sie nicht; einige Gefahr werden Sie allemal laufen. — Doch, warten Sie, wir wollen heute einmal den Freyer vorstellen. Sie sollen der Bräutigam, und meine Tochter Kolombine Ihre Braut seyn. Sie können siedabey auf

die Probe stellen; und wenn es Ihnen dann nicht gefällt, so sind Sie am Ende wieder frey, und Sie haben nur eine verliebte Rolle gespielet.

Harl. Der Einfall ist wirklich gut. Ein jeder Freyer spielt doch nur eine Rolle; und wenn am Schlusse des Stücks die Heirath vollzogen wird, so hat die Rolle nur gar zu früh ein Ende.

Barth. Holla! Kolombine!

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, und Kolombine.

Barth. Kolombine, Du sollst heute einmal die Braut seyn.

Kolombine. Ach, Papa, das bin ich gerne. Ich spiele nichts lieber als Braut und Bräutigam.

Harl. (Vor sich) O Du — — — Sie wissen aber doch, meine schöne Kolombine, daß die Freyerey mit der Comödie ein Ende hat.

Kolombine. Nun, so können wir ja dasselbige Stück noch einmal spielen. Ich wollte, daß wir gar kein anderes auf unsrer Bühne hätten; und fast mögte ich das Heirathen verreden, um allzeit Braut zu bleiben. Ach, es ist so allerliebst Braut zu seyn.

Barth. Man kann heirathen, und doch noch immer die Braut spielen. Eine gute Partey kann man immer auf Abschlag nehmen; und die jungen Mädchen thun übel, wenn sie die Hand eines ehrlichen Mannes ausschlagen, um allzeit flattirt, adorirt, courtisirt, caressirt, und endlich meprisirt zu werden. Bist Du denn,

meine Tochter, sonst noch nie die Braut als auf der Schaubühne gewesen?

Kolombine. Nein, Papa.

Barth. Hören Sie wohl, Herr Harlekin?

Harl. Ich höre und sehe, Herr Barthold.

Barth. Wo ist Scapin und Peter? Sie sollen auch herkommen, und den Freyer mitspielen. Isabelle, welche schon oft die Braut vorgestellt, und erfahrner ist als Du, Kolombine, soll Dir die rechte Manier zeigen.

Kolombine. O, Papa, ich will schon fertig werden, ich verstehe es schon.

Barth. Nun, so macht Ihr Beyde den Anfang. Ich will herumgehen, und den Uebrigen ihre Rollen ankündigen.

Dritter Auftritt.

Harlekin und Kolombine.

Kolombine. Nun, Sie fangen an.

Harl. Nein, fangen Sie an.

Kolombine. Ach, nein! so habe ich es nicht gelernt. Der Bräutigam fängt zuerst an, und sagt: Ach, meine theuerste Schöne, wie lange habe ich mir nicht schon das Glück gewünscht, Ihnen mein Herz zu eröffnen.

Harl. Und was sagt denn die Braut?

Kolombine. Sie antwortet: O! Sie schmeicheln mir zu viel; ich weiß, es ist nur Ihr höflicher Scherz.

Harl. Und was antwortet denn Er wieder?

Kolombine. Er nimmt dann ihre Hand, küßt solche, und sagt: Ach, mögten Sie in dieses Herz sehen; da würden Sie lesen, daß mein aufrichtiger Wunsch niemals ein anderer gewesen, als das Glück Ihnen zu gefallen, und diese schöne Hand zu küssen.

Harl. Und läßt sie das so geschehen?

Kolombine. O ja, sie läßt ihm die Hand, und er küßt sie noch hundertmal; und seufzet dann, bis endlich die Braut solche nicht mehr zurückziehen kann, und mit ihrer ganzen Person folget.

Harl. Die Rolle mag ich nicht spielen.

Kolombine. Auf welche Art wollen Sie dann?

Harl. Ich sage: Kolombine, mein englisches Magentröpfchen, wenn Sie will, ich will wohl.

Kolombine. Und was muß sie denn sagen?

Harl. Sie spricht: Nun, ich will — — —

Kolombine. Nun ich will — —

Harl. Fallen Sie mir doch nicht in die Rede. Sie muß sagen: Nun, ich will nicht.

Kolombine. Die Rolle mag ich nicht spielen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, und Barthold.

Barth. Nun, meine Kinder, habt Ihr angefangen?

Kolombine. Nein, Papa! In der Sache sind wir eins; wir können uns nur über die Rolle nicht vergleichen. Herr Harlekin will es besser wissen als ich, und mich dünkt, in diesem Stück könnte ich lange sein Meister seyn. Ich bin von Jugend auf bey dem Schauspiele erzogen; bin so mannichmal Braut gewesen, und muß es vermuthlich besser wissen als er.

Barth. Nun, Harlekin, so sollten Sie sich auch weisen lassen. Kolombine führet sie gewiß keinen unbekannten Weg.

Kolombine. O nein! Ich dachte es eben so zu machen wie die selige Mama.

Barth. Wie ich meine selige Frau heirathete, folgte ich ihr blindlings, und unsre Ehe würde nicht so gesegnet gewesen seyn, wenn ich minder folgsam gewesen wäre. Sie war allzeit fertig mich zu unterweisen, und ihr Exempel that bisweilen die besten Dienste. Oft war mir ihr Unterricht sehr ungelegen; aber das war, der Himmel weiß, ihre Schuld nicht.

Harl. Das Schlimmste sind meine Scrupel; und ich begreife noch nicht, Herr Barthold, wie solche durch unsre Comödie werden gehoben werden. Stellt Kolombine die Braut gut vor, so werde ich denken: sie versteht ihre Rolle; und stellt sie solche nicht gut vor, so werde ich denken, sie versteht noch eine Rolle. Und der Himmel weiß, ob sie nicht noch eine dritte versteht. Es ist doch schlimm, daß man das Ding nicht auf die Goldwage bringen kann.

Barth. Die beste Goldwage ist ein gutes Vertrauen; wer das nicht hat, der ist schon wirklich betrogen; und wer es hat, der ißt seinen Salat, schluckt eine Schnecke mit hinunter, und findet ihn noch schmackhafter.

Harl. Ich mögte darauf Ihr Gast nicht seyn. Wer heirathen will, muß nicht Blinde-Kuh spielen, sondern wohl zusehen was er greift.

Kolombine. Oho! Herr Harlekin! itzt verstehe ich das Ding mit der Goldwage. Auf ein Paar Aeßchen können Sie gewiß rechnen, die ich schon verloren habe. Denn der Schneider hat mir gar kein Eisen in meine neue Schnürbrust gemacht. Indeß, da die Comödie aus ist, habe ich die Ehre mich Ihren Scrupeln zu empfehlen.

Barth. Ich meyne es auch so. Beschlafen Sie die Sache! Ein guter Traum ist im Heirathen oft die beste Entscheidung.

(Sie gehn Beyde ab.)

Fünfter Auftritt.

Harlekin. Scapin und Peter.

Harl. (vor sich) O weh! der erste Versuch ist nicht zum Besten abgelaufen. Itzt mögt' ich wohl, nun will sie nicht.

Scapin. Wird denn heute nicht gespielt? Herr Barthold hat mich herbestellt, um den Freyer mit vorzustellen. Ich sehe aber keine Anstalten.

Peter. Ich sollte auch einen vorstellen — —

Harl. Ha, mein guter Peter, magst Du es denn gern thun?

Peter. O ja. Ich muß sonst immer nur die Lichter putzen; wenn aber der Freyer gespielet wird, so — — so küsse ich, wollt' ich sagen, Cathrinchen.

Harl. Und Du, Scapin?

Scapin. Meine Rolle in diesem Stück ist immer nur ein Puckel voll Schläge, und ich könnte eben nicht sagen, daß ich solche jetzt nöthig hätte.

Harl. Hör' einmal, mein lieber Scapin! Ich weiß, Du bist schlauer als mancher Dieb, der gehangen wird; ich muß Dir eins im Vertrauen sagen.

Peter. Ich hoffe doch nichts von Cathrinchen?

Harl. Ich wäre wohl gesonnen, des Herrn Bartholds jüngste Tochter Kolombinchen in allen Ehren zu heirathen — —

Peter. Giebt es denn auch Heirathen in Unehren,

Harl. Allein, ich besorge, sie mögte schon — —

Peter. Was mögte sie schon?

Scapin. Schweig, Peter, ich verstehe schon was Harlekin meynt. Er besorgt, sie mögte schon einmal in Unehren geheirathet haben.

Peter. Nun verstehe ich es auch — — —

Harl. Was meynst Du nun? Wie fange ich es an, um hinter die Wahrheit zu kommen?

Scapin. Du mußt sie vorher probiren.

Peter. Bey meiner Treu, das ist vernünftig.

Harl. Allein, wie mache ich das?

Peter. O, das will ich wohl thun, wenn Sie es nicht verstehen.

Scapin. Ich weiß was zu thun ist. Wolltest Du wohl, Harlekin, ihr zu gefallen, eine Tracht Schläge vorlieb nehmen?

Harl.

Harl. Die Schläge wohl; aber den Schimpf nicht.

Scapin. Nun da ist Rath zu. Höre, ich will Dir das Kleid meines Herrn verschaffen. Du weißt, er ist Hauptmann, und eine Uniform hat heut zu Tage viele Freyheiten; damit sollst Du diesen Abend zu ihr gehen. Läßt sie Dich nun zum Hause hinaus prügeln, so kannst Du glauben, daß sie die Krone von allen ehrlichen Mädchen ist. Nimmt sie Dich aber an, küßt und umarmt Dich, so nimmst Du das auf dem Marsche vorlieb, und weißt wie viel die Glocke geschlagen.

Harl. O mein lieber Scapin, das ist unvergleichlich. Ich danke Dir tausendmal für Deinen guten Rath. Mache mich nur geschwind zum Hauptmann. Ich brenne vor Verlangen, jene glückliche Tracht Schläge zu empfangen.

Peter. Ich wahrhaftig nicht. In meiner Heimath probirt man die Mädchen ganz anders.

Scapin. In meiner auch. Aber man bekömmt zuweilen etwas, was einem noch weit unangenehmer ist, als eine Tracht Schläge. Nicht wahr, Harlekin?

Harl. O Scapin, Du bist der klügste Schelm, den ich in meinem Leben gekannt habe. Mache nur geschwind, daß ich das Kleid von Deinem Herrn bekomme. Ich hoffe doch nicht, daß er es übel nehmen wird, wenn der Schimpf hiernächst darauf sitzen bleibt?

Scapin. O im geringsten nicht. Eben das Kleid, was ich Dir verschaffen will, hat schon mehrmal herhalten müssen. Ich will hingehen um es Dir zu bringen. Du mußt mir aber auch einmal wieder zu gefallen seyn, wenn Du nun ein Ehemann seyn wirst.

(Scapin geht ab.)

Sechster

Sechster Auftritt.

Harlekin und Peter.

Harl. Du sagtest ja erst, Peter, man hätte in Deiner Heimath eine andere Probe, um zu erfahren, ob die Braut noch ächt sey.

Peter. O ja, das haben wir auch.

Harl. Wie macht Ihr denn das?

Peter. Da kommen wir her und suchen uns eine aus, die uns gefällt.

Harl. Das kann ich wohl denken.

Peter. Dann nehme ich mein Spinnrad, und gehe des Abends zu ihr ins Haus, setze mich neben ihr hin, und wir spinnen denn alle Beyde.

Harl. Nun, spinnt Ihr denn immer fort?

Peter. Von ungefähr geht dann einmal die Lampe aus.

Harl. Das kömmt der Sache näher — — —

Peter. Spinnt die Braut nun im Finstern fort, ohne den Faden zu verlieren, so ist das ein gutes Zeichen.

Harl. Das ist wirklich so dumm nicht — —

Peter. Steht aber das Rad stille, bricht der Faden und die Schnur schlägt wohl gar ab: so hohle es der Henker!

Harl. Wahrhaftig, die Leute sind klug; und wer hat euch das so gelehret?

Peter. Ich glaube, es muß so von Vater auf Sohn gekommen seyn. Denn wie unser Pastor einmal das Zusammenspinnen abschaffen wollte, so sagten die

Aeltesten im Dorfe: ihre Väter hätten es gethan, ihre Großväter hätten es gethan, und ihre Kinder sollten es auch thun.

Harl. In dem Dorfe mögte ich wohnen!

Siebenter Auftritt.

Scapin mit einem Kleide unterm Arme, und die Vorigen.

Scapin. Stille! stille! wir wollen einen rechten Aufzug haben. Isabelle und Valer kommen daher, um ihre Rolle zu spielen. Es geht ihnen wie mir. Sie meynen, der Freyer werde gespielet, und weil an ihnen die Reihe ist, aufzutreten, wenn ich zum andernmale abgehe: so will ich itzt ganz ernsthaft herausgehn. Ihr aber geht auf die Seite so lange. Hier ist das Kleid, Harlekin, welches du immittelst anziehen kannst.

Harl. Vortrefflich!

Peter. Das ist des Henkers Comödie.

(Gehn ab.)

Achter Auftritt.

Isabelle und Valer.

Isabelle. Nein, mein werthester Graf, so schmeichelhaft es mir auch ist von Ihnen geliebt zu werden, und so sehr ich von Ihren rechtschaffenen Absichten überzeuget bin, so wenig finde ich mich vermögend Ihnen meine Hand zu geben. Mein Schicksal hat mich einmal auf die Schaubühne geführt; ich bin der Welt nichts

mehr

mehr als eine Comödiantinn, und ich müßte Sie, mein werthester Graf, minder hochschätzen und minder lieben, wenn ich in Ihre Verbindung einwilligen und uns Beyde beschimpfen sollte: Sie, daß Sie Sich so weit herablassen, und mich, daß ich einen Mann genommen, der so wenig Empfindung und so wenig Zärtlichkeit gegen seine eigne Ehre gehabt hatte.

Valer. Großmüthige Isabelle, je edler Sie Sich zeigen, je weniger ist es mir möglich Ihren Befehlen zu gehorchen. Ich kann ohne Sie nicht leben. Mein ganzes Glück beruhet auf unsre Verbindung. Das Recht ist auf der Seite der Tugend, der Schönheit und der Liebe. Vorurtheile dürfen uns nicht irre machen.

Isabelle. O! es giebt ehrwürdige, heilige Vorurtheile; und die Wahrheit muß sich oft erst in unsre eigne Meynung, in unser Vorurtheil verwandeln, ehe sie ihr Recht behaupten kann.

Valer. Aber Ihre Geburt ist der meinigen nicht ungleich. Sie sind von guter Familie, und daß das Schicksal Sie auf die Bühne geführt — — —

Isabelle. Nichts mehr hievon. Sie wissen, wie die Welt denkt. Sie wissen, mit welchen übeln Vermuthungen sie diejenigen verfolgt, welche sich der Bühne widmen, und es sollte mir ewig leid seyn, als Comödiantinn einen Mann zu beschimpfen, den ich als Prinzessinn glücklich zu machen wünschte.

Valer. Göttliche Isabelle!

(Er will ihre Hand nehmen.)

Isabelle. Auch diese Hand nicht, mein werthester Graf. Ich bin stolz, stolz auf Sie, stolz auf mich; und da ich Muth genug habe, meine Liebe Ihrer

Ehre

Ehre aufzuopfern, so müssen Sie auch so billig seyn, und der meinigen schonen.

Valer. Sie sind grausam. Sie handeln ungerecht mit Sich, ungerecht mit mir. Ich und mein Unglück bleibt zu Ihrer Verantwortung.

Isabelle. Ich kenne diese Sprache; aber ich weiß was ich mir von Ihrer Vernunft zu versprechen habe. Ueberlegen Sie nur einmal Selbst, wie empfindlich es Ihnen und mir seyn würde, wenn man in allen Gesellschaften vor uns fliehen, wenn jeder Blick Ihnen einen Vorwurf und mir eine Verachtung zeigen, wenn Ihre ganze Familie Sie hassen und mich verfolgen, wenn jedermann argwohnen würde — — —

Valer. Quälen Sie mich wenigstens nicht, wenn Sie mich nicht glücklich machen wollen. Ich habe das alles, und noch ein mehrers überlegt; ich habe mir alle diese Wahrheiten so deutlich vorgestellt, daß ich glauben konnte, unparteyisch zu urtheilen; und doch, schönste Isabelle, fiel der Schluß dahin aus, daß das Glück unsrer Vereinigung Alles das unendlich überwiegen würde.

Isabelle. Sie wissen, Herr Graf, daß ich gegen dieses Glück nicht unempfindlich bin. Sie wissen, daß mein ganzer Stolz durch diese Verbindung befriedigt werden würde. Verzeihen Sie mir aber, daß ich Sie auf eine zärtlichere Art liebe, und meinem Vorsatze getreu bleibe.

Valer. Sie begegnen einem Jeden sonst so gütig, Sie — — —

Isabelle. Keine Vorwürfe, Herr Graf. Da ich die Bühne betrete, so ist es meine Schuldigkeit, allen

die dahin kommen, Höflichkeit und Dankbarkeit zu zeigen. Ich würde sonst unsrer Gesellschaft schaden, und eine Unanständigkeit begehen, die in den Umständen worin ich bin, für den Einen oder Andern beleidigend seyn könnte. Glauben Sie aber um deswillen ja nicht, mein lieber Herr Graf, daß wir mit unsrer Gütigkeit verschwendrischer sind als andre. Jeder Stand erfordert ein eignes Betragen; und wenn man das weiß, so macht man keine falsche Schlüsse.

Valer. Ich glaube nicht, daß Sie mir dergleichen Schuld geben können. Meine aufrichtige Liebe ist die beste Widerlegung, und die sicherste Probe, daß ich Ihre Gütigkeit in keinem Verdachte habe.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Harlekin und Peter.

Harl. Ha! ha! ha! Spielen Sie hier eine Comödie?

Isabelle. Nun, was fällt Dir ein, Harlekin? Die Reihe ist ja gar nicht an Dir.

Harl. Die Reihe mag an mir seyn oder nicht, so muß ich Ihnen sagen, daß Herr Barthold sich versehen, und daß heute gar nicht gespielt, sondern in allem Ernste an einer Heirath gearbeitet wird.

Valer. Aber, was bedeutet denn das?

Harl. Was das bedeutet, wenn man heirathet?

Peter. Wissen Sie das nicht?

Valer. Herr Barthold und Ihr alle seyd verrückt. Ein andermal soll man es mir zweymal sagen, ehe ich hierher kommen und meine Rolle spielen will.

(Geht ab.)

Isabelle. Kann ich denn wohl so glücklich seyn, zu erfahren, was es für eine Heirath sey, woran heute gearbeitet wird?

Harl. Sie soll zwischen einem Bräutigam der sich Scrupel macht, einer Seits, und zwischen einer Braut die sich keine macht, ander Seits, geschlossen und nicht geschlossen werden.

Isabelle. Aus diesem räthselhaften Geschwätze schließe ich, Harlekin, daß Du es bist, der sich Scrupel macht.

Harl. Der Henker traue den Mädchen! Ich glaube, sie lesen einem aus den Augen was man denkt. Aber, was hat man denn auch anders in den Augen, wenn man erst zu Verstande kömmt, als die Lust zu heirathen? Sehen Sie mir das nicht gleich an?

Isabelle. O! das habe ich Dir lange angesehen, und Kolombinen ebenfalls.

Harl. Ey, schau doch, wie listig sie das Geheimniß herauslocken will!

Isabelle. So war denn doch die Heirath zwischen Dir und Kolombinen das Geheimniß? Nun, so wünsche ich Dir viel Glück damit; es ist ein braves Mädchen.

Harl. Dürfte ich wohl unterthänigst fragen, was Sie durch ein braves Mädchen verstehen? Ich habe sonst gemeynt, die Pferde würden nur brav genannt.

Isabelle. Ich will damit nur sagen, daß Kolombine ihre Rolle gut spielt, daß sie sehr geschickt, sehr schön, sehr lustig, sehr gutherzig — — —

Harl. Aber nicht auch sehr tugendhaft sey?

Isabelle. O! das versteht sich von selbst; und ich kann Dir zur guten Nachricht sagen, daß sie noch gar kürzlich ein Paar brillantene Ohrringe ausgeschlagen hat.

Harl. Aber der Freyer, der sie ihr angeboten, sollte der nicht so gewisse Vermuthungen gehabt haben, daß sie solche wohl annehmen würde?

Isabelle. Ich glaubte, Harlekin, Du dächtest besser von unsrer Schaubühne. Wenn man alle diejenigen von uns verurtheilen wollte, welche etwa einen freundlichen Blick vergelten, oder sich eine Versuchung zuziehen, so würde man sehr ungerecht gegen uns seyn.

Peter. Nein, der Faden muß wenigstens abbrechen und die Schnur vom Rade fallen, sonst kann man seiner Probe nicht sicher seyn.

Isabelle. Das dünkt mich auch, Peter; und wo ich Dich recht kenne, so würdest Du mein Cathrinchen gern nehmen, ohne Scrupel; und Du, Harlekin, thätest auch wohl, von der Probe nach der Hochzeit zu reden.

Harl. Das ist verflucht gefährlich, und zu seiner Zeit eben nicht tröstlich.

Isabelle. Ich wünsche Euch mit einander ein Paar Weiber, die Euch die Köpfe zurechte setzen; und wenn Herr Barthold seine selige Frau noch hätte, so würde er mich nicht hieher auf April geschickt haben. Das sagt ihm nur, wenn Ihr ihn sehet.

(Geht ab.)

Zehnter

Zehnter Auftritt.

Harlekin und Peter.

Harl. Nun, Peter, wo hast Du meine Companie gelassen?

Peter. Hier ist sie (indem er ihm das Kleid holet und übergiebt).

Harl. (Zieht das Kleid über das seinige und macht dabey ein Theaterspiel).

Elfter Auftritt.

Die Vorigen und Scapin.

Scapin. Ha! willkommen, mein werthester Herr Hauptmann!

Harl. Wie, Scapin, kennest Du mich denn nicht mehr?

Scapin. In der That, wenn Dich Deine Stimme nicht verrathen hätte, so würde ich Dich schwerlich erkannt haben.

Peter. Aber die Hosen?

Scapin. O! die kann man bey jedem Kleide tragen, und ein Witwer mag sie so gar in der Trauer anziehn.

Peter. Bey uns sagt man, es ist kein Herr so groß, oder der Narr blickt irgendwo hervor.

Harl. Ich bitte Dich, Peter, mache doch solche dumme Vergleichungen nicht. Ich habe diese Hosen mit Fleiß behalten; denn sollte die Probe unglücklich ablaufen, so hänge ich das Kleid sogleich an den Nagel,

und bin wieder der ich war. Aber, was denkst Du, Scapin, sollte man mich wohl aus Achtung für die Uniform ungeschlagen zurückschicken?

Scapin. Mache Dir doch nur solche Scrupel nicht. Wenn Kolombine ein ehrliches Mädchen ist, und Du es recht bey ihr anfängst, so mußt Du Deine Schläge bekommen, oder ich verliere fünf Gulden.

Harl. Gut! es ist ein Wort.

Peter. Wahrhaftig, ich wette mit, Herr Harlekin. Kolombine ist ein ehrliches Mädchen. Sie bekommen die Schläge zuverlässig, und ich gewinne mein Geld, oder Sie haben es nicht recht darnach angefangen.

Harl. Peter, es gilt fünf Batzen; und mit Freuden will ich sie euch beyden auszahlen. Eins fällt mir aber itzt bey: ich habe gar kein Geld in der Tasche. Ich müßte doch wohl, wenn ich einen Versuch wagen will, so irgend einen Beutel mit Dukaten haben.

Scapin. Glaubst Du denn nicht, daß ich weiß, was Dir in solchen Fällen nöthig ist? Fühle nur einmal in die Taschen. In der einen steckt meines Herrn leerer Geldbeutel mit Zahlpfennigen, und in der andern das Futteral von seinen Schuhschnallen. Kolombine wird Dukaten und Juwelen darin vermuthen, und wenn Du es ihr anbietest, Dir gewiß Beydes an den Kopf werfen, ohne zuzusehen was darin ist.

Harl. Weißt Du dies gewiß?

Scapin. So gewiß als Du den Glauben auf den Puckel bekommen wirst.

Peter. Viel Glücks dazu!

Harl. (zu Scapin) Wolltest Du mich wohl bey Kolombinen melden?

Scapin. Ey, warum nicht? Ich diene meines Herrn Uniform, und schäme mich nicht, solche bey Kolombinen anzumelden.

Harl. So gehe geschwind.

Zwölfter Auftritt.

Harlekin und Peter.

Harl. Der Scapin ist doch ein durchtriebner Kopf, und weiß zu allem Rath.

Peter. Nach meinem dummen Verstande gehört eben nicht viel Witz dazu, Ihnen zu einer guten Tracht Schläge zu verhelfen. Das wollte ich auch wohl thun.

Harl. O mein guter Peter, das ist weit über Deinen Horizont. Du weißt es nicht, wie angenehm mir diese Schläge seyn werden.

Peter. Nun, meinethalben. Alles wie Sie wollen. Wenn ich nur meine fünf Batzen gewinne. Ich fange aber nunmehro an zu fürchten, Sie werden, wenn die Wette verloren geht, in den Beutel mit Zahlpfennigen greifen.

Harl. Du sollst Deine fünf Batzen gewiß haben, oder ich heiße nicht Hauptmann von Astaroth.

Peter. Ach, meynen Sie nicht, daß die Leute Sie erkennen werden? Ihre Stimme verräth Sie gleich.

Harl. Die weiß ich schon zu verstellen. Ich will die ordentliche Rolle eines Hauptmanns spielen, so wie ich sie gelernt habe.

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen und Scapin.

Scapin. Die Mademoiselle Kolombine Barthold läßt sich dem Herrn Hauptmann von Astaroth gar schön zurück empfehlen, und weil sie nicht glaubte, daß der Herr Hauptmann ihr etwas Heimliches zu sagen haben würden, so wollte sie die Ehre haben, denselben hier auf der Bühne zu empfangen.

Harl. War sie allein?

Scapin. Sie saß und nähete an einem Unterrocke, worin sie mit Dir, wie ich hoffe, getrauet werden wird; ein allerliebstes Röckchen von feuerfarbenem Atlas mit Spitzen eingefaßt, nicht kostbar, aber niedlich.

Peter. Sie kommt! Sie kommt!

Scapin. Komm Peter, wir wollen in die nächste Schenke gehn, und unsre künftige Wette vertrinken.

(Letztere gehn ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Harlekin. Kolombine.

Harl. Assah! Miß Pudding, wie stehts? Ist die Leber noch frisch, und seyd Ihr diesen Winter gut bequartirt?

Kolombine. Darf ich fragen: was zu des Herrn Hauptmanns Befehl sey?

Harl. Zu meinem Befehl? Drey Küsse auf eine Stelle, mein Schatz, drey Küsse — —

Kolom-

Kolombine. Ich weiß nicht, ob ich es recht verstanden habe, der Herr Hauptmann von Astaroth sind bey mir gemeldet worden.

Harl. Das bin ich im Original, mein kleines Zuckermündchen. Darf ich aber auch wohl fragen, ob Sie nicht die Mademoiselle Kolombine Bartholdinn sind?

Kolombine. Ihnen aufzuwarten, Herr Hauptmann.

Harl. Nun, so sind wir ja bekannte Leute und Nachbars Kinder. Komm dann, mein Schatz, und küsse mich.

Kolombine. Ich glaube immer noch, ich irre mich. Man hat mir gesagt, daß Sie einige Bestellungen von einer sehr guten Freundinn, die ich auf dem Lande habe, an mich hätten.

Harl. Ja, recht, mein liebes Sauernüßchen! Hier habe ich ein Paar orientalische, peruvianische Ohrringe, und dort einen Beutel mit eintausend gerändelten Species-Dukaten. Was dünkt Dir dabey, mein Rosenknöspchen?

Kolombine. Ich begreiffe noch eigentlich nicht, wozu das alles?

Harl. Wozu, Mädchen? Primo sollst Du mich dafür neun und neunzig Mal küssen.

Kolombine. Ach, wer weiß bey welchem Mädchen Sie diese Ohrringe wohl erbeutet haben, und ob Sie ihr nicht gar dabey die Ohren ausgerissen!

Harl. Ich eroberte sie in dem Laufgraben vor Schweidnitz, und diese tausend Dukaten habe ich einem französischen Marschalle en rase campagne abgenommen.

Kolombine. Ich sehe wohl, Herr Hauptmann, Sie haben an mich nichts zu bestellen, und ich will mich Ihnen nur gehorsamst wieder empfehlen.

Harl. O Prinzessinn! so wird es nicht gehn. Flugs hierher!

(Er nimmt sie bey der Hand, und stellet sie so daß sie ihm nicht entgehen kann.)

und diese Ohrringe, diese Dukaten, diese Küsse angenommen.

(Er will sie küssen, und sie wehret sich.)

Kolombine. Ich bitte Sie recht sehr, Herr Hauptmann, mäßigen Sie Sich.

Harl. Was mäßigen? Drey Jahre belagere ich eure verdammte Schaubühne, als wenn ich eine Festung belagere: und beständig habe ich meine Kanonen auf Dich gerichtet. Daß ich endlich einmal Sturm laufe, mußt Du mir nicht verdenken. Sogleich diese Ohrringe eingesteckt!

(Er dringt ihr solche auf, sie fallen aber auf die Erde.)

und hier diese tausend Dukaten, oder

(wie vorher.)

und nun gehts auf die Bresche los.

(Er umarmt sie auf seine Art.)

Kolombine. Ach mein Gott! Gewalt, Gewalt, Gewalt!

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen, Barthold, Scapin und Peter kommen von allen Seiten.

Barth. Was ists, was ists, was ists?

Kolombine. Sehen Sie nicht, der Herr Hauptmann will mich mit Gewalt küssen, und mich zwingen tausend Dukaten und ein Paar brillantene Ohrringe anzunehmen.

Barth. Und darum schreyest Du so, Mädchen? Ich wette, wenn ich den Herrn Hauptmann mit Gewalt zum Hause hinaus werfe, er macht nicht einen solchen Lerm.

(Kolombine hebt inzwischen das Kästchen auf und sieht aus Vorwitz hinein.)

Harl. Ich bitte, sprechen Sie mit mehr Achtung von mir, sonst will ich Ihnen was anders zeigen.

Barth. Geschwind heraus damit, was wolltest Du mir anders zeigen?

Harl. Ich habe es itzt nicht bey mir; aber, wenn Sie erlauben wollen, so will ich hingehen und es holen.

Barth. Du bist sehr fein, wie ich merke; inzwischen, wenn Sie es erlauben wollen, so will ich Ihnen vors erste wohlmeynend eine Tracht Schläge mitgeben. Sie mögten es vielleicht vergessen sie abzuholen.

(Er prügelt ihn zur Schaubühne herunter. Scapin und Peter halten ihm überall wo er hin läuft, die Hände vor, um ihr Geld zu empfangen. Harlekin entflieht endlich.)

Wo ist der Beutel mit den tausend Dukaten, und wo sind die demantenen Ohrringe? Diese erkläre ich hiermit für

verfallen. Ich muß dieses Urtheil nur geschwind selbst sprechen, damit der Richter das Corpus delicti nicht zu sich nehme.

Kolombine. Ach daß Gott erbarme! Lassen Sie doch diese Sporteln immerweg dem Richter; er wird sie den Parteyen treulich wieder ausliefern, und sich gern mit der Gebühr befriedigen. Sehen Sie hier.

(Er nimmt den Beutel und das Kästchen.)

Scapin. Erlauben Sie, Herr Barthold, daß wir Ihnen eine Vorstellung thun. Es war unser guter Harlekin, der hier, in des Herrn Hauptmanns Kleidung, die Erfrischung zu sich genommen.

Barth. Wie? Harlekin?

Peter. Ja, bey meiner Treue; er hat die Schläge nur auf des Herrn Hauptmanns Rechnung genommen, und ich bin froh, daß er sie empfangen hat. Ich habe mit ihm um fünf Batzen gewettet, und bereits die Hälfte davon vertrunken.

Kolombine. O, der arme Harlekin! wenn ich das gewußt hätte, ich würde ihm gewiß zu seiner mehrern Beruhigung noch eins mitgegeben haben.

Scapin. Ich kann Sie versichern, er ist so froh von seinen Schlägen, daß er sie gerne noch einmal nehmen wird, wenn er die Ehre haben kann und Sie Sich die Mühe nehmen wollen.

Kolombine. Kömmt Zeit, kömmt Rath.

Barth. Aber es ärgert mich doch, daß die tausend Dukaten — — — Fast hätte ich Lust, ihm den Prozeß machen zu lassen. Falsche Münze! Nothzucht — — — wahrhaftig, eins von Beyden hat schon manchen ehrlichen Mann an den Galgen gebracht. Aber still;

still; hört, geht Ihr hin, und trinkt Eure Zeche. Ich will alles gut machen. Sagt ihm aber nichts davon, daß ich einige Nachricht von seiner Verkleidung habe.

Scapin. Sie sind ein redlicher Mann, Herr Barthold. Kein Wort aus meinem Munde!

(Er hält den Finger auf den Mund, und geht ab.)

Peter. Auf Ihre und Mamsell Kolombinens Gesundheit!

(Er hält die ganze Hand auf den Mund, und geht ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Barthold und Kolombine.

Barth. Ich zweifle nicht daran; oder Harlekin wird itzt kommen, nachdem er seine närrische Probe gemacht, und um Dich anhalten. Euer sind viele, meine liebe Kolombine, und wenn Harlekin bisweilen ein bischen einfältig ist, so mußt Du denken: daß diese seine Einfalt unsrer Bühne vielen Vortheil bringt, und daß wir ohne ihn nicht wohl fertig werden können. Was meynst Du also von ihm? Soll ich Ja, oder Nein sagen, wenn er um Dich anhält?

Kolombine. Nein, Papa!

Barth. Nein, Papa! und warum denn, Nein, Papa?

Kolombine. Aber ein Mann, der mir ein so schlechtes Vertrauen beweißt? Der erst mit Schlägen

zur Vernunft gebracht werden muß? — — — — Der — — —

Barth. O! die Liebe macht auch kluge Leute zu Narren; man muß dieser Thorheit etwas zu gute halten, und Schläge auf der Bühne beschimpfen Harlekin nicht. Das ist so seine tägliche Rolle. Er wird zu allem geschlagen, und sogar zum Hahnrey. Und Du kannst mir als Deinem Vater wohl glauben, die Leute, welche eine gewisse bekannte Art von Klugheit oder Narrheit haben, sind am besten zu regieren. Die mehresten Menschen heirathen als Narren, und werden erst klug als Männer, wenn sie auch im Ehestande nichts weiter lernen, als die Kunst zu schweigen. Zu einer guten friedlichen Ehe gehört Jugend, Gesundheit und Geld. Das übrige läßt sich entbehren, insbesondere der Verstand, wenn man sein Brot mit der Dummheit verdienen muß.

Kolombine. Es sey darum wie es wolle; da wir keine Comödie spielten, so hätte er mehr Verstand gebrauchen sollen. Er ist so dumm nicht, wie Sie meynen, und ich habe von Natur einen verzweifelten Trieb die Listigen zu überlisten.

Barth. Du kannst ihn nicht besser überlisten, als wenn Du ihn zum Manne nimmst.

Kolombine. Erst soll er mir wenigstens hier vor allen Leuten öffentlich Abbitte thun, und dann will ich sehen was ich thue.

Barth. Warum soll er denn aber für den Hauptmann von Astaroth Abbitte thun, mein Kind? Wir brauchen es ja nicht zu wissen, daß Harlekin sich so übel aufgeführt hat.

Sieben=

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen und Harlekin.

Harl. Nun, mein liebes Kolombinchen, wollen wir itzt Braut und Bräutigam spielen? Ich will wohl, wenn Sie will.

Kolombine. Ich will aber nicht.

Harl. Wie? Du willst nicht?

Kolombine. Haben Sie mich diese Antwort nicht selbst gelehret?

Harl. Ja, das habe ich gethan; aber das war nur eine Rolle in der Comödie.

Kolombine. Nun, ich spiele itzt die meinige. Ich will nicht.

Barth. Kinder, was Ihr thun wollt, das thut bald; es ist meine Zeit zu trinken, und die versäume ich nicht gern.

Harl. Noch einen Augenblick, Herr Barthold, ich muß Ihnen erst einen listigen Streich erzählen. Kennen Sie den Herrn Hauptmann von Astaroth?

Barth. O ja, ganz gut. Ich habe noch eben die Ehre gehabt, ihn aus meinem Hause zu prügeln.

Kolombine. Es ist ein sehr schlechter Mensch.

Harl. O wenn Sie es wüßten!

(Er geht auf der Bühne herum, und freuet sich.)

Barth. Ich denke doch nicht, daß er sich der empfangenen Ehre rühmen wird?

Harl. O, mein guter Herr Barthold, wenn Sie es wüßten! Gelt? Sie glauben den Herrn Hauptmann von Astaroth geschlagen zu haben? Ha! ha! ha!

Barth. Ja, das meyne ich.

Harl. Sehen Sie mich einmal recht an! und fühlen hier auf meinen Rücken! He! he! he!

Barth. Bey meiner Ehre, ich sollte fast glauben, daß ich hieher geschlagen hätte. Ich kenne ungefähr meinen Zug. Aber, wie geht das in aller Welt zu?

Kolombine. O, mein lieber Harlekin, thun Sie mir den Gefallen, und sagen mir, ob nicht ein wenig Hexerey mitunter läuft?

Harl. Nun, was soll ich haben, wenn ich Dir das Geheimniß entdecke?

Kolombine. Wir wollen auch oft Braut und Bräutigam mit einander spielen.

Harl. Unvergleichlich! aber erst, mein liebes Kolombinchen, mußt Du mir im Vertrauen sagen, warum Du so gern die Braut spielest?

Kolombine. Das kann ich Ihnen nicht sagen; aber ich bin denn so munter, so leicht, so aufgeräumt, so tanzend.

Harl. Hast Du wohl schon so recht im Ernste getanzt?

Kolombine. Nun, da Sie wieder so fragen, will ich das Geheimniß gar nicht mehr wissen. Gehen Sie damit, und eröffnen es meinem Cathrinchen.

Harl. Du sollst es nun aber wissen.

Kolombine. Nichts! Itzt durchaus nicht; und wenn Sie mir auch tausend geråndelte Dukaten geben wollten.

Harl. Ich merke schon — — —

Barth. Vertrauen Sie es mir allein, Harlekin; bey Mådchen sind die Geheimnisse ohnehin etwas lose verwahrt. Sie fallen leicht aus der Hülse.

Harl. Hören Sie, Herr Barthold; und St! St! Kolombine, — ich war der Hauptmann von Astaroth. Ich hatte nur seinen Rock hier über den meinigen gezogen. Ha! ha! ha!

Barth. Nimmermehr.

Harl. In der That. Aber kannten Sie mich nicht hier an meinen bunten Hosen? Ha! ha! ha!

Kolombine. Jetzt besinne ich mich; ich sahe etwas davon schimmern.

Harl. Gelt! mein guter Herr Barthold, ich habe Sie einmal rechtschaffen angeführt? Ha! ha! ha!

Barth. Auf solche Art sollte der ehrlichste Mann betrogen werden. Aber, ich bitte Sie tausendmal um Vergebung, daß ich mich so nachdrücklich gegen Sie herausgelassen habe.

Harl. O! Sie haben gar nicht Ursache. Ich bin vielmehr froh, daß es so gekommen ist; denn nunmehr bin ich versichert, daß Kolombinchen die Krone von allen Jungfrauen ist. Meine Scrupel sind nun alle weg.

Kolombine. Die meinigen gehen aber nun erst an.

Harl. O, mein allerliebstes Lockvögelchen, Du kannst mich nur wieder ein Vierteljahr auf die Probe nehmen, ich bin es gerne zufrieden. Wenn Sie will, ich will wohl.

Kolombine. Die Probe mögte schlecht ausfallen; ich weiß schon, wie das geht.

Harl. Wie? Du weißt es wie das geht?

Barth. Haben Sie noch Scrupel?

Harl. Ach nein! aber Sie weiß wie das geht.

Kolombine. Ja, ich weiß wie das geht. Ein ehrliches Mädchen, das einen Mann auf die Probe nimmt, muß ihn hernach immer behalten; und das will ich nicht.

Harl. Höre, mein Schätzchen, wenn Du willst, so will ich es Dir schriftlich geben, daß die Probe nicht länger als einen Monat währen soll.

Kolombine. Bemühen Sie Sich nicht. Sie wissen, was Sie mir zuvor sagten: Wenn die Comödie aus ist, so hat die Freyerey ein Ende. Ich empfehle mich Ihnen ganz gehorsamst.

(Sie will abgehn.)

Harl. O Herr Barthold! Herr Barthold! das wäre zu viel, erst Schläge, und nun gar einen Korb! Das ist eine Comödie und auch keine Comödie.

Barth. Hier, Kolombine! Die Comödie ist noch nicht zu Ende. Du weißt, sie muß allezeit mit einer Heirath schließen.

Kolombine. Nein, Papa! Das ist nicht nöthig; wir haben viele Stücke auf unsrer Bühne, welche sich bloß mit Schlägen endigen: und wenn es recht zugegangen wäre, so hätte Harlekin, oder der Herr Hauptmann von Astaroth, auch damit zu Hause gehen müssen.

Barth. Ich rathe Ihnen, mein lieber Harlekin, hier meiner Tochter Ihre Scrupel öffentlich abzubitten.

Harl. O von Herzen gern! Siehe hier, mein Engels Kolombinchen, ich liege hier vor Dir auf den Knieen, und bitte öffentlich um Vergebung.

Kolombine. Sie müssen mir erst Ihr Schwert übergeben. Es schickt sich nicht, daß Sie solches in dieser Stellung an der Seite tragen.

(Er überreicht ihr seinen Säbel.)

Sie hätten verdient, Herr Hauptmann von Astaroth, daß ich Ihnen jetzt mit Ihrem eigenen Säbel die Haut voll schlüge. — — — Weil Du es aber bist, mein allerliebstes Harlekinchen, so will ich — —

Harl. O kein: will ich nicht! kein will ich nicht!

Kolombine. So will ich — —

Harl. Nun, so will ich — —

Kolombine. So will ich die Strafe fürs erste noch aufschieben — — —

Harl. Nur nicht bis in den Ehstand!

Kolombine. Aber mit der ausdrücklichen Bedingung: daß wir noch immerfort alle Tage Braut und Bräutigam spielen.

Harl. O ja! o ja!

Barth. Ach, meine lieben Kinder, ihr wißt noch nicht, was dazu gehört.

Harl. Wie? Herr Barthold, so bekomme ich ja alle Tage von der braunen Kruste.

Barth. Die ist für eine tägliche Kost etwas zu hart; und wenn man ein Stück zu oft wiederhohlt, so werden es sogar die Zuschauer müde.

Kolombine. Sorgen Sie nicht, Papa; ich weiß schon, wie Harlekin sie am liebsten ißt. Er kann es ja probiren, und wenn er sie dann nicht mehr mag, so will ich ihm was anders vorsetzen.

Barth. O du liebe Einfalt! aber kommt Kinder, weil der Braten noch warm ist.

Kolombine. Ich bin fertig.

Barth. Je nun; so wollen wir den Zuschauern eine gesegnete Abendmahlzeit wünschen.

Harl. Und zur Probe, eine braune Kruste.

Anti-Kandide.*)

Der Gedanke einer glücklichen Unsterblichkeit gehört mit zur Wollust des Menschen, wenigstens des Mannes, oder des Alten, der zuletzt nichts mehr als diese freudige Hoffnung genießen kann, und doch nach der Weisheit des Schöpfers noch genießen soll.

Dieser Gedanke kann aber nicht wirken, ohne einen hinlänglichen Grad der Ueberzeugung; folglich wirkt die Religion, die sich am mehrsten bemüht, uns von diesem Gedanken zu überzeugen, am mehrsten zu unsrer Wollust.

*) Man s. Möser's Leben, S. 87. — Die Fragmente, welche M. selbst mit dem Namen Anti-Kandide überschrieben, sind zum Theil ernsthaft, zum Theil scherzhaft. Der vortreffliche Mann hatte auch bey seinem Scherze immer einen moralischen Zweck; und der originale Schriftsteller kleidete bisweilen die wichtigste Reflexion in einen launigen Einfall ein. — Der Gegenstand gränzt übrigens an die tiefsinnigsten Spekulationen: über die Unsterblichkeit der Seele, die Freyheit des Menschen, die Allwissenheit Gottes. Möser war kein Schulphilosoph; man wird aber vielleicht mit Vergnügen sehn, wie ein helldenkender und menschlich-fühlender Mann über diese Dinge urtheilte.

Die ersten Blätter scheinen zu einer Art Vorrede bestimmt gewesen zu seyn. N.

Die Ueberzeugung darf aber nicht zu lebhaft werden, sonst eilt man immer nach dem Ende des Romans, und überschlägt die Episoden.

Die christliche Religion wirkt am mehrsten zu diesen Ideen. — Wie sie die Philosophie vom Falle des Menschen genützet rc.? — Warum sie den Himmel nicht so sinnlich gemacht wie die Türken? — — u. s. w. —

Die Gewißheit der Unsterblichkeit muß sich nach unsern Bedürfnissen mehren und mindern; zu stark, würde sie eine zu große Verachtung des Lebens, und durch diese einen Muth wirken der alles wagen könnte, einen Muth der sich nicht passen würde — einen entsetzlichen Muth — —

O Jüngling, du entbehrest den Gedanken von der Unsterblichkeit leicht, wenn du in Zärtlichkeit aufgelösset, nur in den Entzückungen der Liebe dahin fließest, oder mit deiner glühenden Einbildung das dauerhaftere Verlangen zum Genuß machst, ganz genießest, und die Kräfte gespannt erhältst; du brauchst es nicht. Aber, wenn einmal deine Lieben entschlafen, wenn das innerliche Feuer die Adern nicht mehr anschwellt, und die Einbildung den Dienst versagt: o dann wirst du ihn mit Dank annehmen; dann wirst du, so wie ich Alter, die Augen jenseit des Grabes wenden wollen, wenn diesseit das Unvermögen zu genießen die Blicke der Geliebten beschwerlich macht, der letzte Freund gestorben ist, die Jugend sich in unsrer Gesellschaft nicht mehr gefällt, und uns unsern einsamen Betrachtungen oder dem bloßen Genusse intellektueller Schönheiten überlässet.

Aber auch als Jüngling, wenn du edel denkst, wird der Gedanke von der Unsterblichkeit deinen Enthusiasmus anfeuren; er wird die Stunden, welche von einem Genusse

nusse des Schönen bis zum andern verlaufen, mächtig ausfüllen. An der Seite deiner Elise, auf ihrem für dich vor dem Genusse noch klopfenden Busen, könnte dich leicht einmal der Gedanke überraschen, daß so viel Schönheit einst die Speise der Würmer werden würde; oder es könnte dich der Wunsch begeistern, daß eine solche Liebe ewig währen mögte. Wie sanft, wie reich wird dir dann die Vorstellung der Unsterblichkeit werden, die dich auch nach dem Grabe, von allem was du liebst, nicht trennen wird, die dir die verhüllleten Tugenden der Seele deiner Geliebten in einem großen Lichte durchschauen läßt, dir einen feineren und reineren Genuß gewährt.

Und solltest du ihm (dem Gedanken an die Unsterblichkeit) nicht auch danken, wenn dich die Vorstellung des ewigen Gerichts in deinem zarten Alter von Ausschweifungen frey, und bey allen den körperlichen Kräften erhalten hat, welche dir itzt den Genuß deiner Geliebten so süß machen, welche dir ihre ganze Erkenntlichkeit erwerben, und alles was die erste Unschuld Neues, der erste Genuß Reizendes, und die ungeschwächte Jugend Mächtiges hat, dir itzt gewähren; wenn Elise den muthigen Sieger mit schmeichelhafter Furcht empfängt, und ihren Busen halb weigernd halb willig öfnet. — —

Und doch ist diese Welt die beste.

Viele sind der Meinung, daß die Begebenheiten in der Welt sich mit einander nicht anders hätten zutragen können als sie sich wirklich zutragen; und daß sonach die ganze beste Welt weiter nichts enthalte als eine Reihe wirklicher Begebenheiten. Der gemeine Mann hingegen, welcher mehr seinen Sinnen traut, glaubt: die Bohne welche er esse, hätte auch gepflanzt, oder auf andre Art

genutzet werden können; und die beste Welt bestehe darin, daß jedes Geschöpf eine Anlage zu mehrern Bestimmungen habe, ob gleich nur eine einzige davon zur Wirklichkeit gelange. Nach seiner Art zu denken, ist die Welt reicher und besser, die einem Wachse gleicht, woraus alle Arten von Bildern gemacht werden können, als diejenige, worin aus dem Wachse nur dasjenige gemacht werden kann was daraus wirklich gemacht wird.

Tritt ihm hier der Philosoph in den Weg, und spricht: „Wozu dieser Unrath? wozu diese Verschwendung von Kräften die nicht gebraucht werden? Wußte der Schöpfer nach seiner Allwissenheit nicht, daß die Bohne, welche man isset, nicht aufgehen würde? und wenn er dieses wußte, zu welchem Ende hat er ihr denn die Kraft gegeben, dereinst in Millionen Bohnen aufzublähen?“ — so antwortet Jener: Darum bekümmere ich mich nicht, ich halte mich an das was ich sehe und erfahre, und mit meinen fünf Sinnen nicht anders begreife.

Wenn wir hier den Streit für den Landmann aufnehmen, so scheint es allerdings wahr zu seyn, daß unendliche Reihen von Entwickelungen zur besten Welt gehören, und jede Begebenheit unendlich anders hätte erfolgen können, als sie wirklich erfolgt. Aber wie rechtfertigen wir diese anscheinende Verschwendung? Ganz natürlich, wird man sagen, damit: daß der Schöpfer dem Menschen völlige Freyheit hat lassen wollen, aus dem Wachse alles zu bilden was ihm gefällt. Die Freyheit bezahlt alles, und der Schöpfer hat nichts verschwendet. Er hat der Freyheit zwar ein großes, aber doch auch nur gerade das nothwendige Opfer gebracht, welches sie erforderte.

Auf diese Weise zerfiele aber die Schöpfung in zwey Hauptstücke. Einerseits stände die Materie, mit aller Fähigkeit unendliche Entwickelungen zu erleiden; und auf der andern Seite freye Menschenseelen, die sich diese Fähigkeit nach ihrem Gefallen zu Nutze machten. Das Erste wird der Philosoph zugeben; aber bey dem Letztern wird er erinnern, die Wahl des Menschen sey nicht so frey als man glaube; er müsse durch einen Grund, dieser wieder durch einen vorhergehenden, und so jeder vorhergehende von Unendlichkeit her zureichend bestimmt seyn; oder es würde aus den in der Seele befindlichen unendlichen Bestimmungen auch die einzige nicht zur Wirklichkeit kommen, die doch wirklich zur Wirklichkeit käme.

Er wird weiter erinnern: die Seele die anders handle, müsse ein Gott seyn; und der allmächtige Gott selbst könne nicht vorher wissen, was der kleine Gott wählen werde. Wisse er dieses nicht, so müsse er immerfort Schöpfer seyn, und seine Maaßregeln zu dem immerwährenden Schaffen und Erhalten nach unsern freyen Handlungen nehmen.

Allein, um von dem Lichte anzufangen, so ist wohl gewiß: die Welt bliebe gleich gut, und der großen Absicht des Schöpfers immer entsprechend, es möge diese oder eine andere Entwickelung wirklich werden. So wie nun der Schöpfer hiedurch auf alle mögliche Fälle gesorgt hätte, so ist er dadurch auch der Mühe des immerwährenden Schaffens enthoben. Seine Allwissenheit geht nicht bloß auf die wirkliche Reihe der Begebenheiten, sondern auf alle mögliche, und in diesen sieht er beständig die Welt. Der Freyheit des Menschen sind dabey solche Schranken gesetzt, daß sie über die möglichen Reihen nicht hinausgehn, auch den Hauptplan nicht stören kann.

Der Mensch scheint mir ein Thier zu seyn, welches seinen Trieben und seinem Bedürfniß gemäß handelt, daneben aber ein Vermögen besitzt, diese zu erweitern und einzuschränken, und die besten Mittel zu ihrer Befriedigung zu wählen.

Woraus diese Kraft zu wählen und der Grund sich zu bestimmen, hervorgehe, weiß ich so wenig als das principium motus.

Ich glaube daß Gott nicht vorher weiß wie und was der Mensch wählen wolle; daß er aber den Menschen mit der Fähigkeit unter mehrerm zu wählen versehen, und die Welt so eingerichtet, seiner Wahl zu gehorchen, das glaube ich.

Ich glaube, der Mensch möge wählen was er wolle: so führen alle mögliche Wahlen zu Gottes Ehre, und Gott weiß zum voraus, daß des Menschen Wahl nie eigentlich, oder für das Ganze, schädlich seyn werde.

Denn Gott sieht nicht bloß die wirkliche Reihe, sondern alle mögliche Reihen von Entwickelungen; und er hat diese so geordnet, daß sie alle zum Besten führen.

Fort-

Fortsetzung des Voltärischen Kandide.

Plan des Ganzen.

Cap. I.

Wie Mademoiselle Cunigunde auf ihrem elterlichen Stammhause nach einer so langen Abwesenheit empfangen worden.

Cap. II.

Ihre erste Unterredung mit ihrem Herrn Bruder dem Freyherrn von Tunderdentrunk.

Cap. III.

Welche Veränderungen in ihrer Abwesenheit vorgefallen, und besonders am Taubenthurm.

Cap. IV.

Erbauliches Ende einer alten Französinn.

Cap. V.

Imgleichen zweyer Kutschpferde, welche 38 Jahr bey allen freudigen und traurigen Begebenheiten gedient hatten.

Cap. VI.

Mademoiselle Cunigunde geht zum ersten Mal wieder in die Küche. Ihre erste Unterredung mit der Köchinn, als ihrer ehemaligen Wärterinn.

Cap. VII.

Wunderbare Wege deren sich der Verfasser bedient, um seine ganze Gesellschaft auf dem Schlosse zusammen zu bringen.

Cap. VIII.

Pangloß wird zum Schreiber angenommen, Kandide aber aus dem Schlosse gejagt.

Cap. IX.

Mademoiselle Cunigunde erhält bey ihrem Herrn Bruder die Aufsicht über die Wäsche.

Cap. X.

Pangloß behauptet noch immer die Lehre von der besten Welt; und stößt dabey ein Glas in Stücken.

Cap. XI.

Kandide will sich auf einen Pilz setzen, und fällt darüber auf den Hintern.

Cap.

Cap. XI.

Kandide will sich auf einen Pilz setzen, und fällt darüber auf den Hintern.

Kandide hingegen war nunmehr von dem Vorurtheile der besten Welt so vollkommen geheilet, daß er überall nichts als die größten Fehler und Mängel entdeckte. Alles was er sah, war böse, und wo er ging und stand, sah er nichts als Ungeheuer. Nichts ging ihm näher, als daß auch sogar der Gassenkoth sich unterstehen durfte ihm ins Gesicht zu sprützen, und ein großer Erdschwamm, worauf er sich eben ein wenig auszuruhen gedachte, unter seinem Hintern zu platzen.

O Pangloß, Pangloß! rief er mit weinender Stimme: wie hast du mich bisher verführet? Eine Welt, worin das Licht nicht leuchten kann ohne zu brennen; worin der Gassenkoth nicht einmal an der Erde ruht, und die Pilze von Natur, ja von Natur zerbrechlich sind, — denn, wenn sie ein Wurm gestochen hätte, sollte es mich nicht verdrießen — eine solche Welt sollte nicht die schlimmste seyn?

Pangloß, welcher ihn immer von ferne begleitete, aus Besorgniß, daß er sich einmal aus Mißmuth über so viele und beständige Unglücksfälle ins Wasser stürzen, und (wie bey der bösen Eigenschaft desselben füglich zu befürchten war) darin ersaufen mögte, ging der Stimme eilends nach, und fand seinen lieben Getreuen gerade neben einem großen Pilze, und den höchsten Unwillen in seinem durch die lange Schwermuth ohnehin verlängerten Gesichte. Ich wette, rief er mit einem unbescheidnen

nen Eifer: Sie haben da wiederum ein Ding außer seinem Zusammenhange genommen, und sogleich das Urtheil darüber nach dem Schaden gesprochen, welchen es Ihnen zugefügt hat.

Allein Kandide war zu lange das Opfer von seines Lehrmeisters Philosophie gewesen, als daß er sich auch diesmal noch betrügen lassen sollte. Alter Hund! schrie er ihm zu, ich kenne itzt deine verfluchten Tücke. Wenn ein Ding nichts nützt, so soll es in einer unbekannten Kette vor mehrern gut seyn; wenn die Erde ein Schandfleck ist, so soll sie in Betracht des ganzen Systems ihren vollkommensten Werth haben können; und wenn das ganze System nichts taugt, so führst du mich auf eine unendliche Reihe von Wesen und Absichten, welche ich nicht übersehen kann, und willst mir dadurch eine Schöpfung rechtfertigen, worin alle vier Elemente jederzeit zum Unglück bereit sind. Mit diesen deinen abenteuerlichen Schlüssen machst du alle böse Geister zu Engeln, und verbietest mir die Allmacht über diesen Pilz zur Rechenschaft zu ziehen. — Er wollte noch weiter fortfahren, als ihm Pangloß ganz gelassen sagte, daß er mit seiner Weltweisheit weiter nichts suche, als einem Menschen, der auf den Hintern gefallen wäre, seine Schmerzen zu vermindern, und ihm ein Gericht Pilze, welches Mademoiselle Cunigunde ihm auf diesen Abend bereitet hätte, angenehmer zu machen. Er mögte also aufstehn, und Gott danken, daß der Gassenkoth nur sein Kleid beschmutzt hätte, weil er sonst, wenn er hart gewesen wäre, gar leicht einen Theil seines wandelnden Gerippes hätte zerstören können.

Mit solchen und andern Reden, welche der Leser leicht errathen wird, führte er endlich seinen wunderlichen

lichen Freund, welcher kein Wort weiter sagte, aber jeden Stein, worauf er mit seinem Leichdorn trat, als den größten Beweis einer schlimmen Welt heimlich betrachtete, wieder auf den Weg. Sie waren noch nicht weit gegangen, als ein ganz erbärmliches Schauspiel den guten Kandide zum Hohngelächter über die vortreffliche Schöpfung, seinen getreuen Lehrmeister aber zum größten Mitleid bewegte.

In einer Steingrube beym Dorfe, worin der Herr von Tunderdentrunk Steine zu einer neuen und prächtigen Windeltreppe brechen ließ, war ein großes Stück vom Felsen herunter, und solchergestalt auf vier Arbeiter gefallen, daß bloß noch ihre Köpfe hervorragten, ihre Leiber aber unter dem Berge begraben lagen. Alle Rettung war vergeblich gewesen, und einige von den übrigen Arbeitern waren nur nach dem Dorfe gelaufen um die Nachbaren und den Prediger herbeyzurufen. Der Letztere war eben, da Pangleß und Kandide vorübergingen, beschäftigt, jene Verunglückten mit den Worten zu trösten: daß dieser Zeit Leiden nicht werth sey der Herrlichkeit die wir in jenem Leben zu erwarten hätten; und daß Gott seine Auserwählten oft vor der Zeit wegraffe, oder aus überschwenglicher Liebe sie mit Kreuz und Unglück heimsuche. . . . Diese Worte trafen wie ein Donnerschlag in Kandidens Ohren. Denn er erinnerte sich dabey der funfzig Prügel, welche ihm der König der Bulgaren zum Zeichen seiner Gnade unter die Füße hatte geben lassen. Voll Wuth ging er daher auf den Prediger los, schalt ihn einen gotteslästerlichen Lügner, und bewies ihm mit vielen Gründen, daß ein böses Wesen die Welt erschaffen habe, und daß kein allmächtiges, allgütiges und allweises Wesen so viele Bosheit besitzen könne, diejenigen, welche es liebe, mit einem Felsen zu bedecken.

Die

Die Bauern hatten anfangs Mitleiden mit ihm als mit einem schwermüthigen und rasenden Menschen. Wie aber der Prediger den Streit über die beste Welt zu sehr verlängerte, und zwey von den Unglücklichen darüber unter dem entsetzlichsten Wehklagen, ohne leiblichen und geistlichen Trost, ihren Geist aufgaben; riß ihn der Schulze zu den beyden übrigen, und sagte: Herr Pfarrer, trösten Sie doch diese armen Leute, reichen Sie ihnen noch geschwind das heilige Nachtmahl, und lassen Sie die guten Menschen ihren Schmerz mit dem Gedanken mildern, daß ein allgütiges Wesen sie aus diesem Jammerthal zur ewigen Freude ruft. Aus Besorgniß, daß die Bauern, welche den schwermüthigen Jüngling bereits einen grausamen Narren schalten, ihm nach den Gesetzen einer schlimmen Welt Arm und Bein zerschlagen mögten, zog Pangloß ihn geschwind aus der Steingrube; und weil Kandide noch von dem Streite mit dem Pfarrer ganz erhitzt war, so bewies er seinem Begleiter mit einer Beredtsamkeit die ihres gleichen nicht hatte, daß nothwendig ein böses Wesen die Welt erschaffen haben müsse, und daß es der abscheulichste Satz wäre, unter einem gerechten Gott die Unschuld leiden zu lassen. Pangloß sah wohl, daß ihm diesmal mit philosophischen Gründen nicht beyzukommen war; fragte ihn also bloß: ob er denn glaube, daß die Steinbrecher sanfter gestorben seyn würden, wenn man ihnen zugerufen hätte: Gott rächet itzt eure Bosheit, und schlägt euch mit Felsenstücken zur Hölle; oder: der Teufel regiert die Welt und hohlt euch itzt mit Krachen. Allerdings, versetzte Kandide: die entsetzlichste Wahrheit ist besser als ein lügenhafter Trost.

Einen so hartnäckigen Eigensinn hatte Pangloß nicht vermuthet. Er verließ also die Materie, und freuete sich auf die Pilze, welche er nun bald mit einer Petersilien-

stilienbrühe zuzurichten versprochen hatte. Indem er aber diesem Beweise von der besten Welt zu sehr nachhing, schlich sich Kandide wieder zurück, in der Hoffnung, den Prediger wieder anzutreffen, und ihn zu bereden, künftig einen Hagelschlag nicht weiter als einen Ruf Gottes zur Buße und Bekehrung auszulegen, indem das böse Wesen welches die Welt regiere, und die Pilze mit Fleiß so schwach gemacht hätte, dergleichen gute Absichten nicht haben könne. Eins fiel ihm nur noch schwer. Er hatte nehmlich bemerkt, daß die Bauern durch jene so falsche Auslegung, zur Geduld, zum Fleiße, zur Hoffnung und zur neuen Einsaat bisher waren bewogen worden; und er konnte noch keinen hinlänglichen Grund finden, wodurch er in der schlimmsten Welt, worin Alles durch einen bloßen Zufall oder einen bösen Geist regieret würde, die Leute im Unglück wieder aufmuntern, und dahin bringen wollte, mit Hoffnung und Muth die Hände wieder an den Pflug zu legen. Alle Gründe, die ihm in der Geschwindigkeit beyfielen, schienen ihm zu hoch für den Bauer, und er fand selbst, daß der Pfarrer einen überaus ebenen und bequemen Weg dazu für sich hatte, wenn er die Leute bereden könnte: Gott würde im folgenden Jahre die Arbeit ihrer Hände segnen, wenn sie sich zu ihm bekehrten.

Ehe er aber noch hierüber mit sich eins werden konnte, begegnete ihm der ganze Zug aus der Steingrube, und unter diesem ein junges achtzehnjähriges Weibchen, welchem die Thränen über die Wangen flossen, und deren ausnehmender Schmerz ihm leicht errathen ließ, was sie unter dem eingestürzten Felsen verloren hatte. Von diesem traurigen Anblicke gerührt, empfand er sogleich eine mitleidige Begierde sie zu trösten. In demselben Augenblick aber sah er einen hübschen jungen Kerl aus dem

Dorfe

Dorfe neben ihr, welcher sie mit der glücklichen und baldigen Wiedervereinigung mit ihrem verlornen Mann tröstete, ihr etwas von einer seligen ewigen Zukunft, von der kurzen Dauer dieses hinfälligen Lebens, von der wunderbaren Führung Gottes und von der Nothwendigkeit sich in seinen heiligen Willen zu ergeben, mit solchem Eifer vorsagte, daß sie ihm ganz aufmerksam zuhörte, und erlaubte mit seinem weißen Schnupftuche ihre Thränen dann und wann abzutrocknen. Kandide fühlte gleich, daß der Mann, ob er gleich von Leibnitzen und Popen nichts gehört hatte, aus einem bessern Ganzen die Gründe nahm sie über einen unglücklichen Vorfall zu trösten.

Er nahm sich daher vor diesen Irrthum zu bestreiten. In dem Augenblick aber, als er zu reden anfangen wollte, und nochmals die Thränen rollen sah, bemerkte er, daß seine Gründe lange nicht die Kraft jener glücklichen Politik, wie er das System von der göttlichen Vorsehung und weisen Anordnung nunmehr selbst nannte, haben würden; und daß die junge Witwe nichts für ihn empfinden würde, wenn er ihr sagte, daß die Welt ein Chaos, der Todte todt, und ein Mann ein Mann wäre, wofür sie sich einen andern wählen könnte. Er schwieg also ganz vernünftig, ob ihm gleich sein Schweigen eine Heucheley zu seyn dünkte.

Ein Seitenblick aber, welchen sie von ungefähr auf ihn fallen ließ, erweckte in ihm das Verlangen ihr etwas Zärtliches zu sagen; und darauf fing er mit einer ganz kläglichen Stimme zu ihr an: Unglückliche Witwe, wie sehr seyd Ihr zu bedauern, daß Euch das Schicksal in eine Welt versetzet hat, wo Alles so betrübt ist, der Gerechte leidet, und der Gottlose herrschet; wo die besten

Städte

Städte zu Grunde gehen, und die herrlichsten Felder verderben, wo man bey jedem Schritte befürchten muß, entweder von einem Felsen erschlagen, oder von der Erde verschlungen zu werden! Ach mögte ich nur einen Ort wissen, wo eine weise Allmacht die Dinge besser geordnet hätte, wie glücklich wollte ich mich schätzen, Euch dahin zu führen, und Eure Schmerzen in lauter Wollust verwandelt zu sehen .... Allein seine Klagen, welche von einem abgehärmten Gesichte begleitet wurden, hatten nicht das Glück eine einzige von ihren Thränen zurück zu halten. Der Prediger ergriff daher mit Vergnügen die Gelegenheit ihm zu antworten, und stellte ihm sehr eifrig vor: wie wir nun einmal in dieser Welt wären, und solche mit allen Klagen nicht ändern würden. Die Hauptsache beruhe nicht darauf, ob sie besser seyn könne oder nicht, sondern es käme vernünftigen Leuten darauf an, sich ihren Zustand so erträglich als möglich zu machen. Diese Witwe hätte ein Kind; selbiges müsse sie nun mit ihrer Hände Arbeit erhalten; und das Mitleid des ganzen Dorfes könnte sich nicht kräftiger zeigen, als daß es ihr, sobald immer möglich, guten Muth, Hoffnung, Trost und Kräfte beybrächte. Dieses könnte geschehen, wenn sie die Beruhigung hätte, daß eine gnädige Vorsehung über sie walte, und ihr aus weiser Absicht einen Mann von der Seite genommen hätte, woran sich ihr Herz vielleicht zu sehr gehangen haben mögte; wenn sie wüßte, daß ihr Mann in eine ewige Freude versetzt, und nun vieles Jammers überhoben wäre. — Diesen glücklichen und heilsamen Zweck, diesen den Sterblichen so nöthigen Trost, könnte man aber nicht damit erhalten und erwecken, wenn man die Welt nach einem blinden Zufall laufen, oder ihren Schöpfer einen eigensinnigen bösen Mann seyn ließe, der sich entweder um nichts bekümmere oder Lust am Unglück habe. ....

So ist also eure ganze Lehre nur eine tröstliche Erfindung, rief Kandide ganz eifrig. Nein, versetzte der Pfarrer: sie ist eine Theorie, wonach wir das was nun einmal da ist, wo nicht auf die beste Art, doch zu unserm besten Vortheil erklären; und, fügte ein Bauer hinzu, den Kuchen aus der Asche essen, weil er nun einmal darein gefallen ist; welches meiner Meynung nach besser ist, als sich dabey niederzusetzen und zu verhungern.

Eine Bauren-Theodicee *).

I.

Ich kam neulich in die Kinderstube eines Landmannes, und sah, daß viele kleine Kinder darin mit einander spielten, ohne daß jemand Acht auf sie hatte. Dürfet Ihr, sagte ich zu der Mutter, die ich draußen fand, eure Kinder so allein lassen; und müßt Ihr nicht besorgen, daß sie unter sich ein Unglück anrichten? O! war ihre Antwort, das hat so leicht nichts zu sagen: ich habe alles auf die Seite gelegt womit sie sich Schaden thun könnten; und wenn einem zu nahe geschehen sollte, so wird es schon schreyen, daß ich es höre. Ich mache es wie der liebe Gott mit den Menschenkindern. Der hat ihnen den Brotkorb so hoch gehängt, daß sie ihn nicht herunterreißen können; und um die Brocken mögen sie sich seinethalben so viel schlagen als sie Lust haben. Wenn sie es zu arg machen, so weiß er wohl was er zu thun hat.

So meynt Ihr, liebe Frau, Gott sehe nicht in die Stube, sondern lasse die Kinder kramen, und beruhige sich damit, daß sie ihm nichts verderben können? — Ja! das meyne ich, erwiederte sie schnell, und ich sehe nicht warum Er es anders halten sollte. Könnten wir

*) Man s. Mösers Leben, S. 87. N.

Ihm wohl etwas von seinem großen Werke verderben? Und kann er uns nicht nach unserm Willen laufen lassen, bis wir zu Ihm schreyen? oder bis Er es der Mühe werth achtet, Holla zu rufen? — —

2.

Ich kam neulich in die Hütte eines Landmanns, dem die vorige Nacht das Wasser seine vier lehmerne Wände ausgespület, und Alles verdorben hatte. Guter Freund, sagte ich zu ihm, wie könnt Ihr hier, wo Ihr beynahe auf eine Stunde Wegs keinen Nachbarn und keine Hülfe habt, wo Ihr allen vier Elementen zum baren Raube offen liegt, wo Diebe und Mörder und Alles was einen armen hülflosen Menschen überfallen kann, eine fast unumschränkte Gewalt über Euch haben; wie könnt Ihr hier, mit Eurer Frau und Euren kleinen Kindern, die Ihr noch nicht weit schicken könnt, mit Ruhe schlafen? Wenn Einem von Euch in der Nacht etwas zustieße, so müßtet Ihr Euch ja schlechterdings auf Gottes Barmherzigkeit verlassen.

Ich kann wohl sehen, antwortete mir der Mann, daß Sie aus der Stadt sind, wo die Kinder nicht schlafen können, wenn die Magd nicht bey der Wiege sitzt. Hier auf dem Lande sind wir ganz anders gewöhnt. Sobald wir des Abends unser Gebet gethan haben, so sind wir in Gottes Gewalt; und nun mag es regnen und schneyen, stürmen und wehen, so können alle vier Elemente uns wohl aus dem Bette bringen, wie es auch das Wasser noch vorige Nacht gethan hat; aber sonst denken wir: was Gott will, das geschehe! und damit schlafen wir ruhiger ein, als wenn alle Wächter aus der Stadt uns die Ohren voll bließen. Wer dem lieben

Gott vertraut, dem steht Er in allen seinen Nöthen wunderbarlich bey. — Der Bürger zwischen seinen hohen Mauern mag sich vor Dieben fürchten; mir ist es noch nicht eingefallen: und wie mir in den theuern Jahren mein Backofen erbrochen wurde, so bat ich Gott, daß Er mich nicht in die Noth setzen mögte ein Gleiches zu thun.

Ich verließ den Mann, um ihn von der Ausbesserung seiner Hütte nicht länger abzuhalten; machte aber doch die natürliche Anmerkung, daß die Religion auf dem Lande weit stärker sey als in den Städten, und sagte zu mir selbst: Wie wollten dergleichen Leute fertig werden, wenn sie nicht einen so starken Glauben hätten? Dieses führte mich endlich auf den Schluß: daß, wenn auch die sogenannte feinere Welt alle Religion aus der Welt wegdisputirte, die Bedürfnisse des Landmanns sie allemal wieder zurückrufen würden. Die Noth würde überall und allemal wieder beten lehren.

Ueber

Theorie und Praxis. *).

Es läßt sich wohl gegen dasjenige, was Herr Professor Kant zur Ehrenrettung der Theorie gesagt hat, nichts einwenden. Indessen hat es mir immer so geschienen, als wenn die Empiriker nicht so sehr die Theorie an sich, als die Theoretiker verachteten welche entweder ihre Prinzipien so hoch anlegten, daß der Weg von ihnen zu einem gegebenen Falle den ungewaffneten Augen unsichtbar bliebe; oder welche doch sogleich Weltcharten entwerfen wollten, nachdem sie kaum ihren eignen Horizont übersehen hätten.

Um von dem ersten Falle ein Beyspiel zu geben, will ich nur gleich die eigne Behauptung des Herrn Kant **):

wie

*) Diese freylich unvollendete Abhandlung bezieht sich auf einen Aufsatz des Hrn. Prof. Kant in der Berlin. Monatsschrift, Jahrgang 1793, Septemberstück Nr. 1. Ich zeigte dieses Fragment in Mösers Leben S. 87 an; nur steht daselbst durch einen Druck- oder Schreibfehler: „Ueber die Theodicee," da es „Ueber die Theorie" heißen sollte.

Möser scheint, durch Herrn Kant veranlaßt, sich viel und gern mit diesem Gegenstande beschäftigt zu haben. Der Anfang des Aufsatzes ist drey- bis viermal anders geschrieben, von ihm da. N.

**) Man sehe am angeführten Orte der Berl. Monatsschrift, S. 250. N.

wie es unmöglich sey, daß ein ganzes Volk einer gewissen Klasse von Unterthanen den Vorzug des Herrenstandes erblich einräumen sollte;

aufstellen, und einem Jeden, der das Gegentheil in allen Ländern Europens sieht, fragen, ob es ihm nicht ganz möglich vorkomme? Wenigstens fanden sich in der Gesellschaft, worin der vortreffliche Aufsatz, welcher jene Behauptung enthält, verlesen wurde, mehrere Männer von guter praktischer Vernunft, die ihn sämmtlich mißverstanden, und schon anfingen auf das Wort eines so großen Philosophen, die Erbregierung ihres Herzogs als eine erwiesene Usurpation zu betrachten. Andre hingegen wußten aus der alten und neuen Geschichte eine Menge von Beyspielen anzuführen, wo das Volk in diesem oder jenem Herzogthume sich für dessen Erblichkeit erklärt hätte, oder doch gewiß erklärt haben würde.

* * *

Es mag leicht seyn *), daß mancher Empiriker auf den Theoretiker mit Verachtung herabsieht, wie Herr Professor Kant behauptet; indeß hat es mir doch immer so geschienen, als wenn diese Verachtung nicht sowohl die wahren Theorieen, als vielmehr den Theoretiker treffen solle, der kaum seinen eignen Horizont übersieht, und nun schon eine Weltcharte entwerfen will. Die Theorie selbst kann wohl ihren Werth nie verlieren; und wo es so scheinet, da ist gewöhnlich der Fall (wie Herr Kant sehr richtig bemerkt) daß ihrer nicht genug vorhanden ist. Aber eben diesen Vorwurf mögte ich den Theo-

*) Als eine Probe einer andern Umarbeitung des Anfanges, deren es mehrere giebt, stehe auch das nachfolgende Fragment hier. N.

Theoretikern machen, die in ihren Prinzipien zu hoch steigen, da sie doch aus einem Prinzip der reinen Vernunft nichts als reine Resultate folgern können.

Auf dem Flecke, wo der Theoretiker und der Empiriker in diesem Augenblicke neben einander stehen; der erste in die reine Welt nach Osten, der andere aber in die wirkliche Welt nach Westen sieht, und beyde sich einander den Rücken zugekehrt haben; — findet der Erste folgende Resultate:

a) Es ist unmöglich, daß ein ganzes Volk dazu seine Einstimmung geben könne, daß eine gewisse Klasse von Unterthanen erblich den Vorzug des Herrenstandes haben solle;
b) . . . .
c) . . . .

Und der Andere, der gerade das Gegentheil in der wirklichen Welt sieht, kann ihn wohl mit Recht fragen: Wie weit reiche ich mit diesem Wegweiser auf dem Wege den ich vor mir sehe, und den ich noch zu thun habe?

Schnell wird freylich der Theoretiker antworten; Ohne ein — — —

* * *

Dem Spotte ist es eigen *), seine Karikatur-Gegenstände immer etwas grotesker zu malen als sie wirklich

*) So viel möglich, ist nun das weggeschnitten worden, was schon vorher da war. Dem Leser wird die Unannehmlichkeit erspart, eine Sache zweymal zu lesen. Wo etwas zu fehlen scheint, wird er es leicht aus dem Vorhergegangenen ergänzen. N.

lich sind; und so mögen auch wohl die Empiriker der Theorie etwas vorgeworfen haben, was doch nur die frühen Theoretiker gelten sollte: besonders in Deutschland, wo es für Männer von einer gewissen Klasse fast nothwendig ist, sich eher durch Theorie einen literarischen Ruhm zu erwerben, ehe sie Erfahrungen haben anstellen können.

Etwas aber glaube ich doch gegen die itzigen Theorieen erinnern zu müssen; und das ist dieses: daß sie zu weit zurückgehn, und uns Empirikern ein Prinzip aufstellen, welches der gewöhnliche Menschenverstand zu fassen oder zu erreichen selten im Stande ist, und wovon man fast immer das Gegentheil in der wirklichen Welt findet. Ihre idealischen Fanale stehen so hoch, daß kein Steuermann solche entdecken und sich darnach richten kann; und ich befürchte, daß die jungen Leute die mit geschärftem Blicke darnach auszusehn angewiesen werden, bey dem geringsten Wölkchen ihr Schiff auf Klippen führen werden.

Kant ist gewiß der Mann der seinen feinsten Abstraktionen Körper und Farben zu geben weiß; und dennoch brachte mir ein alter Empiriker, als er dessen Behauptung:

> daß ein ganzes Volk unmöglich . . . u. s. w.
> . . . gewisse Klasse erblich den Vorzug des Herrenstandes haben solle,

gelesen hatte, folgende kleine Erzählung, womit er über ihn völlig zu triumphiren glaubte.

Es war einmal, fing seine Erzählung an, ein Kaiser, den das Volk sich selbst erwählt hatte, und der ein großes Reich glücklich beherrschte. Dieser hatte, nach dem eigenen Verlangen der Nation, dasselbe in

zwölf große Gouvernements vertheilt, und jedem einen Herzog vorgesetzt, der es nach seinen Gesetzen regieren sollte. Alle und Jede waren damit zufrieden, und Jeder genoß des Friedens und der Sicherheit, wozu er durch den Social-Kontrakt berechtigt war. Nach dem Tode dieser ersten Herzoge entstanden aber manche Unruhen darüber: wer ihnen in ihren Aemtern folgen solle? In den verschiedenen Gouvernements ergaben sich darüber verschiedene Fälle, welche auf folgende Weise aus einander gingen.

In dem ersten beschwerten sich die Einwohner sehr darüber, daß der Kaiser einen neuen Herzog von seinem Hofe geschickt, und nicht vielmehr den Sohn des vorigen dazu angesetzet hätte. Jener kenne das Land nicht, meynten sie, und wäre durch die Schule erzogen, woraus wohl Gelehrte aber keine Regenten kommen könnten; dieser hingegen kenne das ganze Gouvernement, und habe in dem väterlichen Hause mehr gesehen, gehört und erfahren, als ihn die größte Akademie hätte lehren können.

In dem zweyten nahm der Kaiser einen andern aus dem Gouvernement selbst, und ging den Sohn des vorigen vorbey. Nun entstanden aber eine Menge Prozesse zwischen dem neuen Herzog und den Kindern des vorigen darüber, was eigentlich zu der Erbschaft der Letztern und was zu den Einkünften des Gouvernements gehöre. Die Sache gerieth endlich an das höchste Reichsgericht, wo sie noch itzt unentschieden beruhet; mittlerweile die Erben im Besitze geblieben sind, und die Eingesessenen des Gouvernements den neuen Herzog mit Steuern unterhalten müssen. Der Fehler war, daß beym Antritte des ersten Herzoges kein Inventarium gemacht war. Hätte der Kaiser, rief das Volk, den Sohn des vorigen

genom-

genommen: so hätte es dessen auch nicht bedurft, und wir wären des weitläuftigen Prozesses und der Steuern überhoben geblieben.

In dem dritten fand sich zwar ein Inventarium. Weil aber der verstorbene Herzog, zu der Zeit als er die Macht in Händen gehabt, vieles an sich gebracht hatte, was er eigentlich zur Verbesserung seines Dienstes hätte erwerben sollen: so entstand beynahe derselbe Prozeß, und das Volk murrete wie jenes.

In dem vierten ließ der Kaiser dem Volke die freye Wahl. Dieses aber theilte sich in zwey Parteyen, wovon die Eine den Sohn des vorigen, die andre hingegen einen andern wählte; und beyde schlugen sich so lange, bis die eine Partey der andern unterlag. Der Krieg währte zwanzig Jahre, und beyde Theile waren zuletzt froh, daß der Sieger sie in Ruhe setzte.

In dem fünften gelang es dem Volke einen Grobschmied zum Herzoge zu wählen, der seine Macht ziemlich rauh gebrauchte. Ach! rief das Volk: unser voriger Herzog, der am Hofe erzogen war, schmälte so sanft, verweigerte, was er verweigern mußte, so gnädig, hatte so viel Mitleid mit dem geringen Manne, und wußte die Strafgesetze jedem individuellen Falle so vortrefflich anzupassen — O! hätten wir den Sohn des vorigen genommen, er würde gewiß in dem väterlichen Hause eine gleiche Behandlung der Menschen gelernt haben.

In dem sechsten, worin zwar ein in allen Hofeskünsten wohl erfahrner aber armer Mann erwählt wurde, erfuhr das Volk bald, daß es besser gewesen wäre, bey der vorigen Familie, die sich und die ihrigen nun einmal bereichert hatte, zu bleiben, als eine arme auf den Herzoglichen

zoglichen Stuhl zu setzen, welche sich und ihre Vettern auf seine Kosten noch erst bereichern würde.

In dem siebenten Gouvernement erwählte das Volk den Sohn des vorigen. Denn, sagte es, wir haben dessen Schloß zur allgemeinen Sicherheit, weil wir zur Zeit eines feindlichen Ueberfalls unsre besten Sachen dahin flüchten können, mit Wällen und Graben befestiget, und zu viele Kosten daran gewandt, um itzt für einen Andern noch einmal eine so große Last zu übernehmen. Das Schloß ist überdem so wohl möblirt, es ist darin ein so herrliches Theater, das Tafelservice des Herrn ist so prachtvoll, und es wird so viel Mühe kosten das Archiv an einen andern Ort zu bringen, daß es besser ist, wir nehmen diesen als einen Andern, der sich noch erst alles dieses, vielleicht wohl gar auf unsre Kosten, anschaffen muß.

In dem achten hatte der verstorbene Herzog zur Zeit eines Krieges große Vorschüsse gethan, und das Volk sah voraus, daß es diese auf einmal werde bezahlen müssen, wenn es einen andern als dessen Sohn wählte. Die Wohnung desselben lag überdem in der Mitte des Landes; der gemeine Musterplatz, wohin ein Jeder seit langen Jahren zu gehen gewohnt war, lag nahe dabey; der gemeine Post- und Botengang war darauf eingerichtet, die Wege darnach angelegt, und der Gang aller gemeinen Lieferungen und Pflichten war den Hausbedienten, welche die Rolle bisher darüber geführt hatten, fast allen bekannt. Das Volk hielt es für das Rathsamste bey dem Sohne zu bleiben; und führte zugleich das Primogenitur-Recht ein, damit sowohl die Gouvernements- als die Privateinkünfte der Familie zum allgemeinen Besten des Staats immer zusammen blieben, und darüber unter Geschwistern und Kindern

keine Zänkereyen entstehen mögten. Auf diese Weise, sagte es, brauchen wir auch kein Inventarium zu halten; Alles was der Herzog hat, gehört dem Volke, und der zeitige hat nur die Nutzung davon.

In dem neunten rühmte das Volk an dem vorigen Herzoge am mehrsten, wie er sich gar in keine Regierungsgeschäfte gemischet, sondern immer gute Räthe gehalten hätte, die er nach Befinden angenommen und erlassen hätte. Da nun sein Sohn eine gleiche Gesinnung zeige, so wäre es, seiner Meynung nach, am besten, bey diesem zu bleiben. — Bey dieser Gelegenheit äußerte das Volk zugleich den Wunsch, daß man auch die Pfarrer in Erbpfarrer verwandeln mögte, damit diese ihnen im Alter nicht immer etwas vorhusten und vorröcheln mögten, sondern (da ihnen und ihren Familien die Stellen nun doch gewiß blieben) dafür auch geschickte Candidaten, die man allenfalls verändern könne, wenn sie nicht mehr gefielen, halten müßten.

In dem zehnten war die Familie des verstorbenen Herzoges mit allen in der Nachbarschaft regierenden Häusern verwandt; und wie das Volk hievon in Ansehung des freyen Handels, und der öffentlichen Ruhe bisher die größten Vortheile gehabt hatte, so erwählte es den Sohn des vorigen, in Hoffnung, daß einer der mächtigsten benachbarten Fürsten, welcher dem vorgedachten Grobschmiede seine Tochter versagt hatte, diesem solche nicht weigern würde.

In dem eilften glaubte das Volk, es wäre von der menschlichen Natur nicht zu erwarten, daß sie heute einen Menschen als Bedienten hinter dem Herzoge stehen sehn, und ihn morgen als Herzog verehren würde; oder es müßten die Menschen alle edleren Gefühle verläugnen,

und sich wie Maschinen bloß nach den Gesetzen der Mechanik behandeln lassen: und

in dem zwölften war endlich die Herzoginn Frau Mutter eine so vortreffliche Frau: sie war Jedem so freundlich begegnet; sie hatte so vielen Menschen wohl gethan, und war mit einem Worte so beliebt, daß man ihr sogar ihren annoch unmündigen Sohn vom Schooße hohlte, und ihm den herzoglichen Hut aufsetzte, mit der eifrigsten Bitte: das Land so lange für ihren Sohn zu regieren, bis dieser selbst dazu im Stande seyn würde.

* * *

Bisher haben Grotius und andre große Philosophen zuerst Erfahrungen gesammelt, und nach denselben ihre Theorie erweitert. Die neuen Theoretiker hingegen ziehen sich immer mehr von gegebenen Fällen zurück; und die Folge davon ist, daß Jene in der wirklichen Welt brauchbarer sind, als diese, welche über Recht und Unrecht, ohne Einmischung irgend einer That, lehren.

Kein vernünftiger Empiriker wird aber um deswillen die Bemühungen dieser Letztern verachten. Vielmehr wird er der Welt und jedem Lande Einen großen Theoretiker wünschen, der ihm in jedem Fache das große idealische Fanal aufstelle, wornach der Empiriker, er steure geradezu oder lavire, beständig seine Augen richten muß. Aber wenn nun der Theoretiker ohne Erfahrung ihm den Weg mit dem Finger vorzeichnen will, den er im Steuern und Laviren halten soll, so zieht er mitleidig die Achsel. Ein jeder praktischer Staatsmann kennt, wie der Theoretiker, gewisse große Grundsätze: als z. B. daß man den steuerbaren Stand so viel möglich schonen, und den Befreyungen wehren müsse. Allein, wie und wo

er davon in einem gegebenen Falle die Anwendung machen müsse, darüber glaubt er von dem Theoretiker, welcher von reinen Vernunft-Prinzipien ausgehet, nichts lernen zu können; weil dieser kein Gott ist, in dessen Verstande alle wirkliche Individuen gegenwärtig waren, ehe sie einmal erschaffen worden; und er folglich seine allgemeine Theorie auf individuelle Fälle mit menschlichem Vermögen nicht ausdehnen kann. — —

* * *

Herr Kant thut den Empirikern gewiß zu nahe, wenn er von ihnen glaubt, daß sie den von ihm angeführten Gemeinspruch *) in dem Verstande brauchten, welchen er ihnen beylegte. Meines Wissens, wollen sie damit nur so viel sagen, daß die Theorie gegen die Erfahrung zu arm sey, und ein theoretischer Kopf, indem er sich beym Generalisiren und Idealisiren verweilt, ungemein Vieles nicht bemerkt, was dem Manne von Erfahrung in die Augen fällt. Dabey mag freylich der Mann, qui mores hominum multorum vidit et urbes, vielleicht auch wohl bisweilen mit einiger Verachtung auf den Gelehrten herabsehn, der aus seinem Fenster, von wo er kaum das nächste Feld überschauen kann, eine Weltcharte entwerfen will. Ein vernünftiger Empiriker wird aber schwerlich jemals die Theorie selbst verachtet, oder auch nur einen Augenblick daran gezweifelt haben, daß dasjenige was in der Theorie richtig ist, in der Anwendung auf die Praxis gewiß auch nicht fehlschlagen könne.

Jeder

*) Herrn Kant's angeführter Aufsatz in der Berl. Monatsschrift hat die Ueberschrift: „Ueber den Gemein„spruch: Das mag in der Theorie richtig seyn, taugt „aber nicht für die Praxis.“ N.

Jeder Erfahrne legt unstreitig eine Theorie zum Grunde. Aber der Empiriker hat das im Griffe, womit sich der Theoretiker im Kopfe quält. Es geht jenen wie dem General Luckner, der im siebenjährigen Kriege einmal dem Herzog Ferdinand antwortete: er verstehe wohl den Feind zu schlagen, nicht aber einen Plan dazu zu machen. Kommen, sehen und siegen, ist der Wahlspruch des Empirikers; und das Ueberdenken wie das möglich gewesen, beschäftigt den Theoretiker. Jener gönnet es dem Letzteren, ihm in seinem Fluge zu folgen, und die Consequenz der einen That aus der andern zu berechnen.

* * *

Es macht mir immer ein großes Vergnügen zu sehen und zu untersuchen, wohin der gesunde Menschenverstand und wohin die Theorie die Menschen geführet hat; und wenn ich dann z. B. die Wahrheit dessen, was Pauw sagt: Les Barbares veulent toujours un Roy, bestätiget finde: so kommen mir die aufgeklärtesten Republiken noch einmal so unruhig vor als vorher, und ich gerathe leicht auf den Schluß: daß ein Dorf sich besser bey einem gemeinschaftlichen Boten stehe, als wenn jeder Eingesessene entweder selbst gehen, oder seinen besondern Boten schicken wollte.

In keinem Falle ist mir aber der Gang der praktischen Vernunft mehr aufgefallen, als bey dem sogenannten Leibeigenthum, dessen Wurzeln sich über den ganzen Erdboden, so weit er beackert wird, verbreiten, wenn gleich die davon ausgesprossenen Stauden nach und nach ziemlich beschnitten, und in manchen Ländern ganz abgehauen sind. Ich kann mich dann nicht enthalten, die

Ent-

Entstehung desselben eher einem allgemeinen Bedürfnisse, als jeder andern Ursache, wovon keine so weit reicht, zuzuschreiben.

Daß die Menschen zuerst nichts als väterliche und herrliche Gewalt gekannt haben, läßt sich denken, und sonach auch, daß sie ihre ersten Staatsvereinigungen darnach geformt haben. Man sieht und schließt leicht, daß schon Joseph keine andre Form gekannt habe, als jene einfache, da er von den freyen Aegyptiern die Uebergabe ihres Leibes und Gutes forderte, wenn sein Pharao ihnen Unterhalt geben sollte. Es war dieses die natürlichste Forderung zu einer Zeit, wo nur der Vater seine Kinder und der Herr seine Knechte zu ernähren brauchte; vielleicht auch Keiner etwas als Almosen annehmen wollte.

* * *

Wenn man sieht, wie weit sich der Leibeigenthum in Europa verbreitet hat, und wie sehr Praxis und Theorie darüber von einander abgehen, so kann man sich oft des Gedankens nicht erwehren, es müssen doch große und weitgreifende Ursachen vorhanden seyn, welche ihn eingeführt und bisher noch in mehrern Ländern erhalten haben; und die Praxis, die sich jedem individuellen Umstande anschmiegt und ihn zu benutzen weiß, müsse es wohl besser verstehen, als die Theorie, die bey ihrem hohen Fluge noch manchen Umstand übersehen muß. Da indeß der Wunsch immer allgemeiner wird, daß der Leibeigenthum ganz von der Erde vertilget werden möge: so scheinet es nicht überflüssig zu seyn, demselben einmal recht auf den Grund zu sehen, und zu untersuchen, was er eigentlich leiste. Vielleicht findet sich dann noch ein Mittel den Zweck desselben mit mindrer Aufopferung zu

erreichen, und solchergestalt die Praxis mit der Theorie durch die Vermittelung eines aufmerksamen Gesetzgebers auszusöhnen. Ich weiß zuerst in dieser Absicht nichts bessers zu thun, als folgende historische Wahrheiten aufzustellen: aus wirklichen Begebenheiten schließt sich oft richtiger als aus gar zu hohen Vordersätzen.

Den König von Polen beerbt die Krone, und diese schließt seine natürlichen Erben aus. Ein gleiches würde in allen Königreichen geschehen, wenn nicht zufälliger Weise die Krone zugleich mit der Erbschaft des abgehenden Königs auf den nächsten natürlichen Erben verfiele. Alle Reichsbeamte vom höchsten bis zum niedrigsten werden von ihrem Oberhaupte beerbt, welches ihre Erbschaft zum Besten des Amts in Verwahr nimmt, und dem Nachfolger desselben wieder leihet. Geschähe dieses nicht, so würde das Amt leicht geplündert, oder unter gleichen Erben zersplittert, und der Unterthan genöthiget werden, für eine neue Besoldung des Nachfolgers im Amte zu sorgen. Wie Mancher würde sich nicht auch seines Amts und Ansehns bedienen, um in dessen Bezirke E i g n e s zu erwerben? Mit den Dienstleuten der Beamten hält es der Oberbeamte eben so. Der Bischof beerbt seinen Archidiakon, und dieser den Curaten, gerade so wie der Kaiser den Bischof, um die mit jedem Amte verknüpften Gefälle zusammen zu halten, und solche dessen Nachfolger wieder zu leihen. Geschieht dieses Leihen jetzt gleich nicht mehr in alter Form, seitdem der Kaiser Otto der Vierte der Kirche zu Magdeburg und den unter ihr stehenden Kirchen die Spolien der versterbenden Bischöfe einmal für alle überlassen hat; und mit der Zeit allen übrigen Reichsbeamten eine gleiche Gnade angediehen ist: so muß doch ein jeder von ihnen noch die Belehnung nehmen, und die Spolien seines

Vor-

Vorgängers mit einer jetzt bestimmten Summe Geldes lösen.

Bey einiger Aufmerksamkeit auf diesen Gang der Sachen, sieht man aber bald, daß es nicht bloß darum zu thun war, die ursprünglichen Amtsgefälle zusammen zu halten; man wollte auch (da jedes Amt verliert, wenn es stille steht und nicht fortwächst,) das Errungene, oder was einer bey Gelegenheit seines Amts erworben oder verbessert hatte, nicht gern verlieren, oder den natürlichen Erben vergüten; vielleicht auch der Versuchung wehren, daß Jemand zum Nachtheil des Amtes sich und seine Familie bereichere. Wenn man hierbey in Erwägung zieht, wie diese Gefälle und was einer nebenher noch erwarb, damals in Naturalien, als Diensten, Fuhren, Früchten und allerhand Arten von Vieh bestanden, so sieht man leicht, daß es sowohl äußerst schwer als wichtig war, nach dem Tode eines Beamten sich auf eine Absonderung des Erworbenen von dem Anvertrauten einzulassen. Daher muß auch der König von Polen sein Erworbenes der Krone lassen; daher gab es auf Sächsischen Lehnen keine Besserung worauf Allodial-Erben Anspruch machen können.

Was der Lehnmann verbessert, muß dem Lehne folgen, oder mit andern Worten: was der Knecht erwirbt, das erwirbt er seinem Herrn; und diese Regel macht gerade das ganze Wesen, wie den Zweck des Leibeigenthums aus. Nicht Unterdrückung, nicht Kriegsgefangenschaft, nicht Einfalt oder Andacht haben den Leibeigenthum zuerst eingeführt und bisher erhalten; sondern der praktische Menschenverstand hat das allgemeine Bedürfniß und die Nothwendigkeit eines Kontrakts erfordert, wodurch derjenige, welcher das Amt bekleidete, oder einen fremden Besitzthum benutzte, das was er dadurch

erwarb, zum Besten des Amtes oder des Besitzthums zurücklassen mußte.

* * *

Hieraus und aus dem durchaus gleichförmigen Gange der Praxis bey allen Verleihungen, wogegen sich kein einziges Beyspiel des Gegentheils aufbringen lassen wird, erhellet meines Ermessens unwidersprechlich: daß der Verleiher eines Herzogthums, oder eines Bischofthums nach eben den Grundsätzen gehandelt hat, wonach der Verleiher eines Bauernhofes handelt; und daß beyde den großen Zweck gehabt: jeder Besitzer eines verliehenen Amtes, Gutes, oder Hofes, müsse durch das, was er vermittelst des Besitzes erworben habe, zur Verbesserung des Verliehenen wiederum beytragen.

Gerade alles dasjenige, was der gesunde Menschenverstand durch jene Einrichtungen bezwecket hat, ist nun auch der Zweck des dinglichen Leibeigenthums; und man könnte die Könige Leibeigne der Krone nennen, wenn es nicht die Klugheit erforderte, einen Mann, der die Niedrigen gegen die Hohen und Mächtigen schützen soll, und den Erstere deswegen mit den schwersten Kosten unterhalten, so hoch als möglich, und zunächst an den Thron Gottes zu setzen.

Da der Wunsch immer allgemeiner wird, daß die Leibeigenschaft ganz von der Erde vertilget werden möge, und der Geist des gegenwärtigen Jahrhunderts denselben mit aller Macht verfolget: so scheint es mir wohl der Mühe werth zu seyn, einmal zu untersuchen, was wir bis-

bisher für Nutzen davon gehabt haben, und was für Ursachen es gewesen sind, welche dieselbe so früh eingeführt und so lange erhalten haben, damit, wenn eine neue Ordnung der Dinge eingeführt werden sollte, man doch wissen möge, was für Lücken dadurch entstehen, und wie solche auszufüllen seyn werden.

Der praktische Menschenverstand hatte es gleich Anfangs bemerkt, daß es nicht gut sey, Jemandem, der ein ihm anvertrautes Amt bekleidet, oder ein fremdes Gut, es sey zu Lehn oder zum Bau unter hat, zu gestatten, in seinem Amte, oder an dem ihm übergebenen Gute etwas Eigenes zu erwerben. Wie leicht, dachte man, kann nicht ein König, Herzog, Bischof, Graf, oder andrer Beamte, der viele Macht in Händen hat, in seinem Reiche oder Amtsdistrikte, sich und seiner Familie Güter und Rechte erwerben, die er weit besser seinem Amte erwürbe; welches, sobald es nicht mehr wächst, sich mit Ablauf der Zeit von selbst vermindert, und an demjenigen, der es bekleidet, einen innerlichen Feind hat, so lange es nicht erblich ist? Wer wird, wenn ein solcher Beamter mit Tode abgeht, allemal unterscheiden können, was zu seinem Amte gehört und was er in demselben Eignes erworben hat, besonders zu einer Zeit, wo alle Einkünfte an Naturalien bestehen, und die Fuhren, Dienste und andre von den Amtseinwohnern zu leistende Obliegenheiten sich von außen einander gleich sehen? Wird nicht ein Beamter, Lehnmann oder Bauer, wenn er neben seinem ihm anvertrauten Gute etwas Eigenes erwerben kann, solches immer für sich zu erhalten suchen, anstatt Amtshalber diesen Nachtheil abzuwenden? Wird nicht sogar der Hirte, wenn es ihm erlaubt wird eignes Vieh bey der Heerde zu halten, dieses besser zu weiden suchen, als das ihm anvertraute; und wie

kann man da, wo, wie im Mecklenburgischen, der Gutsherr seinem Eigenbehörigen das nöthige Vieh giebt, demselben ohne Gefahr erlauben, nebenher auch Vieh für sich zu halten? Die besten Füllen, Kälber und Lämmer würden allezeit ihm gehören. Ja, wenn dem Erben auch nur erlaubt würde aus einem dem Erblasser vertrauten Amte, Lehne oder Hofe eine Verbesserung wegzuziehen, oder sich solche vergelten zu lassen, würde nicht mancher Oberlehns- oder Gutsherr lieber dem Erben das Amt oder Gut ganz lassen, als sich einem langweiligen Prozesse, während desselben sie im Besitz blieben und mit der rechtlichen Vermuthung, daß Alles so lange für Eigenthum zu halten sey bis das Lehn erwiesen werde, blos zu stellen? . . . .

Das Beste ist also, man setze die Regel fest: Alles was der Beamte, der Lehnmann oder der Bauer erwirbt, bleibe bey dem Amte oder dem Hofe; und will man ja demselben etwas Eignes lassen, so heiße es peculium. Alsdann hat der Vater oder Herr die Regel für sich, und Söhne und Knechte müssen die Ausnahmen erweisen.

Jene Regel, welche den eigentlichen Grund der ganzen Leibeigenschaft ausmacht, und mit andern Worten so viel sagt: Was der Knecht erwirbt, erwirbt er seinem Herrn, sey der Grund aller Kontrakte, welche wir mit unsern Beamten und Pächtern schließen.

Die natürlichen Folgen dieser praktischen Denkungsart zeigten sich hierauf in allen Fällen, wo sie einigen Einfluß haben konnten. Alles was ein König von Polen (dem einzigen noch übrigen Wahlreiche) erwirbt, verbleibt der Krone; und dieses würde wahrscheinlich der Fall in allen Reichen seyn, wenn nicht in den übrigen die Kron- und Erbfolge zufälligerweise in einer Person

verei-

vereiniget wären. Das Amt eines Herzoges oder Bischofes nahm nach eines jeden Tode der Kaiser in Verwahrung, und verlieh es dem Nachfolger. — —

Nun frage ich: Wenn dem Volke bey Schließung eines neuen Social-Kontrakts alle diese Umstände in lebhafter Erinnerung vorschwebten, warum dasselbe sich die Erblichkeit gewisser Würden oder Aemter im Herrenstande, die von einem Ende Europens bis zum andern wirklich eingeführet ist, nicht gefallen lassen sollte? und was für Gründe man denjenigen unterlegen wolle, welche nicht dafür wären?

Wollte man sagen, es sey überhaupt unmöglich, daß die Menschen sich jemals dem Willen Eines Menschen unterworfen hätten, so widerspricht hier die Erfahrung, nach welcher es heißt: Les Barbares veulent toujours un Roy. Das will sagen: der schlichte Menschenverstand wünscht immer Einen Regenten als den kürzesten Weg; und es findet sich kein Beyspiel in der Geschichte, daß ein großer Staat sich bey der Herrschaft vieler Köpfe lange ruhig und wohl befunden hätte. Will man aber andre Menschen annehmen, als sie wirklich unter dem Monde vom Weibe gebohren werden, so werden diese keinen Socialkontrakt in der wirklichen Welt zu schließen haben.

Der Socialkontrakt selbst beruhet bloß auf der Vermuthung, daß jedes Volk bey seiner ursprünglichen Verbindung das Beste werde erwählet haben, und nachdem die Umstände sind, kann es sich mit dem lieben Gott oder auch mit einem Nachtwächter beruhiget haben: jenes, in einer den Einfällen der Wilden ausgesetzten, und dieses in einer dagegen sattsam befestigten Colonie. Beydes hängt von Umständen ab. Eine Ge-

sellschaft von Jägern oder Hirten muß sich unter ganz andern Bedingungen vereinigen, als eine von Ackerbauern; und es ist ein eitles Spielwerk, Socialkontrakte für idealische Menschen, die von den Theoretikern unter keine Umstände gesetzet werden, oder die sie doch unmöglich alle übersehen können, auszusinnen.

Der natürlichste Weg zum Socialkontrakte ist offenbar so, wie ihn Walther Raleigh *) und Jugdole **) beschrieben haben, deren Worte ich hier hersetzen will: „Zuerst war des Vaters Wille das „Gesetz für die Kinder, und als der Haushalt sich „vergrößerte, war es der Befehl des Haupts der „Familie. Mit der Zeit aber, wie die Menschen „zahlreicher, und die Verwandschaften weitläufiger „wurden; die kindliche Ehrfurcht erkaltete, und brü„derliche Liebe allmählich verschwand; Weisheit sich „nicht immer bey der Macht, und Strenge bey der „Güte fand, so erwachten die bösen Begierden der „Menschen; der Starke unterdrückte den Schwächern, „und die Noth, welche Menschen und Vieh klug „macht, bewog sowohl die Weisen als die Einfäl„tigen, auf einmal zu erkennen, daß der Stand „vernünftiger Menschen unendlich elender seyn würde „als der Stand der Thiere; und daß die Unord„nung alles wie eine Fluth überschwemmen müßte, „falls sie sich nicht über gewisse Gesetze und über „eine Macht die darüber wachte, vereinigten. Denn „der Mächtige, der jetzt auf seine Gewalt trotzte, „mögte

*) Hist. of the World. L. 1. c. 9. Sect. 1.

**) Origg. juridiciales, c. 1.

„mögte mit der Zeit leicht einen Mächtigern finden; „der Schwache bald von dem Stärkern unterdrückt „werden, und die gleich Starken sich einander aufrei„ben, so daß der gesetzlose Zustand, welcher beym „ersten Anblicke die vollkommenste Freyheit zu verspre„chen schiene, bald ärger seyn würde, als ein uner„träglicher Despotismus."

Diesen Gang glaube ich so lange befolgen zu müssen, bis ein besserer aufgefunden wird. — —

Ueber den Leibeigenthum.

Da die Leibeigenschaft sich nicht mehr mit unsrer jetzigen Denkungsart vertragen will, und jeder Philosoph dieselbe aus dem Kreise der Menschheit verbannt zu sehen wünschet, so verlohnt es sich wohl der Mühe, einmal darauf zurückzugehen, was der schlichte Menschenverstand, mit andern Worten, die Praxis, welche so gern die kürzesten Wege wählt, für Ursachen gehabt habe, eine so gehässige Sache einzuführen, und falls diese jetzt noch bestehen sollten, zu versuchen, ob nicht der Zweck der Leibeigenschaft auf eine andre Art erreichet werden könne. Ich denke mir die Sache folgendermaßen:

1) Ein Hausvater hatte einen Schäfer, dem er bisher erlaubt hatte einige Schafe bey der Heerde zu halten. Wie er aber merkte, daß die Schafe des Schäfers immer die besten waren, und daß alles was bey der Heerde fiel, ihm in Abrechnung gebracht wurde, so verbot er dem Schäfer eigne Schafe bey der Heerde zu halten.

2) Ein Andrer lohnte sein Gesinde mit Korn und besäete für jedes derselben einen Morgen mit Winterkorn, und einen mit Sommerkorn, weil das Geld zu dieser Zeit noch selten war. Auf einmal glaubte er einen Theil des seinigen vom Boden zu vermissen, und wie er bey der hierauf vorgenommenen Untersuchung die Kisten sei-

nes

nes Gesindes über Vermuthen stark angefüllet fand, so stellete er die bisherige Gewohnheit, das Gesinde mit Korn zu lohnen, ganz ab, und keines durfte in seinem Hause eignes Korn haben.

3) Einem Dritten kam es so vor, daß seine Knechte und Mägde einen größern Aufwand in ihrer Kleidung machten, als sie von ihrem Lohne bestreiten konnten; und daß dieses nicht mit rechten Dingen zugehen könne. Er machte es also seinem Gesinde zur Bedingung, daß jedes von ihnen Kost und Kleidung nach Nothdurft aus seiner Hand *), und den Lohn nicht eher als bey seinem Abschiede empfangen sollte **), damit er sie

*) So halten es noch jetzt verschiedene Kaufleute und Handwerker mit ihren Lehrburschen; sie erlauben ihnen nichts eignes, um sie über jeden Pfennig, den sie haben, zur Rechenschaft ziehen zu können.

**) Nach dem alten Kostüm steuerten die Herrn, wenn sie ihre Knechte frey ließen, und diese sich wohl verhalten hatten, sie wie ihre Kinder aus. So sagt Ulysses zu seinen getreuen Knechten nach der Vossischen Uebersetzung:

Wenn mir Gott die Vertilgung der stolzen Freyer gewähret,
Dann will ich jedem ein Weib und Güter zum Eigenthum geben,
Jedem nahe bey mir ein Haus erbauen, und künftig
Beyde wie Freund' und Brüder von meinem Telemachos achten. B. XXI. v. 213.

und an einem andern Orte sagt der eine vom Ulysses:

Der mir Gutes gethan und ein Eigenthum hätte gegeben,
Was auch der gütigste Herr je seinem Diener geschenkt hat;
Nemlich Haus und Hof und ein liebenswürdiges Ehweib. B. XIV. v. 62.

Die

sie über jedes Stück, was sie außerdem besäßen, zur Rechenschaft fordern könnte.

4) Zuletzt kamen alle drey darin überein, daß es am sichersten sey, keinem Knechte im Hause ein Eigenthum zu gestatten, und wie sie fanden, daß ihre Kinder es eben so machen könnten wie ihr Gesinde, so gestatteten sie auch diesem kein Eigenthum im Hause. Und so entstand die allgemeine Regel: Alles was Kinder und Knechte erwerben, gehört ihren Vätern oder ihren Herrn, um allen Arten von Unterschleifen und Zänkereyen über Mein und Dein vorzubeugen. Dabey sah man es als eine besondre Wohlthat für Kinder und Knechte an, daß der Vater oder der Herr diejenigen, welche solche entführt oder beleidiget hatten, überall verfolgen und ihre Personen vindiciren konnten.

Außer dem Hause nahm die Sache fast eben denselben Gang.

5) Der eine Hausvater übergab seinem Knechte einen ihm entlegnen Acker, um sich darauf anzubauen, gegen einen gewissen Zins auf Lebenszeit; und weil er aus der Erfahrung wußte, daß nach dessen Tode, wenn er mehrere Kinder hinterließe, diese sich um die Erbfolge zanken, und wohl gar die Besserung auf dem Hofe unter

Die feine Nüance, daß es Kostüm war, die Knechte, denen man damals im Hause nichts als Kost und Kleidung gab, also auszusteuren, scheint in einer ästhetischen Uebersetzung nicht so deutlich durch als in einer alten historischen:

Qualia dat famulis domini prolixa voluntas,
Foedera conjugii socialia remque domumque.

Durch remque, κληρουτε, wird Haus- und Acker-Geräthe verstonden.

unter sich versteigern, oder ihm desfalls eine große Kostenrechnung machen würden, wenn er seinen Acker zurücknehmen wollte, so setzte er mit in den Kontrakt, daß dieser Acker ihm nach des Knechtes Tode, mit allem was darauf gebauet und gebessert wäre, wieder heimfallen sollte, wogegen er denn auch dem jüngsten Sohne Haus und Hof wieder leihen wollte, mit der Bedingung, daß dieser seinen Geschwistern einen von ihm zu bestimmenden Noth- und Ehrenpfennig geben müsse, indem man damals von Testamenten, von Kindes- oder Pflichttheilen noch nichts wußte. Dabey soll es, sagte er zu seinem Knechte, ein Zeichen seyn zwischen mir und dir, daß dein Hof mein eigen sey, daß ich bey deinem Tode das beste Pfand aus deiner Verlassenschaft nehme.

6) Der Knecht eines andern Hausvaters hätte nicht so viel in Vermögen, daß er sich Pferde und Kühe und Ackergeschirre anschaffen konnte. Der Hausvater mußte ihm also auch dieses leihen, und er thats unter der Bedingung, daß nicht allein nach des Knechts Tode der Acker, sondern alles was sich darauf befinden würde, ihm verfallen seyn sollte, nicht sowohl, um diese Stücke auf den Todesfall wirklich wegzuziehn, als solche für den Sohn, welchem er den Acker wieder verleihen würde, zu bewahren, und um zu verhindern, daß die abgehenden Kinder den Hof nicht entblößen, und den Erben außer Stand setzen mögten, denselben zu bestellen, und ihm davon die Pacht zu liefern.

7) Große Herren folgten bald diesem Beyspiele nach; erst gaben sie freyen Leuten ihr Gut zu Lehn; bald aber, als diese ihnen mit Länge der Zeit Vieles davon entzogen und zu Erbgut machten, kamen andere als solche, die sich unter dem Namen von Dienstmännern h ö r i g machten. So gab der Kaiser die großen Kron-

Chargen

Chargen seinen Hausbedienten, die Bischofthümer seinen Hauskaplanen; die Bischöfe gaben das Erzpriesterthum ihren Archidiakonen; der Archidiakon die Pfarren einem hörigen Geistlichen; und wo die Menschen mehr philosophirten, da ward Jehova, oder der heilige Peter, oder ein andrer Heiliger, Leibeigenthumsherr. Die Erde ist des Herrn, sagt Moses. Was der Papst, der Knecht aller Knechte, erwirbt, das fällt dem heiligen Peter zum Sterbfall anheim; und in Polen beerbt die Krone ihre Könige, wenigstens in allen liegenden Gründen. Ich könnte dieses durch mehrere Fälle zeigen; aber genug es ward ökonomische Regel: der Knecht erwirbt dem Herrn, der Bauer dem ihm anvertrauten Hofe und Gute; der Beamte, er sey geistlicher oder weltlicher, dem Amte u. s. w.; und der König, als der oberste von allen, dem lieben Gotte oder der Krone: damit auch sein Amt gebessert, und nicht wie die deutsche Krone geplündert werde. Dieses war also der Zweck welchen man durch die Leibeigenschaft zu erreichen suchte oder der Begriff der Hörigkeit, da die Gemeinen von den Hauptleuten, die Hauptleute von ihrem General, die Generale von ihren Königen, und die Könige von Gott oder der Krone sowohl in der geistlichen als weltlichen Ordnung abhangen, sodann alles was sie in den ihnen anvertrauten Aemtern baueten und besserten, dem Amte ohne einige Vergütung lassen mußte. Und dieser Begriff war um so natürlicher, da gleiche Menschen sich einander nichts zu befehlen hatten; und man für den Territorialbegriff, nach welchem der Boden alles Einem Herrn unterwirft, noch keinen Sinn hatte. Ein Begriff, den noch jetzt das ganze Militaire, welches unter Leibeshaft steht, zusammen hält, und sogar auf eingeschriebene Kantonisten, wenn sie auch nichts Eignes im Lande haben,

ben, aus Noth ausgedehnet wird. Die Polnische Reichsverfassung scheint die einzige zu seyn, wo man diesen Begriff nicht untergelegt hat. Dort sind der Kronfeldherr und andre Kronbeamte eben so unmittelbar als der König, und erstere sind nicht des andern Hausofficianten wie in Deutschland: jedoch war es auch hier nicht immer so wie jetzt, wie die Geschichte vom Herzoge Welf in Baiern beweiset, dessen Sohn in die Hausdienste des Kaisers trat, und wahrscheinlich war auch der Major Domus, der die Martellen stürzte, ein unmittelbarer Kronfeldherr. Die Römer erfanden zuerst den Territorialbegriff, als sie das Bürgerrecht allem was auf dem Römischen Boden lebte, mittheilten, und da vorher nur Bürger gezwungen werden konnten für das Vaterland auszuziehen, damit jeden Menschen auf dem Römischen Boden auf gleiche Weise verpflichteten. — —

---

1. Abraham, oder wie sonst der erste Besitzer einer großen Heerde Schafe heißt, hatte es lange bemerkt, daß die Schafe, welche seine Hirten bey seiner Heerde halten durften, immer schön und gesunder waren als die seinigen. Alle Schafe welche fielen, alles was der Wolf fraß, ward ihm in Abrechnung gebracht; und er hatte fast kein Beyspiel, daß die Hirten eines von den ihrigen vermisset hätten. So viel Künste er auch anwandte beyderley Schafe zu unterscheiden, es half ihm nichts; die Schäfer waren immer noch listiger als er. Endlich sagte seine Frau zu ihm: Mann, wenn wir das nicht abändern, so werden wir arm, und unsre Schäfer reich; und Abraham beschloß, daß von nun an seine Hirten gar kein eignes Vieh bey der Heerde halten, und damit sie auch nicht in die Versuchung fallen mögten, ihn auf andre Art zu verkürzen, durchaus nichts Eigenes besitzen sollten. Alles was der Knecht erwirbt,

soll

soll mir als Herrn gehören, sagte er zu seinen Leuten; und wenn Ihr das nicht wollt, so könnt Ihr meinen Dienst verlassen. Dagegen aber will ich euch Kost und Kleidung nach Nothdurft reichen, und wenn ich euch von mir lasse, endlich aussteuren.

2. Ein andrer Hausvater lohnte sein Gesinde mit Korn, und säete für jedes derselben jährlich einen Morgen Landes. Auf einmal glaubte er einen Theil von dem seinigen vermisset zu haben; und da ihm das Gesinde, deren Kisten er stark angefüllet fand, mit der Antwort abwies, daß das ihr Korn wäre, so bestimmte er einem jeden seinen Lohn in Gelde, und Niemand durfte künftig in seinem Hause eignes Korn haben.

3. Einem Dritten dünkte, daß sein Gesinde einen größern Aufwand machte, als es von dem Lohne bestreiten konnte; und machte mit seinem Gesinde den Kontrakt, daß er ihnen Kost und Kleidung nach Nothdurft, den Lohn aber beym Abschiede geben wollte; dagegen sollten sie durchaus nichts Eigenes haben als was sie aus seinen Händen empfangen hätten.

4. Alle drey machten es aus gleichen Ursachen mit ihren Kindern so lange dieselben in ihrer Gewalt waren, eben so; und selbst Kaufleute und Handwerker hielten ihre Lehrlinge eben so. Sie versorgten dieselben mit allem was sie nöthig hatten auf Rechnung, erlaubten ihnen keinen eignen Pfennig, um kleine Betrügereyen zu verhüten.

Aus dem allen entstand endlich die allgemeine Regel:

Alles was Kinder und Gesinde erwerben, gehört ihren Eltern oder ihren Herren;

und

und das ist der Geist des Leibeigenthums. Oder wenn man noch daran zweifelt, so setze man hinzu:

Kinder und Knechte hatten an ihren Vätern und Herrn Beschützer, Rächer und Nachfolger, wenn sie von fremder Gewalt geraubt oder beleidigt wurden;

und dieses natürliche Vindicationsrecht setzt den vollkommensten Leibeigenthum voraus.

So entstand zuerst der Leibeigenthum im Hause, worin die Sachen vermischt waren, ohne Schloß und ohne Verwahrung, wo es immerfort zum Kriege über das Mein und Dein kommen konnte. Itzt wollen wir sehen, wie er sich außer dem Hause fortpflanzte.

5. Der eine Hausvater gab seinem Knechte einen ihm entlegenen Acker, um sich darauf anzubauen, gegen einen gewissen Zins auf Lebenszeit; und weil er voraussah, daß einst nach dessen Tode, wenn er mehrere Kinder hinterließe, diese sich um die Erbfolge zanken, und ihm vielleicht gar wegen aller auf den Neubau verwandten Kosten große Rechnung machen würden, wenn er seinen Acker zurückfordern sollte: so setzte er mit in den Kontrakt, daß nach des itzigen Besitzers Tode der Acker mit allem was darauf gebauet wäre, erlediget seyn sollte: wogegen Er (der Herr) dann auch dem jüngsten Sohne das Erbe mit allem Zubehör wieder leihen wolle, der dann seinen Geschwistern einen billigen Noth- und Ehrenpfennig (von Pflicht- und Kindestheil wußte man damals noch nichts) absteuren könnte. Dabey soll es ein Zeichen seyn zwischen mir und dir (sagte er zu dem Knechte), daß ich das beste Pferd nehme, ein Zeichen, daß der Hof allezeit mein Eigenthum bleibet.

6. Der Knecht eines andern Hausvaters hatte nicht so viel im Vermögen, daß er sich Pferde und Kühe

und Ackergeschirr anschaffen konnte, und der Herr lieh ihm alles, jedoch unter der Bedingung, daß nicht allein nach des Knechtes Tode der Acker, sondern auch alles was sich darauf befinden würde, Ihm (dem Herrn) verfallen seyn sollte: Nicht sowohl um dieses Sterbefallsrecht wirklich auszuüben, sondern nur es für den Sohn, welchem er den Acker geben würde, zu benutzen, und zu verhindern, daß die abgehenden Kinder den Hof nicht davon entblößen oder darüber in Processe verwikkelt werden könnten.

7. Verschiedene Lehnsherren, besonders die Sächsischen, folgten diesem Beyspiele. Auch die Erfahrung hatte sie belehrt, daß freye Vasallen mit Ablauf der Zeit das Lehn, als Eigenthum verjährt, oder doch ihre Erben dasselbe unter dem Vorwande von Verbesserungen ihnen vorenthalten; sie machten also die Verfügung, daß es gar keine Besserung auf den Lehnen geben sollte, indem die Besserung Pflicht wäre, und gaben die Lehne nur solchen, die sich für ihre Dienstleute erklärten; wodurch sie zugleich den Zweck erhielten, daß sich die Erben nicht darin theilten.

8. Sogar die Kaiser und Könige machten es so mit ihren großen Vasallen, um die Vortheile der Primogenitur zu erhalten. —

* * *

Das Recht der Menschheit: Leibeigenthum.

Gewiß ein Paradoxon: wird mancher Leser bey dem Anblick dieser Ueberschrift denken. Aber, wenn ich ihn nun meiner Seits wieder frage: Woher kommt es doch, daß sich so viele Spuren des Leibeigenthums in allen Staa-

Staaten finden, worin die Menschen vom Ackerbau leben? Muß man hier nicht eine sehr große Ursache annehmen? Und sollte diese nicht in einem der nothwendigsten Bedürfnisse zu suchen seyn? so mögte der geneigte Leser wohl nicht so schnell in seinem Urtheile seyn. Dem sey nun aber wie ihm wolle, ein wenig Paradoxie gehört mit zum Kunsthandel, und ich habe immer mehr Respekt für den Gang gehabt, welchen die Naturmenschen nach ihren Bedürfnissen genommen haben, als für die hohe Bahn, worauf unsre sogenannten Philosophen über die Gränzen der Menschheit hinausschweifen. Wenn ich daher auf eine alte Sitte oder alte Gewohnheit stoße, die sich mit den Schlüssen der Neuern durchaus nicht reimen will, so gehe ich mit dem Gedanken: die Alten sind doch auch keine Narren gewesen, so lange darum her, bis ich eine vernünftige Ursache davon finde, und gebe dann (jedoch nicht immer,) den Neuern allen Spott zurück, womit sie das Alterthum, und diejenigen, welche an dessen Vorurtheilen kleben, oft ohne alle Kenntnisse zu demüthigen gesuchet haben. Ich wünsche dann, daß die Verfasser der itzigen Ritterromane nicht bloß die Sprache der alten Welt borgen, sondern auch in den Geist ihrer Sitten und Gewohnheiten eindringen, und das Verhältniß derselben zu dem Bedürfnisse der Zeit, als worauf es bey aller Gesetzgebung zuerst ankömmt, den Nachkommen zur Lehre und Erbauung vorlegen mögten. Allein das Studium der leblosen Antiken hat seinen Heyne, der lebendigen in Deutschland noch keinen.

Eine der ersten und eigentlichsten Bedingungen des Leibeigenthums bestehet darin, daß der Knecht alles was er erwirbt, seinem Herrn erwerbe; und der ganze Zweck, welchen die Menschen durch den Leibeigenthum zu erreichen gesucht haben, beschränkt sich fast einzig und allein

 hierauf;

hierauf; ein Zweck, der um so viel leichter zu erreichen war, je offenbarer ihn in unendlich vielen Lagen die Nothwendigkeit selbst verlangte. — —

* * *

In dem Stände der Natur zeigen sich zuerst Eltern und Kinder, Herrn und Knechte, und das Bedürfniß-Verhältniß der Kinder und Knechte gegen die Erstern mag leicht stillschweigend die Stelle eines ausdrücklichen Kontraktes vertreten. Alle Schlüsse gehn dann von der väterlichen und herrlichen Gewalt aus, und was Kinder und Knechte erwerben, erwerben sie ihren Häuptern.

Diese Bedürfnisse können ihr Ende nehmen, und so können neue Stämme entstehen, sobald der Knecht ohne seinen Herrn, und das Kind ohne seinen Vater sich selbst fertig machen kann.

Nicht selten aber ist der Fall, daß Kinder und Knechte sich nicht selbst fertig machen können; und davon entsteht ein gemeinschaftliches Oberhaupt, oder ein idealischer Vater, worunter sich eine Familie bildet, die mit zusammengesetzten Kräften zu ihrer Erhaltung arbeitet. Dieser idealische Vater, welcher in der Theokratie Gott heißet, und in andern Fällen auch wohl den Namen eines Heiligen führt, ist zwar ein sehr billiger Vater, weil die Familie ihn so gut wählen kann, als sie wünscht. Allein er beerbt doch seine Kinder, so gut wie der wirkliche, und was diese erwerben, erwerben sie ihm. Er hingegen verstattet auch seinen Kindern, den Sterbefall für ein Billiges zu lösen; leichter für ihre Kinder, und schwerer für andre Verwandte, je nachdem die Bedingungen ursprünglich gemacht sind.

In dieser Verfassung erfindet man zuerst peculia, unter welchem Namen Kinder und Knechte etwas für

sich

sich erwerben können, woran dem gemeinsamen Oberhaupte kein Recht zusteht. Diese peculia mogten zuerst in einem Theile Viehes bestehen, welche Kinder und Knechte bey der Heerde des Vaters oder des Herrn halten durften. Vielleicht war dieses ihr Lehn, und es mußte jedem unnatürlich vorkommen, daß der Knecht auch seinen Lohn seinem Herrn erwerben sollte. — —

* * *

Unter allen Leibeigenen ist ein König von Polen in Europa der erste. Alles was er erwirbt, erwirbt er der Krone; und dieses würde der Fall in allen Königreichen seyn, wenn nicht zufälligerweise der Sohn oder die Tochter des Königs das väterliche Vermögen zugleich mit der Krone erhielte. Die übrigen Kinder werden blos abgefunden, und erben im eigentlichen Verstande eben so wenig, als die Kinder unsrer Leibeigenen, welche neben dem Hofes-Erben vorhanden sind.

Hätte ein guter Engel eben so für die Erhaltung der Kaiserkrone gewacht: so würde dieselbe gewiß itzt ganz anders bestehen, als sie wirklich thut. Allein hier fehlte ein Kronhüter, und da sie oft lange bey einer Familie blieb, folglich alles, was ein Kaiser während seiner Regierung erwarb, zugleich mit der Krone Einen Weg ging: so war es eines Theils unnöthig, und andern Theils nicht wohl möglich, zu einem richtigen Verzeichniß der Krongüter zu gelangen, um eine Absonderung derselben von dem Privatvermögen des Kronträgers vorzunehmen. — —

Gegen den Leibeigenthum.

In jener glücklichen Zeit, wo der Hausvater und die Hausfrau die einzigen Regenten waren, und die Freyheit als der Stand der Wildheit verabscheuet wurde, lebte dahier in G..., wo man unter den Wurzeln der bejahrtesten Eichen noch dann und wann einige Ruinen der alten Burg entdeckt, ein Herr von fünfhundert Leibeigenen, welche für ihn säeten und ärnteten, und dagegen von ihm auf das beste unterhalten wurden. Er sorgte für ihre Gesundheit mit eben der Wachsamkeit, womit ein redlicher Hausvater für seinen Viehstand sorget, und jedes Kind war wie jedes Füllen ein Zuwachs seines Vermögens. Er hatte Ueberfluß durch ihren Fleiß, und sie lebten wohl von seinem Ueberflusse. Dieses ihr Glück hing nicht von seiner Gnade, sondern von seinem eignen Vortheil, einem allezeit sichern Grunde, ab; und sie konnten immerhin auf eine gute Behandlung rechnen, weil ein elender ungesunder Mensch ihm zur Arbeit nichts werth war, und wenn er ihn verkaufen wollte, nur schlecht bezahlet wurde. Wenn er keine Arbeit für sie hatte, durfte er sie doch nicht mager werden lassen; daher war ihnen ihr Futter an Feyertagen eben so gewiß als an andern Tagen. — —

* * *

Die

Die gemilderte Dienstbarkeit zu Savannah in Amerika.

Die Savannah am See Arno ist eine der angenehmsten und fruchtbarsten Gegenden der neuen Welt. Der Schiffshauptmann Rogers entdeckte sie zuerst im Jahr 1585, und führte zwey Jahre nachher eine ziemliche Anzahl Deutscher Colonisten dahin, die, ob sie gleich damals in ihrem Vaterlande noch gute Weile hatten, dennoch lieber dem Abentheuer nachziehen, und ihre zu lange gewohnte Heimath mit einer neuen vertauschen wollten. Das Land sah in der Ferne aus wie eine Anzahl großer Morgen, welche sich in der Mitte sanft erhoben, und zu beiden Seiten durch rieselnde Bäche von einander abgetheilet wurden. Neben jedem Bache befand sich ein guter Busch, und die Natur, welche solchergestalt die vortrefflichste Anlage zu Säe- und Wieseland gemacht, und das Holz recht wirthschaftlich vertheilet hatte, zeigte den Kolonisten den Plan, nach welchem sie sich dort anbauen sollten. Jeder von ihnen nahm auch gleich einen solchen großen Morgen, und mit diesem Alles in Besitz was er sich wünschen konnte, Säeland, Wiesen, Holz und Wasser.

Die ersten Jahre brachten sie ganz ruhig und vergnügt zu. Jede Familie lebte von der andern abgesondert und glücklich, und man kam die Woche einmal zusammen um sich zu sehen und zu freuen. Das Vergnügen, sich einander zu erzählen was sie gebauet und geärntet, und glücklich oder unglücklich versucht hatten, würzte ihre Freuden. Ihre Kinder hatten sie dann bey sich, und die Mütter führten sie zusammen, um zu sehen welches unter ihnen am besten zugenommen hatte. Jedes mußte seine erlernte Geschicklichkeit zeigen, und dann be-

stimmten sie in vertrauten Gesprächen, aus welchen von zweyen dereinst ein Paar werden sollte.

Es währte aber nicht lange, so wollten sie auch gern einige Sklaven zur Arbeit haben. Die Nothwendigkeit und Bequemlichkeit derselben war einleuchtend; aber die Schwierigkeit, sie zu bekommen, desto größer. Endlich entschlossen sie sich ein benachbartes wildes Volk zu überfallen, und davon so viel Gefangene wegzuführen, daß jeder wenigstens einen Sklaven erhielte. Die Ausführung folgte dem Entwurf, und sie lief so glücklich ab, daß sie ohne den geringsten Verlust ihren Zweck erreichten. Die Gefangnen wollten zwar Anfangs weder essen noch arbeiten. Nachdem man aber einige derselben gebraten, und einigen andern Nasen und Ohren abgeschnitten hatte, so bequemten sie sich geschwind, und jeder Kolonist hatte das Vergnügen sich mit der Hülfe eines Sklaven seine Arbeit leichter zu machen. Daneben wurde keinem das Recht streitig gemacht, den seinigen nach Gefallen zu züchtigen, weil man glaubte, keiner werde sich seine eigne Hülfe verderben, und im übrigen dafür hielt, daß es zu weitläuftig seyn würde, wegen eines boshaften Knechts große Versammlungen zu halten, und mit ihm nach der Mehrheit der Stimmen zu verfahren. Jeder Kolonist richtete also selbst über Leben und Tod seines Sklaven, und bediente sich dessen nach seinem eignen Urtheile.

Allein so glücklich auch diese Unternehmung zuerst abgelaufen war, so würde sie doch bald den Untergang der ganzen Kolonie nach sich gezogen haben, wenn man nicht in Zeiten entdeckt hätte, daß die wilde Nation, welche dadurch beleidigt war, sich zur Rache rüstete. Die Zeit hierzu war bereits bestimmt, die Nation versammelt, und

und Alles zum Angriff bereit, als einer von den gefangenen Sklaven, welchen sein Herr eben zu Tode peitschen ließ, mit der unbedachtsamen Drohung herausbrach, daß es in Zeit von dreyen Tagen allen Herrn nicht besser gehen würde. Dieses, und die Furcht, worin sie schon durch andre Umstände eine Zeitlang versetzt waren, veranlassete sofort eine allgemeine Versammlung; und in dieser ward ohne weitern Verzug beschlossen, daß jeder Kolonist am folgenden Tage hinlänglich bewaffnet auf dem gewöhnlichen Sammelplatz erscheinen sollte, da man denn mit gesammter Hand die Wilden in ihrem Lande aufsuchen und sehen wollte, wie sie sich verhielten. Nie ward ein Entschluß glücklicher und zeitiger gefaßt: denn kaum waren sie versammelt, so vernahmen sie schon aus dem Rauche einer entfernten Wohnung, und aus dem Geschrey ihrer flüchtenden Weiber, daß die Wilden im Anzuge wären. — —

* * *

Es sind Einige der Meinung: unsere gegenwärtigen Leibeigenen wären in den ältesten Zeiten Eigenthümer ihrer unterhabenden Güter gewesen, und hätten sich aus Noth, um Schutz zu haben, oder auch Schulden halber, in den Schutz eines Herrn gegeben, und sich demselben für ihre Person und Güter pflichtig gemacht.

Andre halten dafür: der Gutsherr hätte in den ältesten Zeiten das Gut selbst gebauet, und wie der Ackerbau unrühmlich geworden, solchen seinem Knechte überlassen, und von demselben sich die jährliche Pacht bedungen.

Von beiden Fällen finden sich Beyspiele, und was bekanntlich bey den Lehnen vorgefallen ist, kann auch

bey den Gütern der Eigenbehörigen geschehen seyn. Der eine freye Mann, der zum Kriegsdienste gebohren war, übernahm Kriegsdienste; der andre, Hofdienste; und der dritte, welcher die Waffen zu tragen nicht befugt war, verpflichtete sich zu jährlichen Spanndiensten. In allen diesen ist kein Widerspruch, und sowohl die eine als die andre Anlage stimmt mit dem natürlichen Gange der Handlung überein.

Allein, so wie man gegenwärtig keinen sonderlichen Unterschied darunter macht, ob jemand aufgetragenes oder empfangenes Lehn besitze: so kann es auch nach so langen Jahren keinen sonderlichen Unterschied machen, ob ein jetziger Eigenbehöriger von einem ursprünglichen freyen Eigenthümer oder von einem alten leibeigenen Heuermanne abstamme. Die Zeit hat alles verwischt; und der zu allgemeinen Grundsätzen so weit immer möglich und ganz natürlich zueilende menschliche Verstand verwirft zuletzt die vielen Unterscheidungen, die ihm nur Mühe und den Weg seiner Erkenntniß höckericht machen.

Indessen bleibt doch noch eine wichtige Betrachtung übrig, welche ich nicht besser als durch einen Vorfall in einer gewissen amerikanischen Kolonie erläutern kann. In dieser mußte gleich Anfangs, da man noch mit den Wilden zu streiten hatte, jeder Wirth vom Hofe, der über zwanzig und unter sechzig Jahren war, persönlich zu Felde ziehen. Keiner konnte, wie leicht zu erachten, einen von seinen Mohrensklaven in seine Stelle schicken, weil dieser entweder durch seine Feigheit und Ungeschicklichkeit seinen Platz nicht behauptet, oder wohl gar um seiner harten Knechtschaft los zu werden, sich dem Feinde übergeben haben würde. Man nennete diese aus den wahren Eigenthümern bestehende Armee die Landmiliz oder den Heerbann.

Endlich

Endlich wurden die Wilden ausgerottet, oder doch so mürbe gemacht, daß man von ihnen nichts weiter zu fürchten hatte; und nun fing ein Eigenthümer nach dem andern an, seinen Hof, wovon er bisher gelebt hatte, seinem Sklaven zu übergeben, und sich von demselben, je nachdem der Boden gut oder schlecht war, die dritte oder vierte Garbe zu bedingen. Andre, welche gelinder oder reicher waren, verheureten ihren ehemaligen Acker noch wohlfeiler, und nach und nach fing es an gar schimpflich zu werden, selbst zu pflügen und zu ackern. Verschiedene zogen in die Städte, und ließen sich ihre Pacht dahin liefern; andre baueten Schlösser und handelten auf gleiche Weise. Beide aber verfuhren gegen ihre Sklaven nach Herrenrechte, und Niemand bekümmerte sich um das Schicksal derselben, außer daß die Religion dann und wann ins Mittel trat, und eine gar zu große Grausamkeit verhinderte.

In dieser Lage waren die Sachen, als die gegenwärtigen Unruhen *) entstanden. Die Noth, welche über alles gebietet, forderte Leute, Wagen, Lieferungen und Steuren; und zwar von den Höfen, weil man mit demjenigen was aus der Stadt und den Schlössern erfolgte, nicht den zehnten Theil bestreiten konnte. Nun entstand die erste Frage: wer solche zu bewilligen und auszuschreiben haben sollte? Die Eigenthümer sagten: Wir; und die Sklaven antworteten: aber wir halten uns an unsre Pacht, und sind überdem nichts schuldig. Zuletzt ward, ohne die Frage zu entscheiden, beschlossen: daß man, weil der Krieg so lange nicht währen würde, zur Sache schreiten, und thun wollte was man müßte.

Also

*) Zwischen England und Nordamerika. N.

Also mußten die Sklaven nunmehr, außer ihrer Pacht, auch steuren und liefern; und wie man anfing einige Regimenter zu errichten, sich mit unter die Fahne stellen. Sogar ermächtigte sich der Oberste des Regiments, Namens Washington, dieselben in Ordnung zu halten, sie, wenn sie etwas versahen, zu züchtigen, und als einer der alten Eigenthümer einem solchen enrollirten Sklaven, der zu Hause etwas versehen hatte, Nase und Ohren abschneiden lassen wollte, sich diesem übrigens wohlhergebrachten Rechte zu widersetzen. Kaum war dieses geschehen, so entstand die zweyte Frage: Ob der Oberste befugt wäre, einem Herrn zu verbieten, seinen Sklaven Nasen und Ohren abzuschneiden? Alle Herrn erkannten, daß dieses ein altes und wohl hergebrachtes Recht sey. Man wußte tausend Fälle anzuführen, wo dieses über aller Menschen Gedanken öffentlich und mit Beyfall der Rechte geschehen wäre, und es war kein Beyspiel vorhanden, wo Jemand sich hierin einem Herrn widersetzt hatte. Aber der Oberste behauptete, daß man entweder andre Leute stellen, oder ihnen Nasen und Ohren lassen müsse, weil sie ohne dieselben nicht fechten könnten. Ueberhaupt forderte er, daß die Sklaven, wenn sie in der Armee fechten, fahren und dienen, auch noch überdem steuren sollten, die Herren sich mit Ausübung ihrer Rechte darnach schicken mögten, daß diese Rechte mit jenen Pflichten bestehen könnten. Ja er war so dreist zu sagen, daß von dem Augenblick an, da

die

die Sklaven in Reihe und Glieder getreten wären, kein sterblicher Mensch sich unterstehen sollte, ihnen auch nur ein Haar zu krümmen.

Die vernünftigsten unter den Herren erkannten, daß dieses nicht anders seyn könnte, und daß hier nicht der Oberste, sondern die Natur der Sache spräche; sie erkannten, daß von jedem Höfe ein wehrhafter Mann, und außerdem Fuhren, Steuren und Lieferungen erfolgen müßten, und wenn dieses nicht geschähe, Freyheit und Eigenthum, Herr und Knecht verloren seyn würde; sie erkannten, daß entweder ein Herr für jeden Hof einen Söldner dingen, oder seinen Sklaven dazu hergeben und ausrüsten müsse; sie erkannten endlich, daß weil der Unterhalt eines Söldners für jeden Hof, nebst den erforderlichen Fuhren-Lieferungen und Steuren, mehr als die ganze Pacht des Hofes wegnehmen könnte, es besser seyn würde, die Sklaven künftig also zu halten, daß sie zugleich fürs Vaterland fechten, und nebenher auch etwas zur Pacht geben könnten.

Aber es ist doch, beym Himmel! ein altes Recht, und ich habe die Scheeren, womit meinen Knechten Nasen und Ohren abgeschnitten sind, noch auf meinem Hause: brummete ein Eigenthümer; und ihm gesellete sich ein anderer zu, der in seiner Jugend auf einer Deutschen Universität studirt hatte, und behaup-

tete,

tete, die christliche Religion, und die philosophische Moral hätten zwar den Leibeigenthum sehr gemildert, aber einen solchen Eingriff .... Vielleicht hätte er noch weiter philosophirt, wenn nicht in diesem Augenblick eine Kanonenkugel durch das Zimmer geflogen und ihn bewogen hätte zu seinen vor dem Zelte stehenden Sklaven zu sagen: Kinder, haltet euch wohl!

Mösers Briefwechsel.

I.

Briefwechsel mit Friedrich Nicolai.

1.

London, den 24. Jan. 1764.

Ew. — werden dem Verfasser des Harlekins mehr als Andern eine Thorheit zu Gute halten. Eine gewisse Begebenheit hat ihn wider seine eigene Erwartung verleitet, eine weinerliche Komödie *) zu entwerfen, welche ich hiebey zur gefälligen Bekanntmachung überschicke; und wie ich einmal die Feder angesetzt hatte, so glaubte ich, ein Nachspiel **) gehörte dazu. Das ist die kurze Geschichte meiner Thorheit, welche in der Vorrede ***) weiter ausgeführt ist; und nun wird es darauf ankommen, ob Ew. — solche des Drucks werth schätzen werden; wo nicht, so mögen sie ungesehn und ungelesen verderben.

Eine

*) Diese Komödie ist leider, wie ich schon in Mösers Leben S. 81 erzählt habe, verloren gegangen. Sie hieß, so viel ich mich erinnere, Isabelle. Ich hatte sie dem Schauspieler Döbbelin zum Aufführen gegeben, der sie nicht aufführte und sogar verlor. N.

**) Die Tugend auf der Schaubühne, oder Harlekins Heirath; in diesem Bande gedruckt, S. 30 folgg. N.

***) Diese Vorrede ist auch nicht vorhanden. N.

Eine andere Sache liegt mir aber mehr am Herzen. Vor einem halben Jahre, wie ich mich eine Zeitlang in Braunschweig aufhielt, wurde ich von dem Herrn Abt Jerusalem *) bewogen, dem Herrn Rousseau in einem gewissen Ton zu antworten **); ich that es, wies ihm meinen Aufsatz, und er sprach davon gegen den Erbprinzen ***), welcher mich itzt hier in London darum gemahnt hat.

Diesen meinen Aufsatz gab ich nachmals dem Herrn Legationssekretär Zink aus Hamburg, welcher mit mir auf der Londner Schinke in Hannover war; und da ich bald darauf Deutschland verlassen habe, so weiß ich nicht, ob er im Druck erschienen ist oder nicht. Es sind wenigstens sechs Monate verlaufen, daß ich nichts davon gehört habe; und ich vermuthe fast, daß ihn gewisse freye Ausdrücke, da ich doch den Aufsatz vorher, weil meine Absicht nie gewesen etwas gegen die Religion zu schreiben, sowohl durch Hrn. Jerusalem als einen andern geschickten Theologen übersehen lassen, an der Bekanntmachung in Hamburg verhindert haben. Vielleicht hat er es auch vergessen, ungeachtet er ihn mir fast abgepreßt hat.

Ich bin also frey genug an Ew. mein Koncept zu übersenden; befürchte aber fast, daß es an einigen Stellen

*) Möser stand mit dem Abt Jerusalem in vertrauter Verbindung; und seine Tochter, die itzt verwittwete Frau von Voigts, war von ihrem 17ten Jahre an, einige Jahre hindurch in dem Hause desselben zu Braunschweig. N.

**) Schreiben an den Vikar in Savoyen. Man s. Bd. 1. S. 116 folgg. N.

***) Von Braunschweig, jetzt regierenden Herzog. N.

len unlesbar seyn werde, daher es einen verständigen Korrektor erfordern wird. Ich sollte denken, wenn Hr. Zink es dem Druck übergeben, so möchte es auf der letzten Neujahrsmesse zum Vorschein gekommen seyn, welches Ew. dort am besten erfahren werden.

Diesen Brief sende ich mit der Suite des Erbprinzen von hier. Sollten Ew. mich mit einer Antwort beehren, so ersuche solche auf meine Addresse nach Osnabrück zu schicken, weil es mir von dorther am sichersten zukömmt. Vor einigen Tagen schickte mir ein Gelehrter aus Deutschland seine Schriften hieher, um sie der Königlichen Gesellschaft vorzulegen, und ihm den Titel eines Mitglieds zu verschaffen. Sie mogten einen Thaler werth seyn; ich mußte aber hier fünf Pfund Sterling Porto dafür erlegen.

Sollten Ew. von hier aus etwas verlangen, so diene ich mit vielem Vergnügen. Bis im May bleibe ich gewiß hier.

Ich habe die Ehre — u. s. w.

d. 24. Jan. 1764.

London: in Cleveland's Row, Russels-Court, agoinst St. James Palace.

Möser

Conseiller et Syndic des Etats de l'Evêché d'Osnabrück.

2.

Osnabrück, den 26. Jan. 1765.

Euer Schreiben vom 18ten ist mir diesen Morgen zugekommen; und ich kann darauf, so viel den Hechtel *) betrift, mit vollkommener Gewißheit antworten, daß in hiesiger Druckerey für ihn gar nichts gearbeitet werde; auch möglicher Weise nicht gearbeitet werden könne: weil der Meister schon seit Jahr und Tag um einen Setzer und Gesellen geschrieben, solchen aber nicht erhalten können; folglich kaum im Stande ist, dasjenige was von Landes und Regierungs wegen erfordert wird, zu rechter Zeit abzudrucken. Ich erfahre dieses am meisten, da ich zu meinem Vergnügen und für doppelte Zahlung monatlich einen Bogen von einer Osnabrückischen Geschichte abdrucken lasse, und alle Mühe habe diesen noch zu erhalten. Ich habe ihn bey dieser Gelegenheit noch vor 8 Tagen besucht; und er war in solcher Verlegenheit, daß er zweifelte, ob er dieses Jahr seinen Kalender würde zu Stande bringen können; ergo ... Wir müssen sogar unser Gesangbuch zu Bilefeld drucken lassen; und in Westphalen ist schwerlich jetzt eine Druckerey welche einen solchen Nachdruck wie Sie von Hechtel befürchten, mit einigem

*) Hechtel war ein damals, wegen vieles Nachdruckens, berüchtigter Buchhändler. Er war in Frankfurt am Mayn etablirt gewesen, ward im siebenjährigen Kriege auf Requisition des Kaiserlichen Gesandten von da vertrieben, weil er das berühmte Memoire raisonné, und andere vom Preußischen Hofe bekannt gemachte Schriften nachgedruckt und verkauft hatte. Er zog an vielen Orten herum, und ließ auch seine vielen Nachdrucke, womit er unter andern auch mich heimsuchte, bald da bald dort heimlich erscheinen. N.

einigem Vortheil liefern könnte. *) Eine ehedem hier gewesene Buchhandlung, welche sich vom Nachdrucken hauptsächlich unterhalten, ist im Anfange dieses Säculi, da sie des Erasmi Francisci Werke nachgedruckt und auf die Frankfurter Messe gebracht, durch deren Konfiskation gestürzt worden. So viel davon!

Den ersten Theil von der Allgemeinen Bibliothek habe ich erhalten; aber auch sogleich gewünscht, selbigen verdienen zu können. Nur besorge ich, daß meine Recensionen zu spät einlaufen mögten, weil wir hier keine einheimische Produkte haben, und auf die Leipziger Messe allein Staat machen können.

Der hiesige Rektor und Professor Wagner hat bey seinem Bruder in Ulm eine Uebersetzung des Cäsar drucken lassen, welche, wie ich fast vermuthen kann, nicht sonderlich gerathen ist. Gesehen aber habe ich sie noch nicht. Sollte solche in der Bibliothek angezeigt werden, so bitte ich den guten Mann keinem zu strengen Urtheile zu unterwerfen. Er ist schon halb schwindsüchtig vor Angst, und stürbe gewiß vor Schrecken.

Wenn Hechtel hier jemals etwas unternehmen sollte, so mag er sich an den Minister nach London, oder an hiesige Regierung, oder an die Landschaft wenden; er fällt allemal in meine Hände, indem ich einmal vom Könige unserm kleinen Bischof zugeordnet, und schlechterdings instruirt bin, in allen Sachen mein Gutachten vorher abzugeben.

*) Die Meyersche Buchdruckerey in Lemgo war damals schon sehr ansehnlich, aber diese befaßte sich nie mit einem Nachdrucke. N.

3.

Osnabrück, den 11. Febr. 1767.

Der Tod unsers rechtschaffenen und vortrefflichen Freundes *) wird uns und allen die ihn gekannt haben, gewiß allezeit gleich empfindlich bleiben. Er fing erst an sich zu bilden, und seiner Stärke diejenigen Annehmlichkeiten zu geben, welche den Helden zum großen Mann machen. Ewig Schade für die Wissenschaften, daß sie diesen ihren mächtigen Arbeiter nicht noch eine zehn Jahre behalten mögen! Die Hoftafel ist zu stark für seine Jahre und sein Feuer gewesen. Auch der Mäßigste, wenn er muthig und gefällig ist, wird leicht zu einem Wenigen, aber oft, verführt **). Zu seinem Unglück hatte er seinen Herrn lieb gewonnen; einen Herrn, der seine feinsten Bemühungen einzusehen und zu schätzen wußte. Und dieß hielt ihn in einer beständigen Leidenschaft, in einer unaufhörlichen Bestrebung zu gefallen. Wie er mir zuerst seinen Vorsatz nach Bückeburg zu gehen entdeckte, und mit einer Art von Entzückung die gnädige und schmeichelhafte Begegnung des Herrn Grafen rühmte, nahm ich eben daraus einen Grund, ihm davon abzurathen; und der Herr Abt Jerusalem warnte ihn ebenfalls vor der Gefahr, welche mit einer zu großen Liebe gegen große Herrn im persönlichen Umgange verknüpft wäre. Er wollte aber nicht, und konnte sich nicht entschließen sich zu weit von

*) Nämlich Abbt's. N.

**) Man s. die vortreffliche Schilderung dieses Herrn, die Moses Mendelssohn nach dem Leben machte, in der zweyten Ausgabe von Abbt's Korrespondenz (Berlin 1782), Anmerkungen S. 82 folgg. Man s. aber auch meinen Brief an Abbt Nr. 91. S. 383 f. N.

von seinen Westphälischen Freunden zu entfernen *). Er war zu Rinteln durch meine Schwiegerinn, die Superintendentinn Schwarz unvermerkt mit uns allen bekannt, und, wie es seine Gemüthsart mit sich brachte, leicht vertraut geworden. Er hatte sein eignes Zimmer in meinem Hause, und ward von den Meinigen als ein Sohn und Bruder aufgenommen, wenn er zu uns kam, und dieses that er so oft als er nur entwischen konnte. In seinem Umgange hatte er etwas zu Süßes, und wie er von Genf zurückkam, mußten wir ihm sagen, daß er zu schön spräche. Dieß war auch der Fehler seiner Schriften, der aber die wahre Hochachtung im geringsten nicht minderte, welche man von seinen wahren Verdiensten hatte. Er litt es geduldig, wenn man ihn wegen seines pretiösen Stils tadelte, und theilte mir das Schreiben offenherzig mit, worinn ihm sein Freund Moses gebot, seinen ganzen ersten Entwurf vom Verdienste ins Feuer zu werfen **). Nicht allein das; sondern er arbeitete sein Werk wirklich um. Gewiß ein unvergleichlicher Freund, der ohne einige Fehler durch seine Größe unerträglich geworden seyn würde! Man war froh ihm etwas verzeihen zu können.

Es schien als wenn er seine Gegenstände durch ein weit schärferes Glas als Andere beurtheilte, und seine Ausdrücke waren nach dem Maaße seiner eigenen Empfindungen gerecht; aber nicht nach dem Maaße, welches die Menschen insgemein haben, und nach welchem er sich

 doch

*) Abbt war nehmlich nach Marburg und Halle berufen, wogegen er die Stelle zu Bückeburg vorzog. N.

**) Ganz so arg war es nicht. Man s. in Abbt's Korrespondenz zweiter Ausgabe den Brief Nr. 60. von Moses S. 272 ff. und den Brief Nr. 94. von mir S. 389. Desgleichen Abbts Brief Nr. 61. S. 283. N.

doch in seinen Schriften zu richten hatte. Er kam aber jetzt gerade von diesem Kunststil, welcher vielleicht für eine Optik in der Moral, worin man die Ingredienzien der Tugend durchs Vergrößerungsglas untersucht, gerecht gewesen seyn würde, zurück; und würde in seinem nächsten Werke so deutlich und reizend als stark gewesen seyn.

Er hatte sich ehedem vorgesetzt gehabt den Tacitus zu übersetzen; und ich glaube, daß dieses sein Werk gewesen wäre. Die Meuterey des Katilina vom Sallust hat er übersetzt hinterlassen, und der Herr Graf von Bückeburg wird solche zum Druck befördern. In das Wort Meuterey hatte er sich verliebt; ich höre aber doch, daß es nun die Zusammenrottung sey. Sonst glaube ich nicht, daß er bey seinen noch jungen Jahren etwas Hauptsächliches hinterlassen habe.

Seine ersten Gedanken hat er wohl in den Briefen über die neueste Litteratur, und in andern kleinen Beurtheilungen guten Theils angebracht, und hiernächst mit der Italiänischen und Engländischen Sprache sich eine gute Weile abgegeben. Die Franzosen würden uns aus erstern einen Esprit de Mr. Abbt, wie den Esprit de Desfontaines, geben. — Es gefiel ihm auch nicht, daß er sich den schönen Wissenschaften und der Mathematik so vorzüglich gewidmet hatte. Er wünschte ein Rechtsgelehrter und Publicist zu seyn, und die unfruchtbare Ehre eines Schriftstellers mit einem guten einträglichen und angesehenen Posten vertauschen zu können. Wenn er gelebt hätte, so glaube ich, daß er diesen seinen Plan ausgeführt haben würde, wozu er Genie und Arbeitsamkeit genug, und in seinem damaligen Posten viele Gelegenheit hatte.

Er freuete sich nie mehr, als wenn ich ihm seine schönen Theorieen mit einem praktischen Einwurfe vereiteln konnte. Wie er in den Litteraturbriefen so sehr die Heloten gegen den Lykurg vertheidigt hatte *), und ich ihm begreiflich machte, daß die Bürger zu Sparta, nach unserer Art zu reden, Brauhäuser besessen hätten, wovon sie auf eigene Kosten gerüstet zu Felde ziehen müssen; daß in dieser Last die bürgerliche Ehre bestanden, daß die Heloten entweder Heuerlinge oder Beywohner gewesen, und Lykurg ein seltsamer Gesetzgeber gewesen seyn würde, wenn er solchen mit jenen eine gleiche Ehre angemuthet hätte: so ergötzte er sich über seine Unerschrockenheit, womit er seine Meinung der ganzen Welt aufgedrungen hatte. Es war ihm gegangen wie dem Herrn von Montesquieu, der die Gesetze der Barbaren für personal hält, weil die Franken, Römer und Burgunder in einem Lande verschiedene Rechte gehabt hätten; da sie doch eben deßwegen real waren, daß der Franke als Hüfner oder Landeigenthümer nicht mit den Leuten in der dritten Etage einerley Dienste, Ehre und Rechte haben konnte. Wäre Abbt einige Jahre in seiner Station geblieben, und hätte seine Einsichten durch die Erfahrung befestigen können, so würde er wenige seines Gleichen gehabt haben.

Ew. fragen noch nach einem Bildnisse von ihm. Wie ich höre, so wird der Herr Graf dasjenige, so zu Bückeburg ist, in Kupfer stechen und vor den Sallust setzen lassen. Dieß Bild soll aber auch zu schön seyn. Ich habe noch eins von ihm, so ihm sehr ähnlich, aber nur mit Crayon gemacht ist.

*) Man s. die Litteraturbriefe Bd. 22, S. 115, 118, 120 folgg. bis 127. N.

Die Grabschrift, so ihm der Herr Graf setzen lassen, und noch ein Brief, der, weil Er darin von seinem Tode schreibt, vielleicht merkwürdig ist, kommen hierbey.

Ich habe durch unsern Abbt die beiden ersten Theile der allgemeinen Bibliothek erhalten, in Hoffnung solche durch einige Aufsätze darin verdienen zu können; da ich aber bisher keine Zeit übrig und eine Osnabrückische Geschichte unter Händen gehabt, worin ich verschiedene besondere Grundsätze sowohl in der Deutschen Rechtswissenschaft als der Deutschen Geschichte angenommen habe, ohne deren Bekanntmachung ich meinen Beurtheilungen das Gewicht zu geben nicht recht im Stande bin, so werden Sie mit mir Geduld haben müssen.

4.

Nicolai an Möser.

Berlin, den 19. März 1767.

Ew. Schreiben vom 11. Febr. habe ich zu seiner Zeit richtig erhalten. Ich beweine noch mit Ihnen den Tod unsers Abbt. Ich habe jetzt wirklich angefangen sein Leben zu beschreiben, und da ich vor der Messe kaum noch ein Paar Wochen dazu Zeit habe, so befürchte ich Ihnen kein Genüge zu thun. Inzwischen, was ich kann, soll geschehen. Ich werde sein Leben ganz simpel beschreiben, seinen Charakter schildern, und in Absicht auf seine Schriften und sonderlich auf seine Schreibart, werde ich ein strenger Kunstrichter seyn.

Seine Schreibart scheint mir, je mehr ich es überlege, aus einer mißlungenen Nachahmung des Tacitus entstanden zu seyn. Er wollte wichtige Sentenzen in wenig Worten ausdrücken. Zuweilen aber waren seine Gedanken entweder noch nicht reif genug, oder er hatte nicht Geduld genug sie so zu wenden, daß sie sich natürlich ausdrücken ließen. Er glaubte also, die Schuld läge an der Sprache, und machte neue Wörter, oder er verlor sich in Metaphern um seine Gedanken klarer darzustellen. In Kurzem ward er dieser Schreibart so gewohnt, daß sie ihm natürlich ward, und er sie auch brauchte, wenn die Ursachen die sie zuerst veranlaßten, nicht da waren.

Ich lese in der Vorrede zu seiner Welthistorie, daß Ew. ihm Ideen zu einem Plan zur Welthistorie gegeben haben. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir sagen wollten, welche Ideen dieß waren.

Ich begreife aber nicht, wie Abbt in der gedachten Vorrede sagen kann, Winkelmann habe ihm Aussichten gegeben. Ich wünschte auch dieses erklärt zu sehen. Er hat sich doch wohl nicht einen ähnlichen Roman von der Weltgeschichte machen wollen, als Winkelmann sich von der Geschichte der Kunst machte. Kurz ich verstehe meinen Freund hier nicht. Ich habe ihm jederzeit abgerathen, sich mit diesem Auszug zu befassen *). Ich kannte ihn zu gut, um mir schon im voraus vorzustellen, auf welche Irrwege er gerathen könnte. Außerdem sah ich wie unmöglich es ihm fallen würde, in kurzer Zeit 7 oder 8 Bände voll zu schreiben. — —

*) S. meinen Brief an Abbt Nr. 94. S. 389. und Mösers Brief Nr. 95.

5.

Osnabrück, den 5. April 1767.

Ew. geehrtestes vom 19ten praeter. erhalte ich erst heute, und da ich auf die mir vorgelegten Fragen mit der ersten reitenden Post antworten will, so muß ich mich nur kurz und eilig tummeln. Wir sprechen doch von dem redlichen Abbt?

Die Ideen, so ich ihm zu einem Plane seiner Allgemeinen Welthistorie gegeben haben soll, und wovon er in seiner Vorrede zu derselben erwähnt, sind mir wirklich entfallen. Ich erinnere mich nur, daß ich seinen ganzen Vorsatz, einen Auszug aus anderer Leute Arbeit zu machen, nie gebilliget, und ihm beständig davon abgerathen habe. Ein Mann, wie er, mußte nicht nach Kopieen arbeiten; er durfte und konnte wohl selbst die Originalien ansehen, und sein Auge würde ihm allezeit ein Mehreres entdeckt haben, als alle seine Vorgänger gesehen hatten. Es war überhaupt eine unüberlegte Arbeit, eine von andern geschriebene Geschichte durch die Kunst des Stils und die Macht der Gedanken aufstutzen zu wollen. Ein solches Werk wird allezeit etwas Gedehntes behalten. Beides muß aus einer aufmerksamen und langen Betrachtung des Originals gleichsam erzeugt werden. Der Stil ist sonst nicht genug gesättigt, und die Sentenz gesucht, oder mehrentheils witzig.

Ueber die Frage: ob es rathsam sey, daß er sich seinen Lehnstuhl unter den Apfelbaum im Paradiese setzte, und aus diesem Standpunkt die nach und nach keimenden Völker um sich herum entstehen sähe, mithin in der ersten Geschichte die Feder dem Auge in der Ordnung folgen lasse? erinnere ich mich etwas gesagt zu haben. Es ist aber vielleicht besser, daß es mit ihm verloren

loren ist. — In Ansehung der Römischen Historie besinne ich mich noch, daß ich ihm rieth, Rom erst aufmerksam als ein Dorf zu betrachten, und die Hypothese anzunehmen, daß aus Landbauern Bürger geworden wären; weil ihm dieses, nehmlich daß sich Bauerrecht in Bürgerrecht verwandelt hätte, ungemeine Dienste thun würde. Und wirklich nichts macht die Römische Geschichte wahrscheinlicher, als die Gradation, welche sich in der Ausartung ihrer ländlichen Begriffe findet. Zum Beyspiel: daß der jüngste Sohn das Haus erbte, daß der filius emancipatus von der Erbschaft ausgeschlossen war, u. s. w. war lauter Bauerrecht, und verlor sich nachdem sie mehr verbürgerten. — Alles Uebrige sind einzelne Gedanken gewesen, welche au bout de la plume kamen, und ihm zugeschickt wurden.

Was er mit den Aussichten, die ihm Herr Winkelmann gegeben, sagen wollen, kann ich nicht mit Gewißheit bestimmen. Vielleicht gedachte er dessen Geschichte der Kunst mit der politischen in Verbindung zu bringen, die Werke der Freyheit mit den Denkmälern der sklavisch gehaltenen Völker zu vergleichen, die Wirkungen jeder politischen Verfassung auf den Stil, die Kühnheit und den Adel der Kunst zu zeigen, und die Reife eines jeden Staats, einer jeden Sprache, und überhaupt eines jeden Nationalgenies aus der Geschichte der Kunst mit zu erweisen. Wenigstens würde ich solches von ihm erwartet haben. — Es kann aber auch seyn, daß er einen andern Gedanken dabey gehabt. Es giebt mehrere Arten von Antiken, als diejenigen, welche Herr Winkelmann zu seinem Gegenstande erwählt; ich meine diejenigen, welche Montesquieu in ein großes und vortreffliches Gemälde gefügt hat, ohne gleichwohl eine einzige einzelne Figur mit dem gehörigen Fleiße und der erforderlichen Treue behandelt zu haben. Von diesen hatten wir oft gespro-

gesprochen und gewünscht, daß ein Winkelmann, der Philosophie und Historie genug besäße, solche mit einem schärfern Auge betrachten möchte.

Ich habe die Zeit nicht, mich hierüber weitläufiger zu erklären. Um mich kurz auszudrücken, will ich nur sagen, wie ich wünschte: daß jemand alles dasjenige, was zur Beantwortung der Preisfrage de l'influence des opinions sur le langage et du langage sur les opinions *) in ihrer mächtigsten Absicht erfordert wird, besitzen, und mit dieser Zurüstung zugleich die übrigen einem Geschichtschreiber nöthigen Wissenschaften vereinigen, mithin Hand ans Werk legen möchte; weil ich alle Augenblicke fühle, daß das Kostum der Worte und der damit verknüpften modernen Begriffe dem Geschichtschreiber unendliche Mühe macht. Freyheit z. B. ist das Recht der Bettler, in einer Periode wo die Landbesitzer von ihrem Acker zu Felde ziehen, und ihre Ehre in diese ihre Schuldigkeit setzen. Daher werden in den Urkunden einer gewissen Zeit liberi et pauperes allezeit zusammengesetzt. Freyheit wird aber ein Vorzug, wenn die Monarchie Alles unter ihrer Macht faßt; und Freyherr ward ein Ehrentitel, nachdem die Territorialhoheit den Adel beschattete. Ich könnte unzählige Worte anführen, welche ein gleiches Schicksal gehabt haben, und den politischen Begebenheiten zur Kontrolle dienen. Es ist unglaublich, wie arm unsere Sprache ist, wenn es auf den Ausdruck gewisser politischer Verfassungen ankömmt. Der Freeholder ist der höchste Grad den wir ausdrücken können. Den Quiritem, den Wehr d. i. den Proprietarium *originarium* libe-

*) Eine Aufgabe der Berlinischen Akademie der Wissenschaften, wobey Michaelis in Göttingen den Preis erhielt. N.

liberum, kennen wir nicht mehr, und können ihn nicht mehr nennen. Jeder Landmann, wenn er auch Freeholder ist, heißt ein Bauer, cultor. Der Adel hat Männer, Leute: lauter Worte die spät in einer von der Herrschaft schon bedeckten Verfassung gebohren sind; und die Römer, um das Dominium zu definiren, mußten sagen: est id quod civis *romanus* etc. possidet. Damals war ihre Sprache schon gesunken. Das Eigenthum ist bloß Patrimonium *Quiritis;* und in keiner Monarchie ist in dem alten Verstande ein Dominium alicujus privati, weil der Kopf des Besitzers nicht mehr das caput Quiritis ist. Die Römer verloren den Begriff des Quiritis, und es verwandelte sich alles in Cives, so wie sie nach und nach ihren statum originarium verloren. Eben so hat die deutsche Sprache alle die Worte eingebüßt, welche wir nöthig haben, um die Geschichte der Sachsen vor Karln dem Großen verständlich zu machen. *) Doch ich schweife aus. Ich wollte nur sagen, daß ich jemanden wünschte, der die Sprache so studirte, wie Winkelmann die Antiken, und daß es vielleicht der Gedanken unsers seligen Freundes gewesen, sich dieses in der Geschichte zu Nutze zu machen.

Was ich von seinen kleinen Schriften habe und von Rinteln auftreiben kann, will ich überschicken; ingleichen wo möglich die versprochene Recension vom Nationalgeist. Doch kann ich nichts versprechen, weil ich beynahe mein ganzes Lesen daran geben muß, da ich mich als ein williger Gaul ohne Noth in Arbeiten verwickeln lasse, die ich zum Henker werfen sollte.

*) Diese lehrreichen und treffenden Ideen hat Möser zum Theil nachher in der Vorrede zum ersten Theil der Osnabrückschen Geschichte und an andern Orten seiner Schriften mehr entwickelt. N.

6.

Osnabrück, den 30. Sept. 1767.

— Ich war Willens, das Versprochene sogleich zu überschicken. Allein die unendlichen Zerstreuungen worin ich mich Amtshalber befinde, haben mich von einer Zeit zur andern aufgehalten, und die Messe tritt schon wieder ein, ohne daß ich fast zu mir gekommen bin. Ich sende jedoch endlich die Recension vom Deutschen Nationalgeist hiebey, und habe zugleich ein anderes Stück, welches der Peudant zum Nationalgeist ist, beurtheilt *). In dieser Beurtheilung sind einige starke Züge, welche à costi anstößig seyn könnten, mit eingeflossen. Doch habe ich ihnen am Ende ein Korrektiv beygefügt.

Moses Mendelsohns Phädon wird den Beyfall mächtiger **) Leser gewiß erhalten; aber auch von manchem gemeinen Leser mehr bewundert als begriffen werden.

Das Denkmaal, welches Sie unserm gemeinschaftlichen Freunde ***) gestiftet, hat mir ein wahres Vergnügen gemacht; und ich finde die Treue und Simplicität, womit es abgefaßt ist, besser als die prächtigste Lobrede. Er ist in der Jugend gestorben; und sein Leben war nicht reich genug an Stoffe zu einem stärkern Werke. Ich habe immer eine ganz außerordentliche Idee von

*) Man s. Bd. 1, S. 221 folgg. N.

**) Möser gebrauchte im familiären Stil das Wort mächtig auf ungewöhnliche Weise, wie man schon in diesem Briefwechsel gesehn haben wird. Von Dingen, statt groß, ausgedehnt; von Menschen, statt einsichtsvoll, denkend, vermögend die richtigen Begriffe zu fassen. N.

***) Abbt. N.

von demjenigen was er geleistet haben würde, wenn ihm der Himmel das Leben gegönnet hätte. Bey einem Menschen von seinen Jahren habe ich nie das reife und scharfe Urtheil gefunden, das er besaß.

Ich lege meine Anzeige von dem Tode des Herrn von Bar hiebey *). Acht Tage vor seinem Tode besuchte ich ihn noch **), und war höchst traurig darüber, daß er noch zuletzt sein Gedächtniß und vielleicht seinen Verstand verlieren würde. Zwey Jahre vor seinem Ende erbte er seiner Brüder Güter im Hildesheimischen; aber ohne das Vermögen zu haben, der Welt noch zu genießen. Es kostete ihm Mühe ein Glas Wein herunter zu bringen.

7.

Osnabrück, den 3. Nov. 1773.

Ew. werden mir gütigst verzeihen, daß ich die glückliche Ankunft des guten Sebaldus nicht eher gemeldet, und zugleich meinen Dank dafür abgestattet habe; der Verlust eines einzigen hoffnungsvollen Sohnes, welchen ich damals in Göttingen an den Masern verlor, hat mich lange ganz unmuthig gemacht, und meine vielfältigen Berufs-

*) Nehmlich des Verfassers der bekannten Epitres diverses, eines vertrauten Freundes Mösers. Die kleine Nachricht ist abgedruckt in der Allg. D. Bibl. VI, 2. S. 324. N.

**) Er starb auf seinem Gute Barenau, unweit Osnabrück. N.

Berufsgeschäfte, welche mir, so lange ich nur eine fröhliche Morgenstunde hatte, Spielwerk waren, verwandelten sich in solche unbequeme Bürden, daß ich sie auf keiner Schulter zur Tracht bekommen konnte. Allmählich fange ich an sie wieder herumzuschwenken; und so hoffe ich noch nicht ganz alt und mürbe zu werden. Der gute Sebaldus hat inzwischen seine Sache vor allen kritischen Tribunalen rechtskräftig gewonnen, und ich kann ihm nur noch meinen aufrichtigen Glückwunsch zujauchzen. In der That scheint er mir auch das rechte weise Maaß getroffen zu haben, und ich erinnere mich keiner Schrift, worin das Komische so unterrichtend und zweckmäßig ist, wie in dieser, besonders wenn die Episode im letztern Buche, welche jetzt noch etwas willkürlich zu seyn scheint, zu einer nöthigen Maschine im künftigen Theile gemacht wird. Der Verfasser hat zwar in der Vorrede protestirt, daß er keine epische Geschichte liefere; aber die Verbindung aller Figuren zu einem Hauptzweck bleibt doch immer eine Hauptsache in jedem Gemälde.

Da ich für meine Freunde ein offnes Haus halte; so ist Abbt oft einige Wochen bey mir gewesen. Ich habe meine Einrichtung aber so, daß meine Freunde bey mir so wie im Wirthshause sind, und sie Besuche geben oder annehmen, und überhaupt thun können was sie wollen, ohne daß ich schuldig bin, die Honneurs zu machen. Ich kann also selbst nicht wissen welche Arten von Verbindungen Abbt hier vielleicht noch sonst gehabt hat.

Von den beiden anliegenden Exemplaren *) bitte ich eins Herrn Moses Mendelssohn zukommen zu lassen,

*) Es war das Schreiben an Herrn Aaron Mendez da Costa, Oberrabbiner zu Utrecht. Man s. Bd. 1, S. 160 folgg. N.

ohne ihn auf die Spur zu bringen woher es kommt. Eine Aeußerung von ihm in einem vertrauten Briefe an Abbt, worin er sich über gewisse Wahrheiten unserer Religion sehr scharf ausdrückte, hat ihn veranlaßt.

Es sind nur wenig Exemplare von dem Schreiben gedruckt, die ich selbst bloß an einige Freunde verschickt habe.

8.

Osnabrück, den 2. April 1774.

Ich bin Willens einige kurze Aufsätze, welche seit einigen Jahren in den hiesigen und benachbarten Intelligenzblättern abgedruckt sind, insgesammt die politische Moral und die Polizey betreffen, und mehrentheils ihren eigenen komischen Ton haben, unter dem Titel von Patriotischen Phantasieen sammeln und abdrucken zu lassen, und halte mich verpflichtet solche Ihnen vor andern zum Verlag anzubieten. —

9.

Osnabrück, den 24. August 1774.

Hiebey erfolgt, was ich zum ersten Theil der Patriotischen Phantasieen bestimmt habe. Meine Tochter hat es ausgesucht und mit einer Vorrede begleitet. Ich habe es lediglich auf sie ankommen lassen, dasjenige auszumustern was zu lokal war oder zu sehr in die hiesige Verfassung einschlug. Da mir die Sachen oft zu mannichfaltig werden, so unterscheide ich zuweilen nicht fein genug, und überlasse Ew. die Vollmacht, wegzustreichen *) was Ihnen nicht ansteht. Eigensinnig und ruhmsüchtig bin ich nicht.

Da ich nur immer so à baton rompu arbeiten kann, so geht die Fortsetzung meiner Geschichte etwas langsam. Hätte ich den Codicem diplomaticum nur erst abgedruckt, so würde es geschwinder gehen. Ich darf aber mit diesem, um einige katholische Domherren, die mir unter der Hand gedienet haben, nicht bloß zu stellen, noch nicht ans Licht treten. Also noch ein Bißchen Zeit und Geduld, — und vielleicht sterben wir unterdessen.

Die Judenbekehrung ist meine Absicht nicht. Es ist dieses nur eine Wendung **), um zu zeigen, wie die christliche Religion eine Folge der jüdischen Theorie seyn könne . . . . . Sie haben mich also nicht von der rechten Seite angesehen.

Mehreres will ich heute nicht hinzusetzen, da ich eilig bin. Vale qui valere dignus es!

*) Dieser Erlaubniß mich zu bedienen, habe ich wahrlich keine Ursache gefunden. — N.

**) In dem Schreiben an den Oberrabbiner. N.

10.

Osnabrück, den 14. Nov. 1774.

Ew. übersende hierbey den zweyten Theil der Patriotischen Phantasieen, womit das Werk für dießmal geschlossen werden soll. Der Druck des ersten Theils hätte wohl etwas besser seyn können *), indessen ist er doch wenigstens ziemlich korrekt, obwohl in manchen mir anhängenden Sprachschnitzern nicht, wie ich wünschte, verbessert.

Den Verfasser der natürlichen Tochter, eines Lustspiels, welches bey Perrenon zu Münster gedruckt ist, empfehle ich Inhalts der Anlage zur geneigten Beurtheilung. Es ist ein junger katholischer Rechtsgelehrter **), der wirklich als eine gefüllte Rose auf einem wilden Stocke, ein gerechtes Lob verdient, und dem es an seiner Beförderung in Münster, wo er bey der neuen Akademie angesetzt werden soll, sehr schaden könnte, wenn er auf eine unbescheidene Art kritisirt würde. Sein Stück hat wirklich Vorzüge, ob es gleich ein Bißchen sehr lang und etwas langweilig gerathen ist.

Das Uebrige, was ich zu sagen habe, so wie eine kleine Vorrede zum zweyten Theile von meiner Tochter, wird mit meinem Bildnisse nachfolgen.

*) Die erste Ausgabe war durch einen Fehler des auswärtigen Buchdruckers auf schlechtem Papiere gedruckt. N.

**) Der nachher rühmlich bekannt gewordene Hr. Sprickmann. Die kurze Recension steht in der Allg. Deutschen Bibliothek, XXXIII, 2. S. 543. N.

II.

Osnabrück, den 20. Febr. 1775.

Die Freuden des jungen Werthers haben hier, wie überall, einen lauten Beyfall gefunden, und ich wünsche, daß solche der neuen Ausgabe der Leiden, welche veranstaltet wird, beygefügt werden mögen, um die Schwachen zu stärken. Ich hänge mich nicht!

Wo bleiben Sie aber mit Ihrem Sebaldus? Man will hier wissen, daß der andere Theil von den dortigen Censoren verworfen worden *), weil er zum Indifferentismus führen sollte. Dieses scheint mir aber nicht wahrscheinlich, wenn es auch wahr seyn sollte.

Die verlangte Abbildung von mir kommt hiebey, so gut und schlecht, wie sie hier zu machen gewesen. Daß ich sechs Fuß neun Zoll rheinländisches Maaß halte, ist nicht nöthig dabey zu bemerken, aber wohl dieses: Geb. den 14. Dec. 1720, gemalt 1774. Vom Gestorben wollen wir bey dieser Ausgabe noch nichts erwähnen. Ich denke es bis zu Ende dieses Jahrhunderts zu verschieben.

Das Stück vom Herkommen **) erfolgt hiebey; mit einigen Noten, die mir zu dessen Aufklärung nöthig geschienen. Sie können davon, und überhaupt von allem verwerfen, was Ihnen nicht gefällt. Ich

 appellire

*) Das ist nicht geschehen. Wohl gab es aber Geistliche in Berlin, welche es zur Gewissenssache machten, dieses Buch nicht zu befördern. N.

**) Man s. diesen niedlichen Aufsatz in den Patriotischen Phantasieen, Bd. 2, S. 364. Möser hatte dieß Stück vergessen. Es war mir durch einen Zufall zu Gesichte gekommen und ich hatte ihn ersucht es doch nicht wegzulassen. N.

appellire von Ihrem Urtheile nicht; und erkenne mich nur für einen Layen in dem Orden der schönen Geister. Meine Bestimmung hat mir nicht zugelassen, die Probejahre auszuhalten, welche zur Aufnahme in irgend eine gelehrte oder schöne Gesellschaft erfordert werden. Allein es muß auch nur Ihr Urtheil seyn, und Sie müssen es nicht machen, wie Artaxerxes beym Metastasio:

Perchè amicizia in giudice è colpa
Ad Artabano il giudicio hò commesso.

Der allerhöchste Beyfall, dessen Sie erwähnen, ist mir nicht gleichgültig *). Ich habe immer gewünscht, nützliche Wahrheiten, die mir von der Erfahrung aus dem täglichen Leben an die Hand gegeben wurden, auf eine eindringende Art zu predigen; und zu dieser Absicht ist mir der Beyfall einer ungelehrten Person von richtigem Gefühl angenehmer, als aller übrige. — Nach Sulzers Theorie ist jede Kunst dem Endzwecke untergeordnet, und die feinste Moral ist nur ein Spielwerk **), wenn sie die Faust nicht zu großen und nützlichen Arbeiten stärkt.

Das

*) Die nachher verwitwete, jetzt hochselige Königinn von Preußen las Mösers Phantasieen mit Beyfall, und hatte dieß mich wissen lassen. N.

**) Ein Spielwerk, welches unsere tiefen theoretischen Philosophen seit einiger Zeit fast ein wenig zu fein und zu arg treiben. Man s. auch in den Phantasieen Theil 2, S. 308, was Möser von der Wirkung und praktischen Brauchbarkeit der theoretischen Philosophie hielt. Desgleichen sagt er im 1ten Bande, S. 110 sehr treffend, in einer Abhandlung vom moralischen Gesichtspunkte: „Die Leute, welche von der Falschheit der „menschlichen Tugenden schreiben, wollen immer Fümet „ohne Fäulung, und Blitze haben die nicht zünden." N.

— Das Glossarium von Ihre hätte ich gern, weil ich eine eigene Bibliothek von etymologischen Werken, und die stärkste Neigung zu diesem Studium habe, worin ich mich doch nie in meiner völligen Größe zeigen werde, aus Furcht in Anderer Augen eben so klein zu werden, als ich in meinen eigenen bin, wenn ich es am besten gemacht habe.

12.

Osnabrück, den 10. Dec. 1775.

Alles was Ew. mir zu übersenden die Güte gehabt haben, ist, so weit ich urtheilen kann, richtig überkommen. Ich habe aber bis dahin den Empfang nicht angezeigt, weil ich einen großen Vorsatz hatte viel zu schreiben, und nie die Zeit gewinnen konnte ein so wichtiges Werk auszuführen. Nun aber, da ich durch Ew. Schreiben vom 2ten dieses gezwungen bin etwas zu antworten, kann ich Gott Lob mit leichtem Herzen anzeigen, daß ich mit dem Druck meiner Phantasieen so halb und halb (denn der Korrektor hat wirklich so ein Bißchen überzwerch gesehen, und S. 41 *) einen rechten pot pourri gemacht) zufrieden bin, meine Frau aber den Kupferstich gar nicht für den Abdruck ihres Mannes erkennen will **). Ich kann aber dem einen so wenig wie dem andern

*) In der zweiten Auflage sind die Fehler verbessert. N.

**) Der Kupferstich vor dem XXIII. Bande der Allg. D. Bibliothek ist gemeint. Doch ist dieser noch ähnlicher als der vor der neuen Ausgabe der Phantasieen. Herr Gottlob hat den trefflichen Möser verschönern wollen, hatte

andern abhelfen, und so ist es bey mir ein ewiges Gesetz, was mir in manchem hypochondrischen Augenblick bereits probate Dienste geleistet hat, mir die Ehre der Autorschaft nicht gar zu nahe zu nehmen.

Einen dritten Theil kann ich noch nicht versprechen; ich habe lange gefühlt, daß es bey zunehmenden Jahren nicht mehr so geht wie vordem, und möchte mir nicht gern von dem Publikum die Thür weisen lassen. Daher will ich es lieber noch ein Jahr ansehen, und immittelst erwarten, ob die von Zeit zu Zeit noch fortgehenden Entwürfe für das hiesige Intelligenzblatt sich einigermaßen heben wollen. Seit einiger Zeit will mir nichts mehr gefallen. Der Arzt giebt es auf den Nierenstein, und verordnet mir täglich ein Maaß von dem guten Weine dieses Namens; ich aber auf das tacitis senescimus annis.

Das deutsche Publikum ärgert mich zuweilen von Herzen. Die Leiden und Freuden des jungen Werthers ließen der Kunst des Herrn Göthe Gerechtigkeit widerfahren, und riefen nur eine Wahrheit etwas laut aus, die Herr Göthe selbst nicht verkennet und die man bey dem Geräusche, welches sein Werk machte, vergessen konnte. Einen solchen Gegner würde ich für meinen besten Freund gehalten, und die Leiden und Freuden als einen Beyfall für mein täuschendes Kunstwerk aufgenommen haben . . . und siehe da! Man nimmt es im Ernst übel!

Das

hatte ihn so roth und weiß gemacht, hatte jede bedeutungsvolle Runzel und Ecke abgestrichen, hatte ihn so rund und unbedeutend gemalt, daß von Möser nichts im Bilde war. Der Kupferstecher machte das Gesicht auch fein rund und flach. N.

Das verlangte Ding erfolgt hiebey *). Wenn der Herr Minister sich etwas Neues dabey vorstellt, so irret er sich. Dieses ist noch in der Arbeit, und kömmt — nie zu Stande.

Eine ordentliche Antwort auf alles übrige bleibe ich noch schuldig; ita testor.

13.

Osnabrück, den 20. Jun. 1776.

Es hat mich recht gefreuet, daß Ew... sich noch vorm Tode bekehrt, und im dritten Theile des Nothankers das Aergerniß weggenommen haben, worüber alle Rechtgläubige so sehr aufgebracht waren. So fällt man in der Welt, wie im Roman, zuletzt den Orthodoxen in die Hände. Ein Paar Episoden mehr hätten das Werk noch wohl ein Bißchen verlängern können; aber es scheint, die Braut war endlich des Tanzens müde, und wollte nun auch einmal — ausruhen.

Was sagen Sie aber dazu, daß die Altonaer Zeitung den Martin Dickius, bey welchem ich wider meinen Willen die Gevatterstelle habe übernehmen müssen **), dem

*) Vermuthlich ein Aufsatz über die Concursprozesse, der hernach im IIIten Bande der Phantasieen, S. 251 gedruckt ward. Der damalige Justizminister und nachherige Großkanzler, Herr von Fürst, der gehört hatte, daß Möser etwas darüber geschrieben habe, ersuchte mich es ihm zu verschaffen. N.

**) Dieß Buch war Mösern zugeeignet, aber ohne dessen Wissen und Willen, wie der Verfasser selbst in der Zueignungsschrift sagt. N.

dem ehrlichen Sebaldus zum Compagnon gegeben hat? Hier müßte man wohl ausrufen: Quo, quo, scelesti?

Einen dritten Theil zu den Phantasieen kann ich Ihnen noch zur Zeit nicht liefern; vielleicht geschieht es übers Jahr, wenn ich meinem allmählich vertrocknenden Humor noch so viel entreißen kann. Aufsätze dieser Art erfordern ihren eignen Augenblick; fehlt dieser, so wird alles steif und lahm, und man wird Pédagogue ohne Beruf.

Wenn Sie den ersten Theil wieder auflegen wollen, so wünschte ich, daß die Westphalismen, deren man mich vermuthlich beschuldigen wird, ausgemärzt werden könnten. Da ich in meinem Leben lauter juristisches Zeug geschrieben, nie ein Kompendium der schönen Wissenschaften gelesen habe, und in denselben nur so ein Bißchen naturalisire, wie die ausgelernten Fechter sprechen: so besorge ich immer von dieser Seite den Rechtschreibern anstößig zu seyn.

Eine Stelle, welche die Eroberung von Lissabon durch die Hanseatische Kompanie erzählt, habe ich ganz weggestrichen. Zu derselben hatte mich Herr Willebrand in seiner Hanseatischen Chronik verführt, und ich hütete mich nicht davor, daß der Herr Verfasser das was er S. 9 davon erzählt, in einer Anmerkung hinter der Vorrede p. 1 zurückgenommen oder bezweifelt hat. Allenfalls müßte eine Note:

S. Willebrands hansische Chronik S. 9, jedoch verglichen mit der Anzeige irriger Stellen S. 1

darunter gesetzt werden, damit mich nicht ein Kritikaster deßfalls einer Uebereilung beschuldige.

Ich bin wie der weise Junker, hasta la muerte . . .

M. S.

N. S. Ein alter musikalischer Junker, der vor zwanzig Jahren seinen Organistendienst aufgeben mußte, weil er nicht orthodox war, und sich seitdem vom Klaviermachen ernährt, plagt mich die Anschlüsse beyzufügen.

14.

Osnabrück, den 1. Jul. 1776.

Ew. werden mein Schreiben vom 20. Jun. vermuthlich erhalten haben; ich beziehe mich also darauf, und versichere nochmals, daß zu einem dritten Theile kein Vorrath sey. Wenn ich es aufs genauste zähle, so sind etwa zwanzig Stücke vorhanden, die ich entweder dem ersten Theile, der doch etwas schwächer ist als der andere, hinzufügen könnte oder etwa in der Zeit eines Jahres so vermehren müßte, daß daraus ein Band erwachsen könnte. Das letztere hängt von günstigen Augenblicken ab, die sich nicht erzwingen lassen; und wenn Sie wüßten, in wie vielen Küchen ich unter einander kochen muß, und was es für Arbeit fordere, wenn man in einem kleinen Staat maitre Jaques *) ist, so würden Sie nichts mehr von mir fordern.

Meiner Einleitung zur Osnabrückschen Geschichte würde ich lieber einige Zeit schenken. Ich habe von Anfang die Absicht gehabt, solche bloß als Manuscript abdrucken zu lassen, und das Urtheil würdiger Männer darüber

*) Anspielung auf den Maitre Jaques beym Moliere (im Avare), der Koch und Kutscher zugleich war. N.

darüber einzuholen; sodann aber erst eine förmliche Ausgabe davon zu geben. Da ich aber zweyhundert Exemplare davon abziehen lassen, so ist sie weiter gekommen, als ich Anfangs wünschte, und nun dermaßen rar, daß letzthin 42 Commissionen auf ein Exemplar, das sich in der Richterschen Buchhandlung in Hannover, welche distrahirt ward, gefunden hatte, eingelaufen sind. Dieses liegt mir am Herzen, und ich möchte gern vor meinem Ende das Angefangene zu Stande bringen, zumal da der Bischof mit der Zeit von der Verfassung des Landes, welches er regieren soll, unterrichtet werden muß. Dieses hält mich vom Phantasiren zurück, und belastet die freudige Einbildung zu sehr, um sich nach ihrem Muthwillen zu beschäftigen. Haben Sie doch selbst Ihren Nothanker im dritten Akt zur Ruhe gebracht, da er doch gar wohl bis zum fünften hätte figuriren können.

Leben Sie wohl!

15.

Nicolai an Möser.

Leipzig, den 15. Oktober 1776.

Gestern erhalte ich Ew. Schreiben mit dem korrigirten ersten Theile Ihrer Phantasieen. Ich ersehe daraus, daß Sie zu dem dritten Theile nur etwa zwanzig Stücke vorräthig haben. Ich will Sie auch nicht übereilen, vielmehr will ich Ihnen der glücklichen Augenblicke die zu Phantasieen nöthig sind, recht viele wünschen.

Indeß

Indeß will ich auch lieber den neuen Abdruck des ersten Theils lassen, bis auch der dritte fertig werden kann; denn ich wollte die Neue Ausgabe zusammen drukken und nur von der alten die Theile einzeln geben.

Ich wollte deßhalb nicht gern (nach Ihrem Vorschlage) die vorräthigen Stücke der Neuen Auflage des ersten Theils beyfügen, weil sonst die Besitzer des ersten Theils diese Vermehrung entweder nicht haben würden, oder denselben noch einmal kaufen müßten. Ich halte also am besten, diese Vermehrungen zu einem dritten Theile aufzubehalten. Wenn Sie die Osnabrückschen Nachrichten recht durchsehen, so wird sich vielleicht noch manches finden, das eines neuen Abdrucks würdig ist. Sie hätten im zweyten Theile auch an die allerliebste Erzählung: das Herkommen, nicht gedacht, wenn ich Sie nicht daran erinnert hätte. Rechnen Sie nur darauf, daß Ihre Aufsätze deßhalb nicht unintereſſant werden, weil sie lokal für Osnabrück sind. Die Art, wie Sie diese lokalen Objekte behandeln, macht sie interessant für jedermann.

Ich glaube, es wird nützlich seyn, bey dem dritten Theile ein Sachregister über das ganze Werk zu machen. Die Mannigfaltigkeit der Materien erfordert es. Wissen Sie etwa jemand dem Sie es aufzutragen für gut fänden, so könnte es vielleicht vom ersten und zweyten Theile mit Muße gemacht werden. Denn die Neue Edition soll ungefähr Seite auf Seite kommen, nur sauberer gedruckt und ausgeziert erscheinen.

Dazu soll denn auch Ihr Bildniß umgestochen werden. Hier findet sich aber eine Schwierigkeit. Die guten Kupferstecher finden das Bild zu hart gemalt, und glauben nicht, daß sie darnach etwas Gutes machen könn-

könnten. Nun wäre die Frage: ob wohl noch ein besseres Gemälde vorhanden wäre, und wenn dieß nicht: ob etwa noch eine Zeichnung nach der Natur gemacht werden könnte? Ich überlasse Ihnen, ob es nicht malerischer aussehen würde, sich in einer Mütze zeichnen zu lassen — in dem Augenblicke, in welchem Ihnen etwa die Phantasie von der Spinnstube oder von der allerliebsten Braut gekommen ist. — Denn ich meyne, zu solchen Phantasieen muß man recht gemächlich seyn, ohne eine wohlfrisirte Perücke aufzusetzen. Ich bitte mir hierüber Ihre Antwort auch aus.

Die Hoffnung, Ihre Osnabrückſche Geschichte vollendet zu sehen, ist mir äußerst angenehm. Es ist schwerlich so leicht ein anderes historisches Buch zu finden, das dem Kenner und dem Liebhaber gleich interessant ist.

Ich sende Ihnen hiebey einen Almanach von Volksliedern, von welchem die Vorrede von mir, die Lieder aber alle ächte Handwerksburschen- und Pöbellieder sind. Meine Absicht ist, unsern seynwollenden Genies, die allerley Unfug treiben, einen kleinen Zwick in die Ohren zu geben, dabey aber doch auch solche Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, die wahre Naivität haben. Könnten Sie mir dazu einige aus den Osnabrückschen und andern Westphälischen Gegenden schaffen? Ich dächte, es müßte da schöne Spinnstubenlieder geben. —

16.

(Erhalten den 9. Jun. 1777.)

Ihre beiden letztern Briefe habe ich unbeantwortet gelassen, weil ich es mit guten Freunden so genau nicht nehme, und zu Ihnen das Vertrauen hege, daß ich Sie auch wohl in der Nachtmütze, die Sie mir in effigie aufsetzen wollen, empfangen dürfte. Jetzt aber, da sich unsre Kaufleute, welche nach Leipzig wollen, bey mir melden, mag ich Ihnen ferner nicht verhalten, daß wir hier keinen Maler besitzen, von dem ich mich zur Schau stellen lassen dürfte. Der vorige *) war ein Michel Angelo della Scopa, und der künftige wird gewiß nicht di Buonarota seyn. Also werden Sie die Hofnung, mich in atto di Fantasia zu sehen, fahren lassen müssen; es wäre denn, daß ein gewisser Maler in Leipzig **), dessen Namen mir entfallen ist und der sich bereits seit einem Jahre verbindlich gemacht hat, hier 20 Bildnisse für 500 Rthlr., die ihm auch versichert sind, zu malen, seinem Versprechen nachkommen sollte.

Einen dritten Band meiner Phantasieen kann ich nicht weiter versprechen. Was ich jetzt mache, gefällt mir nicht, und es ist besser ich höre auf zu schreiben, ehe Andre aufhören zu lesen.

Westphälische Volkslieder habe ich einige gesammelt, aber noch nicht die Zeit gehabt, die Melodieen zu notiren, und ich wußte auch nicht, ob Sie bey Ihrem Vor=

*) Nehmlich der das Bildniß malte, das vor der A. D. Bibliothek steht. N.

**) Der verstorbene Herr Gottlob. N.

Vorsatze beharreten. Sie sollen aber erfolgen, wenn Sie es verlangen. Die Idee des neuen Almanachs war vortreflich; ich ärgere mich immer über die Kritiker, die bloß nach der Scheibe schießen, da sie, um ihre Accuratesse zu bezeugen, zugleich einen Hasen erhaschen könnten. In diesem Stücke sind Sie ein dreyfacher Meister.

Vale qui valere dignus es!

Geschrieben auf der Hand vorm Kamin, Nachts um 1 Uhr. Wers lesen kann, ist nicht blind!

17.

Osnabrück, den 9. Jul. 1777.

Es hängt lediglich von Ihnen ab, wie Sie es mit der neuen Ausgabe meiner Phantasieen halten wollen; der mehrste Vortheil mag hier entscheiden, und nicht meine schriftstellerische Eitelkeit, die sich Gott sey Dank so ziemlich bändigen läßt. Der Maler von Leipzig, ich glaube daß er Gottlieb oder Gottlob heißt, ist bereits seit drey Monaten hier auf einem Landgute, wo er zu arbeiten hat. Anfangs wollte er um aller Welt willen nicht nach Westphalen, und nun gefällt ihm sein erster Aufenthalt so wohl, daß er nicht weiter kommen kann. Zwölf Bildnisse, worunter das meinige mit ist, hat er für 300 Rthlr. übernommen; dabey hat er die freye Bewirthung rc. Ich hoffe, er wird doch gegen den Winter wieder abreisen wollen, und auf diesen Fall kann ich mein Bildniß versprechen.

Den Rest der Phantasieen sollen Sie nebst dem revidirten zweyten Theile auf Michaelis haben. Eine

bessere Ordnung nach den Materien wäre freylich gut; aber wer soll sie machen? und verführt es nicht noch manchen, ein ernsthaftes Stück mit anzusehen, wenn es so zwischen den lustigen steht? Unsere katholischen Priester lesen die halbe Messe vor und die halbe nach der Predigt, damit der Christ der eine ganze Messe hören muß, die Predigt auch mit hören müsse. Denken Sie Selbst, ein ganzer Theil von lauter politischen Räsonnemens, die nicht aufhören und zuweilen nur Einen Gedanken wiederhohlen!

Ein Register wäre auch gut; dieses würde ich aber selbst machen müssen, wenn es so recht gerathen sollte; und das kostete wieder Zeit und Mühe . . . Der Codex Fridericianus hat auch kein Register. Vielleicht bedenke ich mich doch noch wohl.

Die Volkslieder kommen hiebey; sie gefallen mir aber auf dem Papier so nicht, als wenn Meister Seuberlich sie selbst singt. Nun! was nicht gefällt, kann wegbleiben *).

Mit meiner Osnabrückschen Geschichte bin ich verlegen; ich glaube nicht, daß ich etwas zu Stande bringe, wenn ich es nicht wie vorher mache, und sie bogenweise dem Druck überliefere. So wird dann ein Bogen nach dem andern fertig, und ich stehle mir meine eigene Arbeit ab. — Ich stehe bey der hiesigen Regierung, die mit zweyen fremden Geheimen Räthen aus Sachsen und Hessen besetzt ist, Mutterseele allein, habe also alle Resolutiones anzugeben und zu entwerfen, die sich monatlich über 50 belaufen, und das nimmt mir einen Haufen

*) Die plattdeutschen Lieder im zweyten Theile des Almanachs sind von Möser mitgetheilt. N.

Zeit weg; ohne was ich in meinen andern Departemens thun muß. Doch ist es ein Glück für mich, daß ich mich meinen Favoritarbeiten nicht überlassen kann. Bey jenen behalte ich Hunger und Durst; aber bey diesen würde ich mich in weniger Zeit um meine Gesundheit schreiben. So spricht wenigstens meine Frau, und sie hat zuweilen Recht. Die Ihrige wird vermuthlich auch so sprechen, da Sie alle Verbindungen mit dem Publikum aufopfern wollen. Was gelobt man nicht in der Angst? Die Stunde wird aber auch wieder kommen, wo Sie einen glücklichen Einfall haben werden, und ihn ohne einen und andern Freund nicht genießen können. Und dann werden auch wohl mehrere dazu gebeten, bis endlich der Verleger die ganze Welt invitirt. Das erwarte ich gewiß, und bin auch dafür mit der vollkommensten Hochachtung Ew. gehorsamster Diener.

18.

Osnabrück, den 14. Sept. 1777.

Hiebey übersende ich Ihnen, werthester Herr und Freund, den Rest meiner Phantasieen, und überlasse es Ihrer Wahl, was Sie damit machen wollen. Man wird endlich steif und alt, und mich däucht oft, die Munterkeit, wodurch ich meine Vorstellungen zu heben suche, sey nicht mehr so wahr, als vordem: es sey heiße Liebe in dem Munde eines Greises. Jedoch nehme ich mich so viel möglich in Acht, von Sachen zu schreiben, deren Wahrheit und Nutzbarkeit ich nicht lebhaft empfinde, um auf diese Weise meine Armuth nicht zu verrathen. So machen

chen es kluge Koketten, und wohl dem, der ein leicht thränendes Auge zum Ausdrucke der Freundschaft gebrauchen kann, um auch seine natürlichen Schwachheiten zu nutzen!

Mein Bildniß hat Hr. Gottlob mit auf Leipzig genommen. Er wünschte, daß es dort gestochen werden mögte, von Hrn. Geysern. Ich überlasse dieses Ihrem Gutbefinden.

Herrn Ursinus hätte ich billig das hier anliegende Blatt *) mit übersenden sollen, worin ich des Minneliedes gedacht, was uns Westphälingern gehört, und bitte es demselben mit meiner ergebensten Empfehlung gelegentlich zuzustellen. Leben Sie wohl!

19.

Osnabrück, den 24. Jan. 1778.

Die mir zugesandten Bücher sind mit einander richtig eingetroffen, und mit diesen noch die ersten Bogen von der neuen Auflage meiner Phantasieen, die ihr Glück noch besser in der Welt machen, als ich ihnen zugetrauet hätte. Erhebliche Druckfehler habe ich darin nicht bemerkt, außer daß im dritten Theile S. 20. Zeile 9. anstatt Arabelle von Ihnen, entweder Arabelle von *** Ihnen geschrieben, oder das von ganz wegbleiben muß.

*) Mösers zwey Briefe an Hrn. G. R. Ursinus stehen in dieser Sammlung. Das hier erwähnte Blatt ist nachher gedruckt worden in den Patriotischen Phantasieen. III. Th. S. 240. N.

Von der Recension in der A. D. B.*) sage ich nichts, weil sie zu viel Gutes von mir sagt, und der Herr Recensent hat mir in dem einzigen Stück wahre Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ich eine gute Erinnerung mit Dank annehme. Diese bewegt mich aber doch eine Erinnerung an das Publikum zu machen, welche ich hiebey schließe und welche zur Vorrede vor dem dritten Theil dienen kann.

Ich mögte nicht gern in dem Verdacht seyn, daß ich das pro und contra über viele Gegenstände hie und da mit bloßem Muthwillen behauptet hätte. Sehr wichtige Lokalgründe haben mich dazu genöthigt, und ich würde gewiß dem Leibeigenthum einen offenbaren Krieg angekündigt haben, wenn nicht das hiesige Ministerium und die ganze Landschaft aus lauter Gutsherren bestände, deren Liebe und Vertrauen ich nicht verscherzen kann, ohne allen guten Anstalten zu schaden. Und Gott sey Dank, ich habe mir mit meinem Vortrage nie einen Feind gemacht, und manches durchgesetzt, was Andern unmöglich schien. Sehr viele Stücke in den Phantasieen könnte ich mit den darauf erlassenen Landesordnungen belegen, oder durch die darnach gemachten Einrichtungen erläutern; aber dieses würde zu weitläuftig geworden seyn. Eine sehr kitzliche Sache war es immer für mich, wenn ich entweder den Präsidenten meines Kollegiums, oder den Herrn Landmarschall, deren Rollen der Lokalleser kannte, öffentlich zur Schau stellte, und über Sachen, worüber ich in den Kollegien vortrug, meine Meynung ins Publikum schrieb. Hiezu gehört eine eigene Behutsamkeit; und hieran hat der Herr Recensent nicht gedacht. Zur Stelle wußte man meine wahre Meynung recht gut; und diejenigen, die ich zum Besten hatte, lachten

*) Allg. Deutsche Bibliothek, XXXIII, 1, S. 3.

lachten mit mir, ohne böse zu werden, weil sie wußten, daß ich es gut meynte.

Sollte der dritte Theil nicht stark genug werden, so lege ich noch einige Stücke zur Ausfüllung bey, insofern sie Ihnen dazu gut genug scheinen. Sonst können Sie solche nur unter die Bank werfen.

Von der mir gegebenen Erlaubniß noch mehrere Bücher fordern zu mögen, werde ich ein andermal Gebrauch machen. Melden Sie mir aber, wie weit ich nach dem gewöhnlichen Curse gehen darf. Geizig bin ich nicht; auch sind die Phantasieen wahrlich nicht in der Absicht geschrieben, um damit Geld zu verdienen. Aber die Beruhigung, daß ich nichts schuldig bin, gehört mit zu meinem Vergnügen. Verfahren Sie hier wie ein Engländer, der seinem Freunde keine Guinee borgt, ohne einen Wechsel auf Summe und Zeit von ihm zu nehmen, und dieses mit dem Nationalzusatze: Business will be done in a regular way.

Man sagt hier, Sie wären der Verfasser von dem Lustspiele Lavater *); ich habe es noch nicht gelesen. Wo ist denn der Volksalmanach geblieben? Leben Sie wohl!

20.

Osnabrück, den 16. Aug. 1778.

Werthgeschätzter Freund! Es ist zu seiner Zeit alles richtig eingegangen, was Sie mir zugeschickt haben, und die Hofnung, die ich hatte, Ihnen etwas Gewissers

*) Ich habe ein Lustspiel unter diesem Titel, so viel ich mich erinnern kann, nie gesehen. N.

wegen meiner Osnabrückschen Geschichte zu melden, hat meine Antwort, wie eine Danksagung für alle Beweise Ihrer Freundschaft, aufgehalten. Jetzt aber, da mir mein Arzt das Arbeiten verboten, weil ich mich bey der Hitze etwas zu sehr übernommen hatte, kann ich Ihnen mit Zuverläßigkeit melden, daß diesen Winter noch nichts daraus werden kann. Sie sehen aus dem Anschlusse, daß ich wirklich mit der Fortsetzung beschäftigt bin, und um den Druckfehlern so viel möglich vorzubeugen, solche als Manuscript erst abdrucken lasse. Es sind also nicht ganz leere Hofnungen, die ich gebe, und da ich mit den mir angebotenen Bedingungen vollkommen zufrieden bin: so wird nichts als der Mangel an Gesundheit mich abhalten, den ersten Versuch, wovon ich hier, weil ich mir au pié de la lettre meine Arbeit stehlen muß, nur 200 Exemplare auf meine Kosten abdrucken lassen, mit einer Fortsetzung bis auf den Untergang des Großherzogthums Sachsen unter Heinrich dem Löwen, von neuem auflegen zu lassen. Allein ob demnächst noch weiter etwas erfolgen werde, dieses kann ich auf dem Faulbette, worauf ich dieses schreibe, nicht versichern, und noch weniger versprechen. Gegen die nächste Messe will ich Ihnen bestimmter schreiben.

Zu Pyrmont, wohin ich, um mich zu zerstreuen, eine Ausflucht unternommen, habe ich die beiden Herren von Stosch aus Berlin kennen lernen *), die mir mehr als

*) Es war der Königliche Leibarzt Hr. G. R. Muzell, und dessen Bruder Hr. Muzell-Stosch der Freund Winkelmanns (dessen Briefe an ihn zu Berlin 1781, 8. gedruckt worden). Der letzte hatte von seiner Mutter Bruder, dem berühmten Hrn. von Stosch in Florenz, der ihn zum Erben einsetzte, den Namen Stosch angenommen. N.

als alle unsere Genies gefallen haben. So ein Paar Männer mögte ich hier haben, und ich wollte gern auf alle übrigen Verzicht thun.

Ist der Herr Nicolay *), dessen Gedichte Sie mir überschickt haben, ein Verwandter von Ihnen? Seine Sachen haben mir überaus wohl gefallen. Man sieht doch endlich einmal wieder wahre schöne Empfindungen, und einen gesunden dichterischen Ausdruck. Eine ganze Weile habe ich mich sonst über meinen eigenen Geschmack geärgert, der dasjenige nicht schön finden wollte, was jedermann doch so laut lobte. Ich fing an zu reimen, als Günther unser Held war, und glaubte ich wäre in der Wiege verdorben. Aber die Gedichte des Herrn Nicolay haben mich wieder beruhigt.

Meister Seuberlich wird sich nun auch wohl empfehlen, wenn er nicht noch einige erhebliche Entdeckungen macht. Aber können Sie alt werden, ohne zu schreiben? Mich dünkt, das Schreiben ist eine Krankheit, die mit den Jahren zunimmt, und nicht eher nachläßt als bis man stirbt. Es geht damit wie mit den Weibern; im Alter hat man sie am nöthigsten, und oft noch am liebsten, wenn einen Alles verläßt und ein gutes Weib unsre Plagen theilt. — Die Meinige bringt mir eins vom Besten, und will nun auch, daß ich nicht mehr schreiben soll. Also leben Sie wohl!

*) Der itzige Russ. Kaiserl. Staatsrath Herr von Nicolay. N.

21.

Osnabrück, den 14. Dec. 1778.

Die Beschreibung von Berlin hat Ihnen, liebster Freund, gewiß mehr Stunden gekostet, als der Leser, der sie in seinem Lehnstuhle lieset, zählen und glauben wird; und ich danke Ihnen von Herzen für das mir zugeschickte Exemplar.

Die Fortsetzung meiner (Osnabrückischen) Geschichte erfolgt hiebey, zu Ihrer Erbauung; aber noch nicht zum Druck. Ich habe sowohl in diesen Bogen, als in der vorhergehenden Ausgabe, noch verschiedenes zu ändern. Besonders habe ich noch hie und da zu sehr anticipirt. Wir Autoren sind zu eilig, und befürchten dasjenige zu verlieren, was wir nicht gleich ganz heiß auftischen.

Am meisten befürchte ich, daß manches was zu veraltet ist, und doch zur Naturgeschichte der politischen Staatsverfassung gehört, nicht recht einleuchten werde. Die Leute werden glauben, ich plaudere zu viel von Heerbann und Dienstmannschaft; und doch giebt mir dieses allein den mächtigen, und für eine kleine Landesgeschichte nur gar zu mächtigen Faden. Ich kann mir aber nicht helfen: mit der moralischen Schnur ist es Kinderey in der Geschichte; und alle reißen ab, außer jenem nicht.

Einigermaßen beruhigt mich das Schauspiel in Amerika, welches die Verwandlung, die Deutschland erlitten hat, jedem lebendig vormalt. Hier machen die dreyzehn Provinzen den Heerbann, und die reguläre Armee die Dienstmannschaft aus. Letztere ist, wenn auch der ganze Heerbann, worunter sie doch alio respectu mit gehört, aufgeboten wird, von dem gemeinen Aufgebot entschuldigt, ungeachtet sie für Löhnung dient, und

und jener auf eigne Kosten marschirt. Währet der Krieg noch einige Jahre: so vermehrt sich immer die Zahl der Regulären, die übrigens zu Hause Landwirthe wie Andre sind; und die Uebrigen sinken unter der Last der Löhnung, so wie unter der Verachtung, weil man sie, ihrer Unbrauchbarkeit wegen, nicht aufbietet. Ihre besten Leute werden Officiere, und ziehen den respectum militarem ihrem respectui Heribannali sive civico vor *).

Nun frage ich Sie, ob Sie mich verstehen? und ob ich deutlich genug bin? Unser ganzes Steuer- und Fuhrwesen, Adel und Leibeigenthum, kurz alles, was Freyheit und Eigenthum nahe und fern berührt, entwickelt sich mit diesem einzigen Faden; und ich beschreibe bloß die physikalische Geschichte einer politischen Verfassung. Jede Geschichte muß die Naturgeschichte des Originalkontrakts einer Nation unter allen vorkommenden Veränderungen werden, wenn sie jemals im eigentlichen Verstande pragmatisch seyn soll. Dieses ist das Resultat von unzähligen Versuchen, die ich in Gedanken darüber angestellet habe, und worüber ich mich in der Vorrede noch weiter erklären will.

Aber nun der Druck? Auf Ostern kann ich mit Durchsehung desjenigen, was bis dahin abgedruckt ist, füglich fertig werden. Aber gern hätte ich sofort noch eine Periode, bis auf den Ausgang des Großherzogthums Sachsen, dabey. Diese wird manches deutlicher als jetzt erkennen lassen. Nur weiß ich nicht, ob ich damit zu Stande kommen werde. Im Kopfe ist sie richtig, aber auf dem Papiere kaum angefangen,

*) Mir scheint diese Vergleichung äußerst treffend und einleuchtend. Fast eben so geht es jetzt in der französischen Revolution. N.

fangen, und meine Kräfte nehmen ab, besonders im Sommer; daher ich nicht gewiß sagen kann, ob ich gegen Michaelis mit dieser letzten Periode fertig werde. Zu dieser Periode könnte ich einige auserlesene Urkunden mit anhängen, die bey der Karolingischen abgehen, und höchstens aus 10 oder 12 Stücken, so bereits gedruckt sind, bestehen. Doch auf Ostern werde ich hievon sicherer urtheilen können. Sie sollen sodann das eine oder andere haben, und ich werde auch dann schon weiter als jetzt sehen können.

Meister Seuberlich *) kann mit Recht aufhören; er hat gewiß mehr Narren bekehrt, als mancher Apostel Heiden; und die Narren, die ihm nachschreyen, haben ihm mehr zu danken, als sie erkennen wollen. Wehe dem armen Geschöpfe, dessen Geschmack sich von solchen Windfedern leiten läßt!

Die Berlinische Geschichte **) bin ich noch nicht genau durchgegangen. Die Schrift ist mir in opere tam longo etwas zu fein. Vale!

Den 14. Dec. 1778, da ich mein 59. Jahr antrat.

Einige andere Stücke von mir, so einigermaßen interessiren könnten, lege ich hier bey. Dem Hrn. Minister von Först hatte das Stück in den Phantasieen über den Konkursprozeß im 3. Th. p. 251. gefallen, und er wünschte eine Erläuterung über den Aeußerprozeß. Diesem Zwecke ist das Stück Nr. 9 und 11. gewidmet ***).

*) Möser meynt den Almanach von Volksliedern. N.

**) Nehmlich die historische Einleitung zu meiner Beschreibung von Berlin. N.

***) Abgedruckt im IV. Theile. Nr. 56. S. 258. N.

22.

Osnabrück, den 20. Dec. 1778.

Vor 8 Tagen schrieb ich Ihnen, liebster Freund, unter einem Umschlage an Hrn. Büsching, dem ich eben ein großes Packet zu schicken hatte; und gleich nachher fand ich das hiebey gehende Blatt auf meinem Tische, welches vermuthlich zu demjenigen gehört, was ich Ihnen von meiner Geschichte übersandt habe.

Vor einiger Zeit habe ich ein Gutachten wegen der hiesigen Zehnten *) entworfen, und bloß aus einer Induktion aus einer Menge beygelegter hiesigen Urkunden gezeigt, daß keine Zehnten zu Anfange vom Felde gezogen, sondern den Leuten zu einem leidlichen Preise gelassen worden, so daß durchaus die Regel für die ursprüngliche Ablösung gefasset, und Keiner zum Zugzehnten gelassen werden müßte, als insofern er davon im Besitz gewesen zu seyn erweisen kann. Dieses, sage ich, habe ich aus einer bloßen Kette von Factis und Datis, worüber die Urkunden beygelegt sind, und zwar, wie ich mir schmeichle, dergestalt gezeigt, daß kein ehrlicher Mann daran weiter zweifeln kann, und selbst das Reichskammergericht, wohin jenes Gutachten in einer gewissen Sache geschickt ist, seine bisher hierunter angenommene Meynung ändern wird.

Vielleicht könnte diese Abhandlung, es sey nun, daß ich ihr die Gestalt eines Gutachtens lasse, oder dasselbe noch umschmelze, im Preußischen ihr Glück machen, wo man auch darauf bedacht ist und wenigstens immer mehr Bedacht

*) Ein Auszug dieses Gutachtens ist im IV. Theile der Phantasieen, S. 351. fg. gedruckt. N.

Bedacht nehmen wird, den Zehntherren Ziel zu setzen. Und andere Länder, die ein starkes Militare haben, oder wo der Landesherr gern allein dasjenige ziehen mögte, was die Unterthanen abgeben können, werden es auch gern vernehmen, daß ein solches Principium außer allem weitern Zweifel gestellet sey.

Es käme also darauf an, ob Sie dasselbe in Verlag nehmen, und falls ich es in der Gestalt eines Gutachtens ließe, einen dortigen geschickten Mann finden könnten, der eine Vorrede dazu schriebe. Denn wenn ich nicht die Zeit habe, es umzuschmelzen: so wollte ich es nicht selbst herausgeben, sondern herausgeben lassen. Es wird zusammen so viel als ein Band der Phantasieen ausmachen: vier oder fünf Bogen Text, und das Uebrige Urkunden aus dem X, XI, XII, und XIIIten Jahrhundert, die noch ungedruckt sind, und worauf ich mich in der Folge meiner Geschichte ohnehin beziehen muß.

Leben Sie wohl, und schenken Sie dem Publikum auch bald wieder etwas, wobey es sich erfreuen kann.

23.

Osnabrück, den 14. April 1779.

Da sich heute einige Kaufleute bey mir gemeldet, welche morgen nach Leipzig reisen wollen: so sende ich Ihnen hiebey etwas für einen Liebhaber, was in den Laden sonst nicht gekommen ist, und auch nicht darin kommen wird *).

Mit

*) Die Deduktion des Herkommens in Ansehung der Absteuer adelicher Töchter im Stifte Osnabrück, Folio. Die sehr

Mit meiner Geschichte werde ich nach Ihrem Vorschlage verfahren. Wenn mich keine Krankheit abhält: so werde ich vor Ende des Jahres fertig.

Das Gutachten, wovon ich letzthin gemeldet, habe noch nicht wieder angesehen, weil ich zu eifrig auf das andere bin; requiescat usque dum.

Vale qui valere dignus es!

24.

(Erhalten den 23. Jul. 1779)

Liebster Freund! Ueberbringer dieses, ein junger würdiger Mann *), der unter einem vielleicht wenig glänzenden Kleide viele Talente in der Mathematik verbirgt, und darauf reiset um etwas in der Baukunst und Mechanik zu erlernen, hat mich um eine Addresse an Sie gebeten, und ich theile diese ihm um so viel lieber mit, weil ich zum Voraus weiß, daß er Ihnen nicht unangenehm seyn wird. Er ist in der Werkstätte als ein Handwerker erzogen, und von Hrn. Professor Lichtenberg, wie derselbe vor einigen Jahren hier war, als ein Autodidactus in der Algebra nach Göttingen zu gehen beredet worden. Da hat er sich drey Jahre aufgehalten, und nicht allein den Unterricht, sondern auch die Freundschaft eines Kästner genossen. Ich habe ihm hierauf einiges Reisegeld von

sehr interessante Vorrede ist nachher im IVten Bande der Phantasieen S. 237. abgedruckt worden. N.

*) Herr Hollenberg. N.

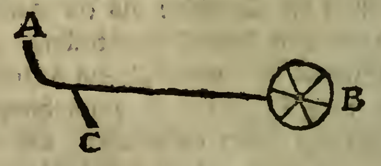
von unserm Bischofe verschafft, was er nun dort noch zu verzehren gedenkt, weil er glaubt, daß Berlin ein Ort sey, wo für ihn noch vieles zu sehen seyn würde. Mehreres brauche ich Ihnen von seiner Absicht nicht zu sagen, und meine Freyheit werden Sie auf die gute Rechnung unserer Freundschaft setzen.

An meiner Geschichte arbeite ich, so viel es nur meine Zeit erlaubt, und noch darf ich hoffen, mein Versprechen zu erfüllen.

25.

Osnabrück, den 20. Oct. 1779.

Werthester Freund! Unter dem Hakenpflug *) verstehe ich einen solchen, der noch ungekünstelt ist und von der ersten einfältigen Erfindung zeigt. Diesen habe ich mir also vorgestellet, daß die Deutschen, ehe sie den Gebrauch des Eisens gekannt, einen umgekehrten Ast dazu genommen, als z. B.



daß ein Mann den Ast in A gedrückt, und ein anderer vor B die Pferde gespannt. Hernach, wie das Eisen aufgekommen, hat man den Zapfen in C beschlagen, und zuletzt

*) Dieß bezieht sich auf das von Möser selbst angegebene Kupfer zum Isten Bande der Osnabrückschen Geschichte. N.

zuletzt das Eisen, welches die Furche aufnimmt, hinzugesetzt. So scheint mir der Gang der Erfindung gewesen zu seyn, und so verstehe ich unter einem Hakenpfluge jene erste Anlage. Eben so grub man in der ersten Periode mit hölzernen Spaden, beschlug sie in der zweyten, und machte sie in der dritten ganz von Eisen. Hieraus wird Herr Meil meine Meynung leicht errathen.

Mit dem zweyten Theil meiner Geschichte bin ich ziemlich weit gekommen, so daß ich hoffen kann, ihn nach Weihnachten abzuschicken. Doch wünschte ich nicht, daß Sie ohne Ausnahme darauf rechneten, weil oft unvorhergesehene Verhinderungen den besten Vorsatz vereiteln können.

Das Gutachten, wovon ich einmal geschrieben, muß noch beruhen, und ich werde mich gegen Ostern weiter darüber erklären.

Vale qui valere dignus es!

26.

Osnabrück, den 23. Jan. 1780.

Druck und Papier der neuen Auflage der Osnabrückschen Geschichte gefallen mir recht gut; aber vor Druckfehlern bin ich sehr besorgt, besonders da, wo die Worte äußerlich richtig zu seyn scheinen. So steht z. B.

p. 10. l. 7. heimlich führen anstatt heimführen;

p. 14. l. 4. von unten: Grundword oder Weidegeld, für Grund- Word- oder Weidegeld;

welche einem Korrektor, der auf die Sache und nicht bloß auf den Buchstaben sieht, billig nicht hätten entgehen sollen.

An andern Druckfehlern, die aber ein jeder leicht verbessern kann, als p. 10. propingui statt propinqui, p. 16. Ausmerker für Ausmärker — fehlt es auch nicht.

Ich werde diese Fehler, so wie ich die Bogen erhalte, bemerken *), um sie zu seiner Zeit hinten an drukken lassen zu können. — — —

So viel von meiner Geschichte. Ueber meine Phantasieen erhalte ich die mehrsten Komplimente aus Wien, und ich habe dem Kaiser selbst über einige Punkte Erläuterungen geben müssen, besonders was den Leibeigenthum betrift. Es scheint, daß Er ihn ganz umschaffen wolle.

Nun habe ich noch eine Bitte. Man ist bey der Regierung und bey der Landschaft hieselbst gewillet, eine Kanzley oder ein Kollegienhaus zu bauen, und ich mögte hierüber gern den Rath eines dortigen Baumeisters haben. Das Detail und die Bedürfnisse dieses Hauses finden sich in dem hiebey gehenden Pro Memoria. Es kömmt also nur darauf an, daß Sie einen geschickten Mann aussuchen, welcher den Riß ausführt **). Es ist mir sehr daran gelegen, denselben noch vor Ostern und von einem Baumeister zu haben, der sich nennen darf.

Meine

*) Ist nachher nicht geschehen. N.

**) Ich trug die Besorgung dem itzt verstorbenen Herrn Bauinspektor Manger in Potsdam auf; der zwar die Risse einsendete, aber das Kollegienhaus ist, so viel ich weiß, nicht gebauet worden. N.

Meine Freunde haben mich an meinem 60sten Geburtstage mit beykommender Medaille beehrt, die aber in der Ausführung verunglückt ist *).

27.

Osnabrück, den 19. Febr. 1780.

Es thut mir leid, daß ich Ihnen wegen des Kollegienhauses neue vergebliche Mühe verursachen muß. Der Mann, welcher den Situationsplan entworfen, hat sich ganz ungewöhnlicher Weise der Decimalruthen, die man sonst nur bey großen Landmessungen gebraucht, bedient.

Der Riß des Kanzley- oder Kollegienhauses ist nach hiesigen gemeinen Fußen, deren 16 auf eine Ruthe gehen, aufgetragen; und 10 Fuß auf dem Situationsplan sind jenen 16 gleich. Zu Berlin wird Rheinländisches Maaß üblich seyn, nach welchem 12 Fuß eine Ruthe ausmachen. — Die hiesige Ruthe ist der Kalenbergischen bis etwa auf eine Linie gleich.

28.

Osnabrück, den 24. März 1780.

Werthester Freund! Zuerst danke ich Ihnen für die gütige Besorgung der mit heutiger Post eingelangten Risse; welche meiner Neugier zwar schon einen vergnüg-

 ten

*) Einen Abdruck sieht man auf dem Titel des Ersten Theils dieser vermischten Schriften. N.

ten Blick abgelockt, ihre nähere Prüfung aber in einer Konferenz nach der Osterwoche zu erwarten haben. Alsdann schreibe ich Ihnen weiter.

Hiernächst empfangen Sie hiebey das Ende meiner Geschichte, nebst der Vorrede, daß also der zweyte Theil völlig abgedruckt werden kann. Sollte auch hier ein Kupferstich nöthig seyn: so würde derselbe einen Ritter im Harnisch, und die Landbauern als Sklaven vorstellen müssen *).

An eine Fortsetzung derselben gedenke ich noch nicht, und ich habe mir vorgesetzt, diesen Sommer nichts für mich zu arbeiten. Obs ausgehalten werden wird, steht dahin. Man hat im Alter sein Spielwerk so nöthig wie in der Jugend, und je früher man nachgiebt, desto eher sinkt man auch. Aber die historischen Arbeiten erfordern zu viel Nachschlagen und Nachlesen. Das Phantasiren aus dem Kopfe geht besser von der Hand; und man kann es auf dem Stuhle verrichten.

29.

(Erhalten in der Ostermesse 1780 zu Leipzig.)

Werthester Freund! Dem Herrn Manger bitte ich, falls meine Antwort auf die eingeschickten Risse sich in etwas verziehen sollte, nur gelegentlich zu eröfnen, daß dieselben allhier sehr vielen Beyfall gefunden, aber erst zur

*) Es war nicht Mösers Ernst, daß dieser Kupferstich gestochen werden sollte, sondern es war nur sein Urtheil von der Veränderung des Landes in dieser Periode. N.

zur Approbation nach England müßten, ehe und bevor ich ihm das Weitere melden könnte. Vale!

30.

Osnabrück, den 23. April 1780.

Liebster Freund! Unter meinen längst verworfenen Papieren habe ich noch die hiebey gefundenen Bruchstücke von den Briefen unsers seligen Freundes *) aufgefunden, das übrige ist alles verworfen und verloren. Doch mag kein großer Schade dabey seyn; denn so angreifend er war, so träge bin ich, und das giebt keine gute Korrespondenz, wenigstens keine gelehrte. Ich schreibe meine Briefe mehrentheils im Stehen und auf der Hand, wenn ich von andern Arbeiten stumpf und ermüdet bin. Fremde erhalten, was ihnen gebührt, Freunde hingegen selten mehr als ein Vale; oder wo ich mich über etwas herauslasse, mehrentheils eine halbentwickelte Idee, und das reizt sie nicht; wie denn auch unser sel. Abbt schrieb, daß die Beschleunigung meiner Antworten im umgekehrten Verhältnisse mit meiner Freundschaft stehe.

Ob Sie jene Bruchstücke mit abdrucken lassen wollen **), müssen Sie Selbst wissen; die Ehre Ihres Freundes ist bey Ihnen so gut, wie bey mir verwahrt, und ich

*) Abbt. Ich ersuchte Mösern darum, als ich den 4ten und die folgenden Theile von Abbts vermischten Werken durch einen Freund herausgeben ließ. N.

**) Sie sind abgedruckt in Abbts vermischten Werken, VI. Bd. S. 3. folgg. N.

ich habe hie und da nur etwas ausgestrichen, was lebende Männer beleidigen könnte.

Das mir zugeschickte Kupfer *) ist wohl gerathen; so ist auch der Korrektor jetzt ziemlich aufmerksam. Vale!

31.

Osnabrück, den 21. Oktober 1780.

Werthester Freund! Gewiß habe ich oft genug an den Herrn Manger gedacht, und mich schon mehrmals darüber geärgert, daß elende Streitigkeiten der Dikasterien, wovon das Eine nicht in diese und das Andere nicht in jene Etage versetzt seyn will, den Bau, wozu die Gelder bereits ausgesetzt und ein großer Vorrath von Materialien angefahren ist, wider alles Vermuthen aufhalten. Allein ich habe der Sache nicht so abhelfen können, wie ich gewünscht, und muß die nächste landtägliche Versammlung, die jährlich nur einmal gehalten wird und den 8. Jan. künftigen Jahres ihren Anfang nimmt, abwarten. Alsdann erst können diese Streitigkeiten zwischen den Ständen gehoben, und die weitern Resolutionen ausgefertiget werden. Bis dahin also muß ich Herrn M. bitten, mit mir Gedult zu haben.

An einen vierten Theil meiner Phantasieen kann ich höchstens übers Jahr denken. Der Stücke, die ich seit dem dritten Theile geliefert habe, werden noch viel zu wenig seyn, und ich erinnere mich desjenigen, was Sie aus

*) Zum Isten Bande der Osnabrückschen Geschichte, von dem berühmten J. W. Meil. N.

aus den Braunschweigschen Anzeigen *) anführen, nicht; doch kann es von mir seyn, weil ich manches bey einem augenblicklichen Einfall schreibe, und wann dieser vorüber ist, es ganz wieder vergesse. Es ging mir mit dem abgeschafften Herkommen, was Ihren freundschaftlichen Beyfall hatte, eben so; ich hatte es für einen Freund, der sich von mir ein Süjet zu einer komischen Oper ausgebeten hatte und darüber gestorben ist, entworfen, und vergessen, daß ich es hatte nachher abdrucken lassen. Ich habe noch eine Menge von Aufsätzen liegen, die ich bey guter Laune angefangen habe, aber nicht zu Ende bringen kann, weil der erste Augenblick nicht wieder kommt, und ehe ich einen alten endige, fange ich zehnmal lieber einen neuen an, wofür mir das Blut wallet.

Meine Osnabrücksche Geschichte zieht mich zu sehr an sich; ich flicke noch immer an ihrer Fortsetzung, und die Zeit allein kann es entscheiden, ob ich so weit damit kommen werde, daß noch ein Band voll wird. Die neue Auflage hat mir sonst in ihrer äußern Schönheit sehr wohl gefallen; die Druckfehler sind auch erträglich, und ich kann sie beym dritten Theile **) anzeigen.

*) Ich fand den höchst interessanten Aufsatz: „Ein kleiner „Umstand thut oft vieles," der nachher in den Patriotischen Phantasieen, IVr Th. S. 68. abgedruckt worden, zufällig in Nr. 43. der Braunschweigschen Anzeigen von 1774, mit A. unterzeichnet. Dieser Aufsatz fiel mir so auf, daß ich mich in Braunschweig erkundigte, wer der ungenannte trefliche Kopf sey, der dieses Stück habe schreiben können? Da erfuhr ich denn, daß es aus den Osnabrückschen Anzeigen in die Mindenschen, und von da in die Braunschweigschen seinen Weg gefunden hatte; und da war leicht zu schließen, daß Möser der Verfasser sey. N.

**) Dieser ist leider nie erschienen. N.

32.

(Erhalten den 14. Mai 1781.)

Liebster Freund! Ich habe einen schlechten Winter gehabt und darüber außer meiner Amtsarbeit wenig beschicken können. Meine Freunde sagen, es sey Hypochondrie, und in dieser Voraussetzung bitte ich Sie, mir doch vor allen

> Recherches sur la cause des affections hypochondriaques — par *Claude Revillon* — à Maçon, 8 Bogen, 8. 1779.

oder die Uebersetzung davon, welche die Ettingersche Buchhandlung in ihrer Zeitung vom 10. Jan. 1781 versprochen hat, zu schicken. Die Hypochondristen wollen immer ihr Uebel geschwind los seyn, und übereilen sich insgemein.

33.

Osnabrück, den 8. Oktob. 1782.

Liebster Freund! Meine Gesundheit hat sich zwar nach gebrauchtem Meinberger Bade sehr gebessert, aber doch noch nicht so, daß ich neben meiner Berufsarbeit noch etwas nach meinem Wunsche vornehmen kann. Indeß hoffe ich, wird die Winterkälte mich noch einmal zum rüstigen Manne machen, damit ich ein und anderes und wenigstens einen Theil meiner Geschichte vollenden kann.

Den zweyten Theil von Ihren Tempelherren habe ich richtig erhalten, und sage Ihnen dafür den besten

besten Dank. Jedoch ärgert es mich, daß Sie Sich auf diese Art herumzanken müssen. Lieber hätte ich die darin enthaltenen Zusätze und Erläuterungen in einer andern Brühe genossen; indeß hätten Sie uns diese vielleicht gar nicht gegeben, wenn Herr H** nicht aufgetreten wäre.

Mehreres schreibe ich Ihnen heute nicht, da die Post abgeht, und ich zu lange gewartet habe. Leben Sie also wohl und melden mir, ob Sie noch Ihre Reisebeschreibung heraus geben wollen. Gewisse Anstalten und Institute großer Herren, wovon man auch sagen kann: Multum est humanis in rebus inane, sind doch immer besser, als Parforcejagden, und man schmeichelt einer solchen fürstlichen Marotte eher, als einer andern Mätresse. Vale iterum!

34.

Osnabrück, den 20. Febr. 1784.

Liebster Freund! Den hiebey gehenden Brief hätte ich Ihnen schon vor 6 Wochen schicken sollen. Aber wie es denn so geht, wenn man nicht recht wohl ist — keine Lust zu schreiben hat — sich freut sein Officium taliter qualiter thun zu können — so ein Brief bleibt wohl ein Weilchen aufm Tische liegen.

Nun will ich Ihnen noch sagen, daß ich den langen Winter so ziemlich überstanden, und alle Hofnung habe, in diesem Frühjahr zu einer neuen Gesundheit zu gelangen. Meine Nervenkoliken, die mich seit zwey Jahren wenig haben schlafen, denken und genießen lassen, fangen an sich zu verlieren; und wenn diese fort sind: so denke

ich noch etwas mehr, als mechanische Amtsarbeiten unternehmen zu können, und noch einen Theil zu den Patriotischen Phantasieen zu liefern. Aber die bösen Sammler raffen mir gleich alles weg, was ich in das hiesige Intelligenzblatt vor Jahren geschrieben habe, und fragen mich bloß, ob ich noch etwas hinzuzufügen oder zu verbessern habe; wo nicht: so würden sie drucken lassen, wie sie es hätten.

Ich hoffe, Sie befinden Sich wohl, und haben nun Ihre Reisen bald geendigt. Ich denke diesen Sommer pro roboranda sanitate auch eine zu unternehmen. Ob ich aber bis Berlin kommen werde, steht dahin.

Hrn. Mendelssohns Jerusalem habe ich schon zweymal gelesen, und ich wüßte nicht, daß mir kürzlich ein Werk so wohl gefallen hätte als dieses. Aber seine Buchstabenmenschen *) hat er mir aus der Seele gestohlen; ich hatte auch eine lange Betrachtung darüber entworfen, und dachte sie einst mitzutheilen. Nun fürchte ich kommt sie zu spät, und wie der Senf nach der Mahlzeit. Leben Sie wohl, und bleiben mein Freund!

35.

Osnabrück, den 2. April 1785.

Liebster Freund! Ueberbringer dieses, ein junger Maler, welcher auf die Akademie nach Dresden geht, wird Ihnen, wenn Sie ihn sprechen, sagen können, daß ich mich jetzt mit jedem Tage bessere, und mit diesem Frühjahre meine

*) Man s. die schöne Stelle in dem Jerusalem, S. 61 bis 63. N.

meine völlige Gesundheit wieder zu erhalten hoffe. Aber Ihr Rath den Sie mir einst gaben, die Theile des Unterleibes alle Morgen kalt zu waschen, taugt den T... nicht. Ich hatte dieses, zu der Zeit, wie Sie mir den Rath ertheilten, bereits zwölf Jahr gethan, und mich dem Anschein nach frisch und munter dabey befunden. Denn ich schrieb ihm die schöne Erfrischung, und was ich neben her fühlte, andern Umständen zu. Allein zuletzt setzte ich ein Mißtrauen in das Kaltbaden, unterließ es, und habe nun drey Jahre zugebracht, um die Verengung und Versteifung der Gefäße des Unterleibes, welche das kalte Baden mit der Zeit gewirkt hatte, wiederum zu heben. Dabey könnte ich Ihnen jetzt unzählige Beyspiele, von solchen, die kalt gebadet und sich dadurch um ihre Gesundheit gebracht haben, anführen, wenn es zu Ihrer Ueberzeugung nöthig seyn sollte. Selbst der *** nebst zweyen seiner Brüder sind dadurch unglücklich gemacht worden, da die andern Kinder, welche nicht kalt gebadet haben, so munter sind wie die Lerchen. Ich schreibe dieses, um Sie Selbst davor zu warnen, wenn Sie Sich auch dieser heroischen Kurart bedient haben, und unbehaglich befinden. Es ist wahrlich eine Anglomanie, wenn wir deutschen Kartoffelfresser den Fleischfressenden und mit starken Getränken genährten Engländern hierin nachahmen; und selbst dem Engländer, der sich den Kopf alle Morgen badet, bleibt der kleinste Schnupfen auf der Brust haften, weil er nicht über den Kopf zur Nase kommen kann, indem die Haut auf dem Kopfe durch das kalte Wasser zu sehr abgehärtet ist. — Doch es ist Niemand geschwätziger, als ein Rekonvalescent. —

Leben Sie wohl, liebster Freund, und lassen Sie mich wissen, daß Sie Sich wohl befinden.

36.

36.

Osnabrück, den 17. Dec. 1785.

Liebster Freund! Das Stück Nr. 49 *) ist völlig so geblieben, wie ich es 1746 entworfen, und mit dem Ministerialbefehle: „mich künftig dergleichen gefährlicher Schilderungen zu enthalten,“ zurück erhalten habe **). Sie werden Sich davon leicht überzeugen, wenn Sie die Compagnons dazu, in dem Versuche einiger Gemälde von den Sitten unserer Zeit nachschlagen. Ihnen ist es vermuthlich aufgefallen, weil man zu der Zeit in Deutschland noch wenig so schrieb. Allein ich hatte meine ersten Schulübungen nach Marivaux gemacht, meinen St. Evremont mehr als zehnmal durchgelesen, und nach französischen Mustern gearbeitet; das machte mich in der Moral zu fein und fast spitzfindig. Nachher studirte ich nach Voltairen, und gab in seiner Manier ein Schreiben über den Charakter Martin Luthers und seiner Reformation heraus. Allein ich merkte bald, daß seine Manier ihm allein wohl stand, und daß man seinen ganzen Geist haben müsse, um sich nach ihm zu bilden. Eine Zeitlang gefiel mir der Abbé Coyer; und zuletzt zog mich Rousseau ganz an sich.
Daher

*) Im IVten Bande der Phantasieen, S. 188. N.

**) Nehmlich dieser Aufsatz hatte in einem Wochenblatte: Versuch eines Gemäldes der Sitten unserer Zeit, welches M. im J. 1746 zu Hannover herausgab, gedruckt werden sollen. Man sieht, wie engherzig damals die Gesinnungen in Hannover waren, man sieht aber auch, welche Anlage zur treflichen Schreibart M. schon damals hatte. Dieser verbotene Aufsatz ist besser als einer der in dem Wochenblatte abgedruckten. N.

Daher kommt die Verschiedenheit meines Stils. Harlekin ist in dem gewöhnlichen Gerichtsstil geschrieben; und ein Franzose, der ihn in einem Brüsseler Journale übersetzt und den stile du barreau nicht verstanden, hat ein ganz possierliches Ding daraus gemacht. Bey dem allen bleibt Marivaux, ille meos habuit qui primus amores, mein alter Liebling, und ich schäme mich nicht, es zu bekennen, daß ich ihm vieles zu danken habe. Das allgemeine Urtheil, was man insgemein von ihm fället, trift seine Theaterstücke, aber nicht seine beiden Romane, die in meinen Schuljahren in aller Dilettanten Händen waren. Jedoch ist jetzt Rousseau der einzige unter den Franzosen, qui spectatorem oblectat. So viel hievon!

Den guten Rath, mich der Kämpfschen Klystiere zu bedienen, befolge ich insofern, daß ich mir Ruhe dadurch verschaffe, wenn ich zu lange schlaflos bin *). Aber einen anhaltenden Gebrauch habe ich noch nicht davon gemacht, weil ich mir immer noch schmeichle, durch Hülfe der Natur zu genesen. Das künftige Frühjahr soll hierüber entscheiden; indem sich meiner Meynung nach gegen diese Zeit jede Stockung in meinem Körper aufgelöset haben muß. Die Natur bedient sich hiezu, wie in allen Rheumatismen, des Weges der Abschwächung, und die Klystiere stärken.

Mein

*) Ich lasse dieß und was folget, abdrucken, damit man meines Freundes eigentlichen Begriff von seinen Leibesbeschwerden erkenne, weil davon auch schon etwas öffentlich erwähnt worden ist (Berlinische Monatsschrift 1794. S. 489.). Vielleicht hätte sein Leben verlängert werden können, wenn er auf diese sehr sinnreiche und vielleicht in gewisser Betrachtung nicht ganz unwahre Theorie, nur nicht allzuviel gegeben hätte. Man sehe auch den Brief Nr. 38, dessen scherzhafte Dreistigkeit wohl kein Leser verkennen wird. N.

Mein Uebel besteht bloß in einer Straffheit der Nerven, welche ich mir durch kaltes Baden zugezogen habe; die sich in den äußerlichen Theilen schon ganz verloren hat, und sich hoffentlich eben so nach und nach in den innerlichen verlieren wird. In dieser Absicht lasse ich alle Krämpfe ausdauern, und sehe solche als wohlthätige Bemühungen der Natur an, die zu dem großen Zwecke der Befreyung arbeiten.

Daß Sie künftiges Jahr nicht nach Pyrmont kommen wollen, hätten Sie nicht nöthig gehabt, so früh zu sagen; so hätte ich doch wenigstens die Hoffnung noch eine Zeitlang behalten.

* * *

Unter Mösers Nachlasse fand sich über die Hypothese, wodurch er seine Unpäßlichkeit zu erklären suchte, folgendes. Er hatte es vermuthlich zum Behufe einer eigenen Lebensbeschreibung aufgesetzt, in welcher er von sich in der dritten Person reden wollte.

„In seinem 50sten Jahre wählte er sich ein ganz „neues System zur Erhaltung seiner Gesundheit, wel„ches vielleicht einige Nachahmung verdient. Er war „von Jugend auf ein frischer, starker und gesunder Mann. „Allein in seinem 30sten Jahre um Mitternacht, als er „im eifrigsten Schreiben war, dünkte es ihn, daß sich „auf einmal eine Menge von Blähungen, besonders im „Rücken und in der Brust, erhoben. Er wurde bald „hierauf von einem Blutspeyen übereilt, nachdem er drey „Glas Bleichert getrunken; und befand sich immer schwäch„licher. Jedoch erhielt er sich durch seine gute Diät, „durch Brusttränke, und eine dreyjährige Enthaltung

„von

„von Wein, Bier und allen hitzigen Sachen. Indeß „behielt er doch immer etwas von der Hypochondrie, ein „Drücken oberhalb des Magens, und ein anscheinendes „Fieber zu den Verdauungszeiten, welche des Nachts „mit einem kalten Schweiße und einer anhaltenden „Schlaflosigkeit nach Mitternacht begleitet wurden. Dies „währte unter allerhand Abwechselungen an zwanzig Jahre „fort. Er trank jährlich den Pyrmonter, auch wohl den „Selterser Brunnen, brauchte viel China und Rhabar„ber, aber alles ohne dauerhafte Wirkung.“

„Endlich machte er folgenden Schluß: Die ver„meyntlichen Fieber sind wohlthätige Bewegungen der „Natur, wodurch sie sich desjenigen bey sitzenden Ge„lehrten zu entledigen denkt, was arbeitende Leute durch „den Schweiß verlieren; und der nächtliche Schweiß ist „ein Zeichen, daß die Haut bey Tage wenig ausdünstet, „und nur alsdann etwas durchläßt, wann ihr Netz durch „einen kurzen Schlaf erschlaffet worden.“

„Anstatt also diese wohlthätigen Bewegungen oder „die sogenannten Echauffemens durch kühlende Mittel „zu unterdrücken, will ich sie vielmehr befördern; aber „ich muß alle Verstopfungen der Haut und der innern „Theile heben. — Daher brauchte er erst im Frühjahr „eine Dose von Löffelblatt, welche ihm die Lunge merk„lich befreyte; zugleich rieb er sich mit einer Bürste von „Ziegenhaar alle Morgen den ganzen Körper, und trug „des Tages ein Hemd von Flanel.“

„Jetzt fühlte er, daß alle Eschoffemens wohlthätig „wurden; er vermehrte dreist die Bewegungen, die ihm „vorher, da die Lunge verschleimt, und die Haut zu fest „war, beschwerlich und schädlich gewesen wären; und „wie er sich so fühlte, aß und trank er etwas mehr als

„er

„er vorher gethan. Merkte er eine Verstopfung: so ge„noß er des Mittags eine Bouteille guten Tokaier, oder „eine Bouteille recht alten Rheinwein, und diese stärkte „den Magen so, daß des andern Morgens die Versto„pfung aufhörte. Die laxirenden und purgirenden Mit„tel hielt er bey gesundem Körper für schädlich; und „glaubte, daß eine Verstopfung von der Ohnmacht des „Magens und des Eingeweides herrührte.“

„Bey dieser Diät, wobey er zugleich das Aderlas„sen ganz unterließ, stärkte sich sein Körper zusehends. „Dabey befliß er sich eines beständig guten Humors, „sang des Morgens, wann er aufstand, veränderte „Wäsche und Kleidung, wenn . . .“

Hier ist der Aufsatz abgebrochen.

37.

Osnabrück, den 22. März 1786.

Theuerster Freund! Endlich und nach einem langen und beschwerlichen Krankenzimmerleben, bin ich wieder an die freye Luft gekommen. Aber noch bin ich nicht im Stande, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn alles zu sagen, was ich Gutes und Dankbares für Sie empfinde *). Auch kann ich Ihnen auf Ihre Reisebeschreibung von Pyrmont **), die ich mit so vielem Vergnügen gelesen, nicht in

*) Wir hatten mit Mösern und seiner vortreflichen Tochter im Sommer 1785 die Kurzeit in Pyrmont auf eine höchst angenehme Art verbracht. N.

**) Dieß bezieht sich auf einen Brief von mir, der unsere Rückreise schilderte. N.

in dem Geiste antworten, womit ich es zur andern Zeit thun werde. Sie haben ohnehin auf Ihrer silbernen Hochzeit *) so vielen Witz zu genießen gehabt, daß Ihnen eben nicht neu danach seyn wird. Also nun zur Hauptsache. Ich habe zu dem vierten Bande meiner Phantasieen, was ich hatte und bekommen konnte, gesammelt; und gedenke Ihnen etwa 14 Tage nach Ostern den ganzen Vorrath zuzuschicken. Dieses wird dann auch das letzte seyn, was das Publikum in dieser Art von mir zu gewarten hat. Denn ich denke meine noch übrige Zeit bloß der vaterländischen Geschichte zu widmen, die mir immer am Herzen liegt, und jetzt die Stelle der Andacht bey mir vertritt, wozu die Damen ihre Zuflucht nehmen sollen, wenn sie nicht mehr kokettiren können.

Der Brief von meiner Tochter hat schon 6 Wochen bey mir gelegen. Vale qui valere dignus es! Dabam Osnab. XI. Cal. Aprilis MDCCLXXXVI.

*) Am 12. Dec. 1785. Eine Gesellschaft auserlesener Freunde hatte diesen Tag mit einem Feste gefeyert, dessen ich mich noch mit Rührung erinnere. Es wurden von mehrern treflichen Köpfen sehr schöne kleine Gedichte und Aufsätze bey dieser Gelegenheit gedruckt. N.

38.

Osnabrück, den 23. May 1787.

Liebster Freund! Wenn ich keine Minute von Ihrer angenehmen Gesellschaft zu Pyrmont verlieren soll *): so müssen Sie den 30. Jun. Abends um 10 Uhr bey der mittelsten Treppe vor dem Niemeyerschen Hause seyn; und dann fliege ich in Ihre Arme. Da ich weder den Brunnen zu trinken, noch das Bad zu gebrauchen denke; sondern bloß darauf ausgehe gute Freunde zu sehen; so können Sie sicher darauf rechnen, daß ich ganz für Sie da seyn werde. Mit meiner Gesundheit hat es sich dieses Jahr mächtig geändert, und ich denke in meinem hundertsten Jahre noch ein Buch darüber zu schreiben, daß die Krämpfe wohlthätige Bemühungen der Natur sind, um eine Stockung in den Nerven zu heben, daß man ihre Reizbarkeit und Empfindlichkeit weder durch kalte Bäder unterdrücken, noch durch Klystiere von ihrer Arbeit abziehen müsse, und daß Schlaflosigkeit und Schmerzen die natürlichen Begleiter jener großen Operation sind, die man ausdauern muß, um völlig zu genesen. Dabey werde ich eine Hypothese auskramen, die eine ganze Revolution in der Medizin veranlassen soll, und die darin besteht, daß eben eine solche Bewegung, wie der motus peristalticus in den Eingeweiden ist, in dem ganzen Nervensystem herrsche, gegen jede Stockung in demselben mit immer stärkern Kräften angehe, den verstockten

*) Ich pflegte seit 1785 meinem Freunde jährlich bey Zeiten zu melden, zu welcher Zeit ich nach Pyrmont kommen könnte, und zu fragen, ob und wann er käme, um mich so einzurichten, daß ich so wenig als möglich von seinem Umgange verlöre. N.

stockten Ort endlich zum Krampfen zwinge, und dadurch die Auflösung des Knotens bewirke. Dieses ist, nach meiner Erfahrung, so gewiß, als ungewiß es ist, ob ich jemals einen Arzt davon überzeugen werde. Aber daran werde ich mich nicht stoßen; genug, daß ich im hundertsten Jahre schreibe, und das Privilegium zu radotiren habe. Das beste bey dem allen ist, daß ich mich wirklich sehr gebessert habe; die Hypothese mag nun richtig seyn oder nicht.

Ein herzliches Lebewohl, bis wir uns in Pyrmont sehen!

39.

Osnabrück, den 6. Jun. 1787.

Liebster Freund! Der Tod meiner lieben Frau, welcher mich nach einem 41jährigen Ehestande betroffen hat, sollte mich beynahe abhalten, eine Reise nach Pyrmont vorzunehmen. Indeß, da alle meine Freunde wollen, daß ich das Trauerhaus verlassen soll: so will ich mich nicht widersetzen. Aber in Ansehung der Zeit sehe ich keine Aenderung zu machen *), weil gerade am 20. Jul. unser Bischof, der Herzog von York, zu uns kommt, und ich noch zur Zeit nicht sehe, daß ich alsdann werde abwesend seyn können. — —

*) Ich hatte ihn gebeten, wo möglich, 8 Tage später zu kommen. N.

Sehen Sie indessen zu, ob Sie nicht ein Paar Tage auf künftige Rechnung anticipiren können. Ich werde einen jeden derselben als mir geschenkt annehmen.

40.

Osnabrück, den 17. April 1789.

Edler Herr und Freund! Am 4. Juli Abends um Glock 9 werde ich g. G. in Pyrmont seyn; und das Vergnügen, Sie dort zu sehen, wird auf meine Gesundheit besser wirken, als Bad und Brunnen, deren ich keins gebrauche. Da wir auch alsdann Zeit genug haben werden, mit einander zu plaudern: so sage ich Ihnen heute auch weiter nichts, als ἔῤῥωσο! zu deutsch Vale!

41.

Osnabrück, den 2. May 1789.

Liebster Freund! Wenn ich auf das Vergnügen rechnen kann, Sie in Pyrmont zu sehen: so werde ich allen Bedacht darauf nehmen, an 4 Wochen dort zu bleiben. Aber eilen Sie Sich auch, um unser Vergnügen zu verlängern.

Ich habe vor einiger Zeit die Histoire secrete de la Cour de Berlin gelesen. Der gute Mirabeau ist so sehr in seinen eigenen Verstand, seine Einsicht, seine Feinheit, seine Schlauigkeit und seine Espionage verliebt, daß er nicht gesehen hat, wie ihn der Deutsche unter einer phlegmatischen Mine eben so gut zum Besten gehabt haben kann, als er Andere zu hinterschleichen gewußt oder gemeynt hat. Bey dem allen ist es doch auch eine entsetzliche Etourderie, die alle Herzen der Deutschen gegen seine Landsleute verschließen wird, eine solche Charakteristik ins Publikum zu schicken, und die Verläumdung der Großfürstinn von R. von einer Art, die ihm billig eine Züchtigung zuziehen sollte. Plura coram. Vale amicorum optime!

42.

Osnabrück, den 23. März 1791.

Liebster Freund! Ich denke Sie leben noch, ob Sie gleich seit einiger Zeit wenig von Sich hören lassen. Was mich anbelangen thut: so denke ich dieses Jahr am 1. Juli in Pyrmont zu seyn, nicht um das Wasser zu gebrauchen,

sondern meine guten Freunde zu sehen und einen Abend mit ihnen vergnügt zuzubringen. Ob Sie auch dahin kommen werden, ist heute meine Frage, und mein Wunsch daß Sie diese mit einem vernehmlichen Ja! beantworten mögen.

Der Frau Gemahlinn bitte ich mich bestens zu empfehlen, und was ich Ihnen sonst noch zu sagen hätte, von mir in Pyrmont anzuhören.

43.

Osnabrück, den 6. April 1792.

— Mein Amtsjubiläum ist, wie Sie in der Berlinischen Monatsschrift gelesen haben, sehr feyerlich begangen worden; und ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich in den funfzig Jahren vieles erfreuet, wenig betrübt und nichts gekränkt habe, ungeachtet ich in sehr besondern Verhältnissen stehe, indem ich Herrn und Ständen zugleich diene, für diese die Beschwerden und für Jenen die darauf zu ertheilenden Resolutionen angebe, et sic vice versa. Aber was kann man nicht, wenn man ein langjähriges Vertrauen für sich hat? Am Ende ist doch für Kläger und Beklagte der liebe Friede das beste, und zu diesem Zwecke kann man wohl mehrern Herren zugleich dienen.

Nach Pyrmont denke ich dieses Jahr am letzten Junius abzugehen und mich drey Wochen dort aufzuhalten. Da mein ganzer Zweck bey dieser Reise darin besteht, noch

einmal

einmal in meinem Leben einen alten Freund wieder zu sehen und, wenns Gott gefällt, mir auch wohl noch einen neuen zu erwerben: so würde es mir eine wahre Freude seyn, Sie dort zu treffen; und da ich mich dort so ganz ungesucht und unvermißt denke, nur für Sie und den Tag zu leben. Für allen hohen Genuß bin ich nicht mehr, und ziehe, wie billig, die Freundschaft der Liebe vor. Meine Tochter wird mich begleiten. Sie empfiehlt sich Ihrer Freundschaft ganz gewiß, ob ich sie gleich nicht darum gefragt habe, weil sie seit acht Tagen auf dem Lande bey der Frau von Mönster die Nachtigallen erwartet.

Ich bleibe damit hasta la muerte

der Ihrige.

44.

Osnabrück, den 29. Dec. 1792.

Liebster Freund! Um Verzeihung, daß ich Ihren Brief nicht sogleich beantwortet habe. Da ich voraussah, daß ich mit dem fünften Bande der Patriotischen Phantasieen in diesem Jahre nicht fertig werden konnte: so kam ich erst aufs Verschieben, und hernach gehts denn so, wie es wohl zu gehen pflegt. Die Stücke in der Berlinischen Monatsschrift reichen bey weitem noch zu einem Bande nicht zu; und dann habe ich in dem Systeme, das ich darin wegen der Landaktien angelegt habe, noch eine und andere Ausfüllung zu machen, welche zur Kette der obigen gehört: wie ich denn noch heute an Herrn Biester einen kleinen Aufsatz schicke, der meiner Behauptung zu Statten

 kommt.

kommt. — Aus dem mir zugesandten Wochenblatte *) wird wenig zu gebrauchen seyn. Es ist zu viel gesuchter und verschwendeter Witz darin, und manches was damals noch glänzte, ist jetzt aus der Mode.

Da meine Gesundheit sich zu bessern anfängt, so rechne ich noch etwas auf die Zukunft. Der Himmel erhalte Sie, liebster Freund, auf gleiche Weise, und gönne mir auch dieses Jahr das Vergnügen, Sie in Pyrmont zu umarmen. Dieses ist mein Neujahrswunsch.

Was quälen uns die Emigrirten! Die armen unglücklichen Leute!

*) Möser besaß selbst kein Exemplar des (bey dem 36sten Briefe gedachten) von ihm herausgegebenen Wochenblatts. Ich fand eines zufällig, und schickte es ihm. N.

II.

Briefe an Herrn Kanonikus Gleim.

I.

Osnabrück, den 24. Juli 1756.

Ew. — danke ich nochmals gehorsamst für die mir jüngst nach Blankenburg mitgetheilte Nachricht; und obschon ein Advokat wie ich, wissen muß daß Sachen von verschiedener Art nicht mit einander vergütet werden können: so wage ich es doch Ihnen dagegen einen Auszug aus dem Heldengedichte mitzutheilen, wovon ich die Ehre gehabt habe mit Ihnen in Halberstadt neulich zu sprechen. Ew. sehen daraus, daß ich einmal in meinen muthigen Jahren den Vorsatz gehabt habe, diesen Dichter herauszugeben, und meine Absicht erstreckte sich auf nichts weiter, als auf eine allgemeine Ausgabe aller deutschen Poeten, welche bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts geschrieben haben. Der Herr Geheime Rath von Schwichelt hatte mir bereits die Erlaubniß, sämmtliche Stadensche Handschriften, welche den Otfried betreffen, und auf der Hannöverischen Bibliothek in 12 Bänden vorhanden sind, zu gebrauchen verschaffet. Durch Herrn Abt Jerusalem standen mir die Wolfenbüttelschen Handschriften zu Dienste. Herr Rath Arkenholz wollte mir von der Casselschen Bibliothek das dort befindliche schöne Stück mittheilen. Von Leipzig hätte ich vielleicht durch gute Freunde das dortige auch erhalten. Allein nach einem Ueberschlag meiner Zeit und Kräfte, verzweifelte ich an der Ausführung; und seitdem ich mich in Zeit von

N 5 zehn

zehn Jahren an unseligen Prozessen mürbe und hypochondrisch geschrieben, so ist diese jugendliche Hitze verschwunden: obschon ich mir eben itzt, da ich die schweresten Jahre überstanden, einige Muße wieder verschaffet habe.

Sie müssen Sich aber durch den hiebeygehenden Subscriptionsplan keine gar zu große Vorstellung von dem Herrn Reinbott von Doren machen. Er steht mit den Schwäbischen Minnesingern ungefähr in dem Verhältniß, worin Gottsched und Haller stehen. Des Reinbott Heldengedicht auf den Ritter Georg ist eine gereimte Legende, statt daß die Minnesinger eine Art der Vollkommenheit und Reife erreicht haben, welche noch itzt von den großen Kennern bewundert werden muß.

Was ich von den Minnesingern in Manuscript besitze, sind vier Bogen auf Pergamen in Quart geschrieben; und Ueberbleibsel einer großen Sammlung, welche verloren gegangen. Der Graf Tessin fand zu Stockholm in dem königl. Pferdestalle die vortreflichen Gemälde wieder, welche seine Landsleute ehemals in Deutschland erbeutet hatten. Auf gleiche Art habe ich die wenigen schönen Lieder wieder angetroffen welche ich besitze; nur mit dem Unterschiede, daß jene zu Vorhängen, diese aber zu Umschlägen um einige Pachtrechnungen aus dem 16ten Jahrhundert mißbrauchet waren. Es ist würklich ein Schimpf für uns Deutsche, daß nicht diese sämmtlichen Ueberbleibsel der wahren unverfälschten und gleichwohl zierlichen alten deutschen Sprache, auf eine anständige und prächtige Art im Druck erscheinen. Sie verdienten es besser als Picards und Coypels Figuren zum Don Quichote. In England that sich einmal eine Gesellschaft zusammen, welche alle würdigen Werke, wozu sich keine Verleger finden wollten, auf ihre Kosten drucken zu lassen,

sen, sich vereinigte. Ob nun schon eine solche Gesellschaft, wenn sie auch aus lauter Carterets bestünde, wegen der damit verknüpften Schwierigkeiten, welche die Herren Buchhändler dagegen machen würden, sich nur in Weitläuftigkeit und Schaden stürzen würde; so glaube ich doch, wenn in unterschiednen Gegenden Deutschlands einige Freunde sich der Sache annähmen, daß eine hinlängliche Subscription zu Stande zu bringen wäre. Nur müßte dafür gesorgt werden, daß dies Werk durch die Pracht sowohl als durch seinen Nutzen gefiele, weil erstere mehr Liebhaber unter den Büchersammlern findet. Hätten die Minnesinger es dahin gebracht, daß sie unter den Heiligen im Calender, oder auch nur unter den Doctoribus communibus in glossa ständen; so wollte ich hier gewiß einen guten Theil davon absetzen. Goldast, der geschworne Liebhaber dieser Lieder, wußte die Kunst, sie in den wichtigsten Sachen anzuführen. Man findet sie fast so häufig in seiner Replicatione pro sacra Caesarea Majestate illustrissimique Imperii ordinibus adversus Gretserum, als in seinen Noten zu König Tyrols und der Winsbecker Gedichten; welche wohl verdienten, von seinen übrigen Paraeneticis abgesondert und von neuem aufgelegt zu werden, da man sie in den großen Büchersälen nur selten findet, und ich sie mir aus der Hannöverischen Bibliothek habe abschreiben lassen müssen.

Um aber wieder auf meine Stücke zu kommen; so muß ich doch wohl mit einer Probe die Gewähr leisten, daß sie von der besten Art sind. Ich nehme sogleich die erste Strophe, welche mir aufstößt:

Eyn Mündel rot myr lachte durch mynes Hertzen Grund
Des ist nicht lang. Wol myr Wol myr der Leben Stunt
Das ich den tsucker süçen robyn roten munt
By Lilienwitzen Wenghilyn sach Wol myr der Oughenblicke

Wol

Wol myr der Mund ſteyt unvorkuſt gar roſen-rot
De myr ſyn lachen alſo minniglichen bot
Wen ich en ſeh, ſo han ich nenerhande not
Wol myr der Stunt, ſyn minnichlich koſen vrouwet mich dicke
Er ſteyt noch roter wenn de rote roſen
De keygenſt dem Towe des Morgens vro uflöſen ſich
So weis ich wol, das ny munt wart ſo minnichlich
Alſam de munt de alſo dicke vrouwet mich
So nem ich vor ein keyſer-rich yr minnichliches koſen.

Die Stücke ſind überhaupt von Reimarn, Walthern, von Niphen, Kaiſer Heinrichen; und bisweilen ſteht nur darüber et alia. — Eins, welches gleichfalls recht ſchön iſt, fängt ſich an:

Dorch dünſter vinſter Nebels dicken Blicken ſieht men grauven tag.

Iſt das nicht der Anfang von Addiſons Cato? — Wenn ich wüßte, daß dieſe wenigen Stücke in der Maneſſiſchen Sammlung nicht wären, und dieſe ganz herauskommen ſollte, ſo will ich ſie gern im Original mittheilen: denn abſchreiben laſſen kann ich ſie nicht; und ſelbſt es zu thun, iſt nicht für meine Augen.

Noch habe ich auf einem geretteten Umſchlag 500 Verſe, die den Schluß eines großen Gedichts ausmachen. Ich kann aber ſo bald nicht rathen, was eigentlich der Inhalt ſey. Der Schluß iſt:

Ever Tughent iſt worden an uns ſchin
Von miner Vrouwen der Keiſerin
Der Trouwe an uns iſt wol betaghet
Ob ſe wol Sippe jegen uns jaghet
De hat ir Tugent ſo irzeiget
Das is jegen mir nun truwe neiget
Ob uwer werde gheroucher der
So gie de Koniginne her
Mit der Burggravin is ſam
Do der Markis orloph nam.

Es

Es ist die Beschreibung einer hochzeitlichen Feyer; und Kyburgh scheint der Name der Braut gewesen zu seyn. Wenn es nicht zu sehr wider die damalige Art zu reden gewesen wäre, das Haus statt des Herrn zu nennen, wie man itzt thut, und Brandenburg, Autriche, für die Herrn dieser Länder nimmt: so würde ich die Erbtochter des Grafen von Kyburg, oder den Grafen von Kyburg, Namens Hartmann den ältern, welcher eine Gräfinn von Savoy heyrathete, daraus machen. Allein dem sey wie ihm wolle: so will ich lieber aus der Mitte, wo die Braut, meiner Muthmaßung nach, Kleider von Asbest austheilet, noch eine Stelle hersetzen, worin einige Namen vorkommen:

Ein Vur so wart bereitè
Da in mon de Pellet leite
So worden se nuwe alsam e
Daran so was nieht schaden me
Wann das der negende Vader brann
So bereit man se vor nuwe san
Als hervor bereit wart.
Der gab se zwene Irmesehart
Zweene der süsen von Pavey
Und van Gerunde der Sazen by
Von Tynal und von Kanit
Da sas de Gravinne mit
Von Leomunt und vor Kanar
Und Graven Saviels de clar
Vrien und Gravinnen vil
Der ich nu nieht nennen wil
De sint vor alle genännt
Den wart von Kyburghe Lant
Vingerlin und Gurtel riche
Das teilte se in aller geliche
Ir tugend sich da nieht leidet
Da nu Kyburgh wart gecleidet
Mit zween Konigen sie gie
Da se der Keyser hoch entphie
Das er durch liebe nieht er lie.

Der

Der Verfasser gehört nicht zu den Minnesingern; allein vielleicht machte der Inhalt noch Manchen aufmerksam. Ich habe Stumpfens Schweizer Chronik durchgeblättert, finde aber im Register keinen einzigen von allen Namen, die hier vorkommen. Und mehrere nachzuschlagen, habe ich die Zeit nicht, da ich aufs Land will, den Brunnen zu trinken.

Ew. — Romanzen habe ich in Noten setzen lassen, wie der Anschluß weiset; und ich kann auf meine Ehre versichern, daß zwey Doctores und Professores Theologiä, nehmlich mein Schwager, der Doctor Schwarz zu Rinteln, und der von Cassel dorthin berufene Herr Doctor Plitt solche mit einem Glase Wein und einem Stock in der Hand abgesungen, und dabey auf einer Landcharte von Ungarn die Geschichte der Fräulein Marianne nachgewiesen haben. Gestern ist sie in meinem Hause, in Gegenwart der Gräfin von Schlippenbach und einer hübschen Fräulein gleichfalls recht erbärmlich abgesungen; und hat die eine Frölen, ein allerliebstes Kind, mit dem Fächer auf die Bilder, so im Clavier angeklebet waren, recht jämmerlich gewiesen:

„Was soll mir der?"

Nun empfehle ich mich, bis ich die Holzschnitte dazu werde übersenden können, und verharre mit vollkommenster Hochachtung —

N. S. Pardon pour mon Grifonnage! — Ma femme dit que j'ai fait des hieroglyphes, et vous souhaite mille maux pour avoir dit!
die Eh ist für uns arme Sünder.
Ceci vaut un compliment d'elle; il est de sa façon.

2.

Osnabrück, den 26. Febr. 1757.

Ewr. — geehrteste beide Zuschriften laufen so eben bey Abgang der Post ein; und weil mir nicht viel Zeit mehr übrig ist, so will ich nur in Betreff des Anlehns gehorsamst erwiedern, daß dazu hieselbst keine Hofnung sey, indem fast alles Geld von hieraus ins Mindische und Ravenspergische zu dem von Sr. Königl. Majestät daher verlangtem Därlehn geschaffet worden; und wenn es nicht geschehen wäre, sicherlich nicht mehr geschehen würde, da es nachher erst bekannt geworden, daß Se. Königl. Majestät sich genöthiget sehen, Allerhöchstderoselben Westphälische Lande völlig Preis zu geben: so wie denn Wesel bereits würklich geräumet, und im Märkischen und Klevischen einem jeden das seinige zu flüchten von öffentlicher Canzel erlaubt wird. Bey welchen Umständen, und da bereits eine leichte Partey Franzosen würklich den Rhein passirt, die große Armee aber im Anzuge ist, und sich aller Wahrscheinlichkeit nach theilen wird, um eines Theils durch die Wetterau sich gegen Sachsen auf Erfurt zu wenden, und andern Theils die Westphälischen Lande mitzunehmen, und nachmals Halberstadt und Magdeburg in die Mitte zu fassen, Ew. leicht ermessen werden, daß ein Jeder anfange zu fürchten, und sein baares Geld zu verbergen, zumal da Hannover und dessen Alliirte ein ganz besonderes System fassen, und auf gewisse Weite Zuschauer abgeben werden. Se. Königl. Majestät handeln solchergestalt zwar am besten, wenn man dies Beste aus dem Allerhöchsten Gesichtspunct betrachtet; es ist aber ganz natürlich, daß bey der Lehre der besten Welt, auch derjenige sich beklage welcher durch den Trost: daß er ein Opfer für Alle sey; nur gar zu schwach beruhiget wird. Es ist dadurch, um wieder auf

das

das Darlehn zu kommen, aller Kredit gegen die Preußischen Lande hier so sehr gefallen, daß ich gar mit keinem Scheine der Hofnung auf das Darlehn rechnen kann.

Wegen des Anni gratiae stehe ich noch mit dem Herrn Domherrn von Busſche in Briefwechsel; ich habe ihm die Sache durch eine Speciem facti klar vor Augen geleget, und bin davon auf das vollkommenste überzeugt. Allein er will mich durch ein einzuhohlendes Responsum des Gegentheils belehren, und darauf haftet nunmehr die Sache.

3.

London, den 15. Dec. 1763.

Man hat mir auch gesagt, daß ich in London wäre; noch zur Zeit weiß ich aber nur, daß ich in der Fremde bin, so sehr wenige Zeit habe ich gehabt diese ungeheure Stadt kennen zu lernen. Gleichwohl kann ich Ihnen von ihrer Schaubühne etwas sagen. Denn diese habe ich des Abends nach wohlverrichteter Arbeit zu meiner Erholung besucht; und ihrer überhaupt nur zwey, als eine zu Coventgarden und die andre in Drury-lane, hier gefunden: welches mir für einen so großen Ort, worin itzt 1,300,000 Menschen angegeben werden, viel zu wenig scheinet. Doch muß ich dabey sagen, daß die Stadt London, welche in ihrem eigentlichen Bezirk gar keine Bühne hat, mehrmal die Erlaubniß dazu von dem Könige nachgesucht, solche aber nie hat erhalten können, weil man die Bühne nur zur Aufwiegelung des Pöbels gegen den Hof gebrauchen würde; eine Besorgniß, die sehr gegründet ist. Vielleicht aber wäre auch das daraus entstanden, was man zu Rom sah: daß nehmlich Privat-

Privatbürger, um sich Anhang zu erwerben, Schauspiele umsonst gegeben und sich darin einander zu übertreffen bemühet hätten. Die Oper, worin itzt die alte Mingotti ohne Zähne prima donna ist, rechne ich nicht mit. Ueberhaupt hat die Anlage beider Bühnen nichts Vorzügliches. Sie sind fast klein, und gar nicht prächtig. Wenn alle Plätze besetzt sind, kann jede des Abends 5 bis 600 Pfund eintragen. Im Durchschnitte bringet jede, denke ich, wöchentlich 12000 Thaler auf, und ein guter Actör bekommt von dem Principal 600 Pfund Sterl. des Jahrs.

Den Geschmack des großen Haufens kann ich nicht besser ausdrücken, als wenn ich sage, daß er für die Beggars opera *) sey. Dieses Stück, welches aus lauter schönen Lumpen zusammen geflickt ist, worüber man wechselsweise lachen und weinen kann, wird noch immer mit dem größten Beyfall gespielet. Die darin vorkommenden Arien, welche auf alte erborgte Melodieen, z. B. auf die französischen Cottillons und Le printems rappelle aux armes gesetzt sind, erwecken noch immer Vergnügen, und müssen bisweilen dreymal gesungen werden. So lange ich hier bin, habe ich noch nicht gesehen, daß ein einziges regelmäßiges Stück aufgeführt worden. Der Cothurn und der Sockus laufen beständig durch einander. Ein Nachspiel, worin die Wahl eines Lord Mayor vorgestellt wird, ist so platt wie es seyn kann, und wird doch mit dem größten Beyfall aufgenommen.

Mit ihrer tragischen Action bin ich gar nicht zufrieden. Die Prinzessinnen sind hübsche drollige Mädgen, und die Prinzen aus dem dritten Gliede. Meiner Forde-

*) Von Gay.

Forderung nach aber, sollten im Trauerspiele alle Personen von einer ausnehmenden Leibesgröße seyn; und ihre Zollmaaße so gut als ein Grenadier haben, um den Cothurn zu ersetzen. Die Europäische Kleidermode, wenn ich die spanische ausnehme, ist dabey den theatralischen Königen nicht günstig, und man erkennt in einem solchen Kleide immer den kleinen Actör. Ihre Action ist mehr pomphaft als stark; und man scheint die stille Größe in der Stellung, welche die Herzen der Menge zu einer ehrfurchtsvollen Aufmerksamkeit lenket, gar nicht zu kennen. Daher arbeiten die Prinzen und Prinzessinnen beständig mit ihren Händen, wie die Candidaten auf der Canzel, deklamiren und scandiren dabey, daß einem die Ohren weh thun. Kommt dann ein großer Affekt, ein Affekt des Zorns oder der Verzweiflung, so folgt ihm der Actör mit der größten Hitze; aber immer so, daß er den Esprit de la scene ausdrückt, und den Esprit de la piece dabey vergißt. Der Ausdruck ist schön, aber keinesweges nach dem allgemeinen Ton des Stücks erhöhet oder vertiefet. Wenn Gott der Vater in einer Rolle hier zürnen sollte, nicht anders als mit Donnern und Blitzen würde er hier vorgestellet werden.

Die komischen Vorstellungen sind besser, aber lange nicht, so wie ich sie vermuthete. Ihr einziger Vorzug besteht in einem lebhaftern und wirksamern Marsche. Ich glaube nicht, daß irgend eine Nation die Geschichte auf der Bühne besser zusammen drängen wird. Ihre Sprache ist sehr geschwind. Außerdem aber sind sie wie andere Leute. Einer der vornehmsten Actörs, welcher sehr gerühmt wird, und ihr Roscius und Baron gewesen seyn soll, Namens Garrick, ist itzt verreiset. Er hat aber seine Copey in einem mit Namen Foot hinterlassen. Mit dem Original kann ich ihn nicht vergleichen,

weil ich ersteres nicht gesehen. Wenn ich ihn aber mit sich selbst vergleiche, so ist er in dem einen Stück genau wie in dem andern, folglich kein Genie, sondern ein sorgfältiger ausgelernter Copist. Er ist zugleich der Verfasser einiger Stücke, die keinen sonderlichen Beyfall gefunden.

Seit einigen Abenden wird auf der Bühne in Coventgarden Artaxerxes, eine Oper aus dem Metastasio übersetzt, mit großem Beyfall aufgeführt. Es gefällt mir aber nicht recht, daß Schauspieler sich mit Opern abgeben. Der König und die königliche Familie erscheinen daselbst alle Donnerstage, und seine Taxe ist jedesmal 20 Pfund. Hier habe ich zuerst gelernt, wie unerträglich es sey, wenn in der Oper statt des Recitativs bloß gesprochen wird. Der Abfall ist abscheulich, und wenn ich zu richten hätte: so sollten bloß pantomimische Handlungen die Zwischenräume ausfüllen. — Das ist alles, was ich Ihnen von der hiesigen Bühne melden kann. Sie werden vielleicht aus der Hauptstadt Europens etwas bessers erwartet haben. Allein es ist in der That nicht anders. Harlekin in London ist wie Harlekin in Deutschland, und meine Erwartung, welche auch wohl zu groß war, ist bey der Bühne in keinem Stück befriedigt worden. Vielleicht gehe ich ein ander Mal die neuen Lust- und Nachspiele selbst durch. Vorläufig aber kann ich wohl sagen, daß Shakespear hier noch keinen Voltaire gefunden und daß ich noch keine Oefnungen für ein neues theatralisches Genie entdecket habe.

Herrn Klopstock bitte ich, nebst meiner zärtlichsten Empfehlung, zu sagen, daß sein Messias hier auch einen Uebersetzer gefunden. Wie man mir sagt: so soll der Mann das Deutsche nicht verstehen, sondern sich den Text erst durch einen andern ins Französische übertragen lassen.

sen. Das wäre wirklich abenteuerlich; ich fürchte recht, ihn völlig verstellt zu sehen. Ihren Preussen *) habe ich sogleich an seinem Ton erkannt. Er ist so stark in seiner eigenen Manier, daß ich gleich bey der ersten Zeile bey mir sagte: o das ist unser lieber Herr Gleim! — Von den hiesigen schönen Köpfen kenne ich noch keinen Einzigen. Alles, was ich schön gesehen habe, sind Mädchenköpfe gewesen.

Dem Herrn Domdechanten von Spiegel antworte ich heute noch nicht, weil ich erst noch zum Lord Grenville gehen und mit Herrn Westphal, den ich gestern verfehlt habe, sprechen will. Ich bitte, Ihm dieses, nebst der Versicherung meines unterthänigen Respects, gütigst zu vermelden. Herr Westphal geht nächstens von hier, nachdem er eine Pension von 200 Pfund erhalten hat.

Leben Sie ja wohl, und vergessen mich nicht. An den Herrn Präsidenten von Heiligenstädt und seine Frau Gemahlinn werden Sie hoffentlich meine beste Empfehlung gern übernehmen.

Herrn Klopstocks neue Trauerspiele erwarte ich mit Verlangen. Aber nicht hieher. Denn für des Herrn Domdechantens Brief habe ich 2 Pfund Sterl. geben müssen. Das bloße Couvert eines einfaches Briefes kostet 12 Groschen. Was an Herrn Botenmeister den Hannöverischen Residenten im Haag franco addressirt wird, erhalte ich umsonst. Es darf aber kein Packet seyn.

Des Herrn Domdechanten Rechnung soll ante terminum peremtorium gewiß übergeben werden. Das übrige beantworte ich nächstens.

*) Gedichte eines Preussischen Grenadiers.

III.

Briefwechsel mit Abbt.

I.

An den Verfasser des Harlekin im Namen einer kleinen Berlinischen Gesellschaft *).

Rinteln, im April 1761.

Da wir uns aus unsern Großvaterstühlen zwar sachte genug erhoben haben, um dem Harlekin, ungeachtet seines buntschäckichten Aufzuges, ein Paar Stunden zu schenken; da wir sogar trotz irgend einem Cardinale oder Wienerischen schönem Geiste mit ihm gelacht haben: so kann er immer auch eine halbe Stunde anwenden, um nicht nur diesen Brief, sondern auch unser gedrucktes

 Urtheil

*) Eine der berühmtesten kleinen Schriften von Möser ist sein „Harlekin" (Th. 1, S. 70 folgg.). Sie ward in den Literaturbriefen, Th. 12, S. 331 folgg. recensirt; und Abbt hatte den Einfall, ihm die Recension nebst nachstehendem Briefe zuzuschicken. Man s. Abbt's freundschaftl. Korrespondenz, S. 61. Der Brief steht zwar schon ebendas. S. 62 folgg., aber theils nicht vollständig, theils ist er zum Verständniß der Antwort nöthig, welche sich itzt gefunden hat. N.

Urtheil über ihn zu lesen. Es kann ihm nicht fremd seyn, scharf genug beurtheilt zu werden; da ein ganzes Parterre sich oft die Freyheit um einige Thaler erkauft, ihn auszuzischen, so oft er etwas versieht. Und wenn es uns erlaubt wäre, einen tiefern Blick in seine Familienumstände zu werfen: so wollten wir fast rathen, daß der empfindliche Unwille seines Vaters, den er selbst nach seiner rührenden Beschreibung hat empfinden müssen, aus einer solchen etwas harten Kritik des Parterre hergekommen seyn dürfte. Auch wir haben es uns angelegen seyn lassen, ihn wegen des Rückfalles zu seiner unnatürlichen Ernsthaftigkeit etwas zu züchtigen; und wenn er nicht mit Thränen in den Augen uns bittet zu lachen, so werden wir nicht lachen. Nicht daß wir zu der Sekte unsrer deutschen Gräbersänger gehörten. So ernsthaft sind wir nicht. Und eben deßwegen wollen wir nicht, daß alles um uns herum sogar bis auf den Harlekin ernsthaft werde.

Da wir überzeugt sind, daß es auch hinter uns noch ganz ansehnliche Klassen von Thoren gebe: so wünschen wir wenigstens, daß es sich Harlekin gefallen lasse, ein wenig näher zu uns sich zu gesellen, um uns unsere Zeit desto besser zu vertreiben; gesetzt auch, daß er seiner Klasse ein bischen abtrünnig würde. Wir versichern ihn übrigens, daß wir keine Deutsche, keine privilegirte, weder königliche noch herzogliche Gesellschaft ausmachen. Würklich denken wir darin zu gut von Harlekin, als daß wir ihn Quacksalbern zugesellen wollten.

Er darf also kein Diplom erwarten. Ja es kann seyn, daß er von nun an nichts weiter von uns vernimmt, außer daß wir ihm einige Groschenstücke zuwenden. Auch diese Anzeige würde er nicht erhalten haben, wenn nicht ein Glied dieser kleinen Gesellschaft nach Westphalen

wäre verschlagen worden. Man hat der Freude nicht widerstehen können, nachdem man auch in dieser Gegend ein Thier erblickt hat, das gleichen Laut giebt und gleiches Futter genießt.

Das Gedruckte darf nur an Mr. Schwarz unter der Addresse: für die Berliner, zurückgeschickt werden.

2.

Möser's Antwort.

Wenn Harlekin seine Maske ablegt, und sich in einem bürgerlichen Kleide zeigt: so ist er oft nur ein sehr gemeiner Mann, den man im Vorübergehen kaum bemerkt, außer wenn es ihm einmal einfällt, sich durch ein steifes Kompliment lächerlich zu machen. Ich befürchte, Sie meine Herren, werden eben diese Anmerkung machen, nachdem ich meine Maske weggeworfen, oder vielmehr mich von dem Schmutz gereiniget habe, womit mich nur der hämische Kupferstecher, der vermuthlich an seinen Hanswurst gedachte, besudelt hat *). Sie werden aber auch zur Strafe auf das Vergnügen noch einmal zu lachen, Verzicht thun müssen. Denn nunmehr bin ich nichts als ein dunkler Rechtsgelehrter, welcher beym Lauterbach sitzt, und oft vergeblich eine von seinen 24 Stunden zu verlieren wünscht. Das Urtheil, welches Sie über mich gefällt haben, kömmt in vielen Stükken mit demjenigen überein, was ich selbst von meiner

*) Dies geht auf die erste Auflage des Harlekins vom J. 1761. N.

Arbeit gedacht habe; und der Affe, welcher bey den Rüssen seine Rolle vergaß, ist wirklich nicht übel angebracht. Allein die ganze Schreibart, der ich mich bedienen zu müssen glaubte, war mir ungewohnt; und mehr als einmal bin ich in Versuchung gewesen, die ernsthafte zu wählen. Ein ganz fremder Umstand, nehmlich mein bisheriger Aufenthalt bey der Armee, hielt mich vornehmlich hievon zurück. Mit der traurigen Physionomie eines Landesdeputirten durfte ich nirgend erscheinen. Mit meiner lustigen Maske war ich hingegen überall willkommen, und oft habe ich mit blutendem Herzen und thränenden Augen den Herzog Ferdinand gebeten, nur einmal gnädig zu lachen. Zur Beruhigung meines Gewissens ließ er mir vor und nach eine halbe Million nach, und so wurden die Lichter einigermaßen bezahlt. Dieses gehört zur Geschichte des Harlekins, welcher bey der Armee geboren und erzogen worden.

In den Satz, daß das Lächerliche eine Größe ohne Stärke sey, bin ich noch zu sehr verliebt, um ihn sofort aufgeben zu können. Ich mögte ihn gern vertheidigen. Allein die Art der Vertheidigung dürfte viele Rückfälle haben; und so will ich es lieber nicht wagen.

Den christlichen Don Quichot habe ich wirklich im Sinne gehabt, und mich bey der Beurtheilung gewundert, wie ich dafür den englischen setzen können *).

Zu den Schwierigkeiten, welche sich der Aufnahme des deutschen komischen Theaters entgegenstellen, rechne ich auch besonders mit, den Mangel einer allgemeinen Haupt-

*) Es scheint bloß ein Schreib- oder Druckfehler gewesen zu seyn. Die Stelle steht itzt richtig, Th. 1, S. 78, zweyte Note. N.

Hauptstadt dieses Reichs. In einer solchen Hauptstadt lassen sich mit der Zeit viele idealische Charaktere personificiren, und dem ganzen Reiche zur Intuition bringen; wie mir Herr Lessing, welcher zuerst den wahren Vortheil den die bestimmten Charaktere der Thiere in der Fabel verschaffen, bemerkt hat, bezeugen wird. Harlekin ist wirklich ein solches Thier in der Fabel; und eben das sind die meisten Charaktere, deren sich die Verfasser dieser Art von komischen Stücken bedienen. Der gemeine Mann kennt sie wie den Fuchs und den Löwen. Und vielleicht kennen Sie, mein Herr, Tyburn und la Greve, ohne den Platz nennen zu können, wo in Berlin oder Wien die Diebe gehangen werden. Kaum hat sich der eine oder andere von unsern Dichtern so elend berühmt gemacht, daß man ihn zum Thiere in der Fabel gebrauchen kann. Grubstreet, und tausend Benennungen dieser Art, sind aus den beiden wahren Hauptstädten Europens überall verbreitet. — —

3.

Osnabrück, 1763.

Ich denke, es geht Ihnen nunmehr so wie mir. So bald bin ich nicht einen Daumen breit hinterm Thor: so bin ich über alle Sorgen recht sehr weit erhaben, und voll süßer Träume. Schade nur daß wir nicht ein Weilchen zusammen gereiset sind. Vielleicht hätten Sie die Anmerkung von der frühen Verrückung eines gewissen Kopfes, wovon ich Ihnen einmal sagte, gegründet gefunden. Hätten Sie seines Bruders Sohn, vor und nach einer schweren Krankheit gekannt, so würden Sie wirk-

lich über die Verwandlung als ein ganz seltsames Phänomenon erstaunen.

Vielleicht hätten wir uns von den Vorfällen, welche uns zu Hause drückten, in etwas erhohlet, und Athem aus freyer Luft geschöpfet. Mich schlugen damals viele Dinge nieder; und ich war nicht daheim. Sie durften Sich auch kaum fühlen; und so vergingen gute Tage und Stunden, welche minder trösteten als sie Anfangs versprachen. Der gute Herr Superintendent ist mir noch immer eine sehr merkwürdige Erscheinung, seitdem ich seines Bruders Sohn vor und nach einer Krankheit gekannt habe. Dieser war wirklich ein ganzes halbes Jahr verrückt; und die Verrückung bildete sich zu einem ganz neuen Charakter aus, so daß der junge Mensch vom Weißen zum Schwarzen überging. Aus vielen jugendlichen Handlungen des ältern schließe ich auf eine gleiche Crisin; und die Sache verdiente wirklich eine ernsthafte Betrachtung. Die Geschichte unserer Seelen hätte vielleicht aus einem Tollhause ansehnliche Beyträge zu erwarten. Und wer weiß, ob wir nicht auf Mittel kämen, dumme Jungen rasend, und aus Rasenden Virtuosen zu machen? Doch wir wollen es bleiben lassen. Die Leute bekommen ihre Rückfälle; das wissen Sie.

Wenn Sie nun nach Frankfurt kommen: so werden Sie den Herrn Superintendent Plitt sprechen; und dann bitte ich um meine gar schöne Empfehlung. Ich verehre in ihm einen Mann von einem recht guten Temperament. Sie werden ihn vergnügt finden; darauf wette ich. Und was will man mehr? In Genf werden Emil und Sophie *) nun wohl ein halbes Dutzend Kinder mit einander haben, denn sie schienen beide von guter Art

*) Rousseau's Emile. N.

Art zu seyn. Sollten Sie das Glück haben, das Paar zu sehen, so erkundigen Sie Sich vor allem, ob ... —

Wenn Sie nun nach der Schweiz kommen: so bringen Sie mir doch so etwas mit; einige Ueberbleibsel von der Sündfluth, oder sonst ein Stück von den berühmten Alpen, woraus so viel Wesens gemacht wird. Vor allem lassen Sie Sich dort die Art zeigen, wie sie die großen Käse machen; hievon ist doch noch wenig in der Physik gehandelt. Und wenn Sie auf der Brücke zu Genf sind: so erinnern Sie Sich, daß Cäsar darüber gegangen.

Sollten Sie auch dort am Fuße der Alpen eine Julie oder Sophie finden: so lassen Sie Sich von ihnen einen Salat mit den Fingern umkehren, und verwahren mir davon ein recht grünes Blättchen. Treten Sie aber nicht auf die Alpen, um von der Höhe einen verachtenden Blick auf unser Westphalen zu werfen. Es giebt gute Leute überall, und ein Mädchen aus dem pays de Vaud hat ihre Reizungen eben so gut als eine Pariserinn. — —

4.

Bückeburg, Mittwochs den 21. May 1766.

Dear Sir! Ich habe heute Ihren Brief erhalten und danke Ihnen dafür herzlich. Ich bin itzt Gottlob wieder besser; mein Anfall war mehr schmerzhaft, und ich wäre, nachdem die Gefahr vorüber war, beynahe an einem zurückgetretenen Schweiße, worüber ich in Ohnmacht gefallen war und worin mich zum Glück noch mein Bedienter antraf, in der Nacht todt geblieben. Ich sagte eben: zum

zum Glück, ohne daß ich recht weiß, ob ich es sagen darf. Denn ich wäre auf eine sehr angenehme Art aus dem Leben herausgerutscht; und da es so viele unangenehme Todesarten giebt: so kann man vielleicht wohl sagen, que c'est perdre une belle occasion que de manquer une sortie de la vie qui auroit été aisée. Uebrigens bin ich wieder genesen, und wenn einen Höfling die Gnade seines Herrn plötzlich heilen kann: so muß der meinige Arzt gewesen seyn, da er mich zweymal in meiner Krankheit besucht hat, und ausdrücklich deswegen vom Baume, eine Meile von hier, hereingereiset ist. Nichts desto weniger haben Sie recht, daß ich mich nach Ihrem edlen häuslichen Leben sehne, und nach der Freude lauter Gesichter von Freunden anzugucken. Ich glaube, Gott verzeihe mirs, daß ich aus lauter Ausgelassenheit ohne Hosen herumspringen würde, um mich einmal recht in der vezzosa libertà zu fühlen. Unterdeß wenn es geschehen wird, weiß ich nicht genau. Ich muß die Zeit abpassen, wenn der Herr nebst der Gräfinn in Hagenburg und ich nicht mit seyn werde: dann fliege ich zu Ihnen; aber es muß keine Hochzeit dort seyn, außer die meinige *); und auch keine Gastereyen. Denn da würde ich meine beste Gerichte, Köhren mit ihnen, verlieren.

Morgen gehe ich in Affären nach Hannover, und werde dort den ehrwürdigen Hrn. von Münchhausen kennen lernen, worauf ich mich sehr freue. Ich bleibe dort bis in die nächste Woche. — Hier folgt der Anfang meiner Historie. Ich habe es gewagt, Sie in der Vorrede öffentlich als meinen Freund zu nennen: weil ich immer

an

*) Es hatte damals eine Demoiselle aus Mösers Hause geheirathet, die lange dort zur Gesellschaft gewesen, und Abbten bekannt war. Er schickte ein Reh auf ihre Hochzeit. N.

an das Swiftische *orna me* denke, und mit Ihnen gar zu gern stolzire. Zugleich steckt eine verzweifelte List darunter. Nachdem ich dem Publikum nun einmal gesagt habe, daß Sie mir zuweilen schreiben, so kann ich nun mich gegen dasselbe über Sie beklagen, wenn Sie aufhören es zu thun: und die Schande werden Sie Sich hoffentlich nicht zuziehen. Sehen Sie wohl, mein theurer Herr, so weiß ich Ihre vim inertiae zu packen! Das Titelkupfer hatte ich als eine Grille nach Halle hingeschrieben: allein anstatt der Simplicität, da ich nur zwey Figuren wollte, haben sie Gott weiß was für Kreaturen noch in Halle zugesetzt, und damit ist denn das geworden, was Sie jetzt sehen. Hausen hat auch schon angefangen, etwas von der neuen Historie herauszugeben. Das müssen Sie Sich aber kommen lassen. Mich dünkt, er greift nicht tief genug in der Geschichte von Deutschland, außerdem daß er den Plan ganz ändert, und ganze Nationen in der Geschichte einzeln herunter erzählt. Doch ich will Ihnen im Urtheil nicht vorgreifen. Nicolai schickt Ihnen wieder ein Stück von der Bibliothek. Ich habe nichts darin als die Recension von Kollars Schrift. Der Herr von Moser hat etwas herausgegeben, was er Reliquien nennt. Ich glaube wirklich, daß es die Reliquien seines Feuers und seines Geistes sind; denn der Mann fängt an sich so unbarmherzig abzuschreiben, daß ich in den belobten Reliquien zweymal auf Stellen gestoßen bin, die von Wort zu Wort in dem nehmlichen Buche von einem Alphabet zweymal abgedruckt stehn. Seine Reflexionen vermehren sich, scheint es, wie die Stückchen Holz vom Kreuze Christi.

Anderes was mir Nicolai von der Messe geschickt, ist nichts als Sammlung von Poesieen: auch Zachariä's Cortes, von dem ich mit Ungeduld Recensionen erwarte, weil

weil ich nicht Willens bin, ihn jemals zu lesen, ob Sie gleich unter der Zahl der Subscribenten stehen. Wie gehts mit der Osnabrückschen Geschichte? Wann wollen Sie einmal alle badauds, die bisher in der deutschen Geschichte herumgewühlt, gaffen machen? Doch addio, carissimo! — Wenn ich meiner Mama ihre lieben Hände durch Küssen heilen könnte, so wollte ich sie wohl zum Schreiben bringen.

Bald hätte ich vergessen zu sagen, daß der junge Herr Graf das Wild auf seine Rechnung schreiben lassen, daß er es mir also geschenkt, daß ich es Ihnen auch aus edlem Trieb und Großmuth schenke, und daß Sie mir nur für ½ Rthlr. Botenlohn obligirt bleiben, den ich erst noch bezahlen muß. Ich bin nur froh, daß das Geschöpf noch hingekommen ist. Ich dachte in meiner Krankheit immer daran. Meine Schwester Jeannette muß mir verzeihen, daß ich ihr so lange nicht geschrieben habe. Alle andere grüße ich vielmals *).

*) Andere Briefe von Abbt an Möser stehn in Abbts Vermischten Werken, Th. 6, S. 3—36. N.

IV.

Von Graf Wilhelm von der Lippe.

Bückeburg, den 4. Novemb. 1766.

Wohlgebohrner,

Hochzuehrender Herr Regierungsrath.

Es hat Gott gefallen, Meinen Hof- und Regierungsrath Abbt gestern Abend spät, nach einer kurzen Unpäßlichkeit, aus dieser Welt abzufordern. In welcher Maaße Ich durch diesen großen Verlust gerühret bin, läßt sich nicht ausdrücken. Die mir bekannte Hochschätzung des Wohlseligen gegen Ew. Wohlgeb., und die schriftliche Korrespondenz, welche er mit Denenselben unterhalten, veranlaßt Mich zu vermuthen daß Ew. W. daran gelegen seyn mögte, von diesem betrübten Vorfall ohne Zeitverlust benachrichtigt zu werden. In solcher Absicht habe die Ehre, Gegenwärtiges an Ew. W. abgehen zu lassen, der Ich sehr wünsche angenehme Gelegenheiten zu haben, um Ew. W. die Versicherung derjenigen vorzüglichen Hochachtung wiederholen zu können, womit Ich bin

Ew. W.

ergebenster Diener

Wilhelm, Reg. Graf zu Schaumburg-Lippe.

V.

Fragment eines Briefes von Möser.

(Ohne Anzeige: an wen, und wann er geschrieben ist.)

Euer Wohlgebohren können versichert seyn, daß mir eine freundschaftliche Kritik angenehmer sey, als das unbedingte Lob, welches man itzt Manchem aus Bequemlichkeit, um das Werk nicht zu lesen, oder aus Parteylichkeit nur gar zu willig ertheilet. Und Niemand hat auch in der That Ursache gelehriger zu seyn als ich, da ich immer mehr und mehr fühle, daß ich zu spät in die historische Schule gekommen, und besonders in der historischen Kritik zu sehr versäumet bin. Man kann mir aber solches nicht gar zu hoch anrechnen, weil mein Beruf mich zu ganz andern Sachen bestimmet hat, und ich zuerst in dem letztern Kriege, worin ich als Landes-Deputirter mich fast beständig in den Hauptquartieren der Armeen aufhalten mußte, ein historisches Buch zum Zeitvertreibe in die Hand genommen habe. Mancher §phus meiner Geschichte ist im Wagen überdacht, und auf der ersten Station niedergeschrieben. In London kaufte ich mir erst einige Collectiones Scriptorum, und hier war es, wo ich anfing, meine zerstreuten Entwürfe in Ordnung zu bringen. Bey so bewandten Umständen ist es wohl nicht anders möglich gewesen, als daß ich oftmals einen Einfall für die Wahrheit genommen habe. Indeß verlasse

verlasse ich mich viel auf ein gewisses Gefühl der Wahrheit; und bin darin oft bestärket worden, da ich dasjenige was mir zuerst bloß möglich geschienen, bey näherer Untersuchung wahr befunden habe.

Eure Wohlgebohren haben mir oft mit Ihren gegründeten Forderungen bange gemacht; und ich hätte gewiß die Feder darüber niedergelegt, wenn mich nicht ein patriotischer Eifer pro libertate privatorum, und die Begierde gewisse Grundsätze in der Rechtsgelehrsamkeit auszubreiten, bey meinem Vorsatze erhalten hätten. Da mich mein Beruf in die glückliche Verbindung gesetzt hat, daß ich jeden guten Vorschlag zur Wirklichkeit bringen kann: so habe ich es auch gewissermaßen nöthig erachtet, die Gemüther zu den Landesordnungen vorzubereiten, die ich nach meinen Grundsätzen entwerfe und zur Ausübung bringe. — —

VI.

Von Herrn Hofrath Kästner.

Göttingen, den 9. Decemb. 1773.

Ew. — nur zu schreiben, um Ihnen meine Hochachtung zu versichern, habe mich nie überwinden können, weil mir dieses gerade so vorkömmt, wie wenn man einen ehrlichen Mann der eben im Trinken begriffen ist, beym Ermel zupfen läßt, daß er absetzen, und sich umsehen muß, wer am andern Ende der Tafel seine Gesundheit trinkt.

Jetzo aber glaube ich Ew. — selbst ein Vergnügen zu machen, wenn ich Ihnen den Herrn Hollenberg empfehle, dessen Sie Sich schon auf eine so edle Art angenommen haben.

Durch den Tod seines Vaters leiden die Wissenschaften einen größern Verlust, als sie durch den Tod manches Professors leiden würden. — Von den großen Fähigkeiten und dem brennenden Eifer dieses jungen Menschen ließ sich desto mehr erwarten, da er bey dem Kopfe auch die Hände zu brauchen geschickt ist, und also in praktischer Anwendung der Mathematik ungemein brauchbar würde geworden seyn. Denn die Leute die Kopf und Hände zugleich brauchen können, sind noch immer ziemlich selten, da sich seit dem ehrwürdigen Ur-

sprunge

sprunge der vier Fakultäten in den Zeiten, da man vier Elemente, vier Monarchieen, und was weiß ich wieviel Quaterniones Imperii? hatte, die Gelehrten den Kopf zugeeignet und die Hände den Handwerkern überlassen haben; obgleich zur Ehre unserer Zeiten jetzo viel Gelehrte die Hände auch recht gut zu brauchen wissen, und zwar mit noch weniger Kopf als die Handwerker.

Ob es möglich ist, daß Herr Hollenberg sich noch, seinem Triebe gemäß, in den Wissenschaften, durch die er nützlich werden würde, vollkommner machen kann, das wird auf seine Glücksumstände ankommen, und Ew. — Schutz wird darein den beträchtlichsten Einfluß haben. —

Abraham Gotthelf Kästner.

VII.

Von dem Geschichtschreiber Schmidt.

Wirzburg, den 15. März 1778.

Des Herrn Statthalters von Dalberg Excellenz haben mir Dero in Betreff meiner Geschichte an Sie (Ihn) erlassenes Schreiben überschickt. Ew. — werden Sich nicht leicht vorstellen können, wie angenehm einem ein solches Urtheil fallen muß, wenn man in einer Gegend lebt, wo wahre Kenner in diesem Fach so selten sind, und wo man im Gegentheil noch besorgen muß von Cabalen und Parteygeist chikanirt und gequält zu werden. Gott sey Dank! bis daher ist noch alles ruhig vorbeygegangen. Ich werde demnach auch fortfahren, bloß nach meiner Ueberzeugung zu schreiben.

Ew. — haben vollkommen recht, wenn Sie glauben, daß mir Dero Entwurf der Osnabrückischen Geschichte nicht entgangen. Nur Schade! daß ein Werk von solcher Stärke und Neuheit der Gedanken, besonders solchen die auf eine Menge von Sachen Licht verbreiten, nicht weiter geführt ist. Auch die Patriotischen Phantasieen habe ich mit einem außerordentlichen Vergnügen gelesen. Möchten doch mehrere Männer in Deutschland, die selbst Einfluß in die Regierung besonderer Länder haben, nur hie und da etwas zu Papier bringen; wie ungleich größern Vortheil würde man daraus

aus ziehen können, als aus den Schriften so vieler Universitätsstatistiker, die sich so sehr in Deutschland anhäufen! — Einige Bemerkungen, z. B. die Grundsätze der Engländer in Betreff der Hanse, waren mir bei Durchlesung der dahin einschlagenden Urkunden ganz entwischt. Ich habe es demnach bloß Ihnen zu danken, daß ich nun in dieser Sache klärer sehe als zuvor. — Daß die gute Zeit Deutschlands jene war, da das Faustrecht im Gang war, davon bin ich ebenfalls überzeugt, werde es auch mit Datis belegen, die nicht leicht einen Zweifel übrig lassen werden. Was wird doch noch wohl bey so weniger Harmonie der Regenten, bey so sehr in einander laufendem Interesse der verschiednen Glieder des Reiches, bey so schlechter Commerzialverfassung, und zunehmendem Luxus in den kleinern Provinzen, aus Deutschland werden? Eines ist mir dabey das Unausstehlichste, daß da endlich die Theologen ausgezankt haben, und überhaupt duldsam werden, nun die sogenannten Publicisten die Verbitterung zwischen den verschiedenen Religionspartheyen nicht allein unterhalten, sondern noch vergrößern. — Die Bemerkung wegen der Alemannier und Baiern habe noch nicht Zeit gehabt zu prüfen, da mich der Verleger wegen frischen Manuscriptes plaget; ich werde aber zu seiner Zeit nicht versäumen Gebrauch davon zu machen. Wollen mich übrigens Ew. W. unter Dero Freunde zählen, so wird mir dieses einer der angenehmsten Vorfälle meines Lebens seyn. — —

M. J. Schmidt.

VIII.

An Herrn Geh. Kriegsrath Ursinus in Berlin.

I.

Osnabrück, den 24. Dec. 1776.

Wie sehr vieles werden Sie nun, freundschaftlicher Mann, von der guten Meynung die Sie von mir gefaßt haben, zurücknehmen müssen, da ich Ihnen offenherzig gestehen muß, daß ich der Verfasser der von Ihnen so sehr bewunderten Stücke nicht bin *), und als Reimer noch ins medium aevum der deutschen Dichtkunst gehöre, ob man mir gleich die unverlangte Ehre angethan hat, einige Lieder, die ich gewiß vor 30 Jahren gesun-gen,

*) Hr. Ursinus beschäftigte sich damals mit der Herausgabe seiner „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart," welche im J. 1777 heraus kamen. Er hatte Mösern um Beyträge ersucht, und sich auf einige Gedichte in einem Musenalmanach berufen, welche mit M. unterzeichnet waren, und die von Verschiednen Mösern waren zugeschrieben worden — Zugleich hatte Hr. Ursinus, um eine Probe seiner Arbeit zu geben, die von ihm übersetzte schöne Ballade von der Beichte der Königinn Eleonore beygelegt, welche in jener Sammlung gedruckt steht, und wovon M. gegen das Ende dieses Briefes redet. N.

gen, ich weiß nicht in welchen Almanach der neuern Musen aufzunehmen.

Oft habe ich aber gewünscht, daß ein Bürger unsere alten Volkserzählungen und legendary tales, die zuweilen so kräftig sind und immer noch den Mann ergötzen, wenn er die Freuden der Jünglinge geschmacklos findet, behandeln mögte. Oft habe ich den h. Petrus mit dem gedoppelten Schlüssel, und andre Maschinen der christlichen Mythologie, welche in diesen Erzählungen so wie überhaupt alle Götter in dem ersten Fortgange der Dichtkunst, so gute Dienste thun, bewundert. Und so ist es mir ein ausnehmendes Vergnügen gewesen, daß Sie den Geschmack unserer Nation hierauf vorbereiten wollen.

Eine dieser Volkserzählungen, worin Petrus einem Schneider zuläßt, ein Bein von Gottes Fußschemel auf seinen diebischen Kameraden herabzuschleudern, und Gott, wie er nach Hause kommt und die Ursache erfährt, ihm das Wanne! Wanne! zuruft, wenn ich so hastig wäre wie du? bringt eine der wichtigsten Religionswahrheiten dem gemeinsten Manne vor Augen; und der sinnliche gemeine Ausdruck kann schwerlich höher getrieben werden, so sehr auch übrigens gegen die Regel ne Deus intersit, gefehlt worden: wenn man die Zeiten, wo die Götter noch leichtfertig bey der Hand waren, mit den unsrigen, wo die Wunderwerke sparsam sind, vergleichen darf.

Die Beichte einer Frau an ihren Mann, welche in unsern Volkserzählungen also schließt:

Er sprach: Geh hin, ich sprech dich los
Des schweren Sündenfalls;
Doch säß ich nicht an Gottes Statt,
Ich bräche dir den Hals!

hat zwar nicht das Eigene der Ballade welche Sie mir zur Probe überschickt haben, aber doch auch ihren Werth; und nicht den Fehler der Englischen, welche bey der Beichte einen Zuhörer und wohl gar einen Layenbruder duldet. Einem unkundigen Lutheraner wird es auch nicht sogleich einleuchten, warum die Königinn ihre Sünden, nach heutiger Art zu reden, einem fremden Mönche in die Kappe schüttet *).

Diese Fehler des Originals hat aber der Uebersetzer nicht zu verantworten, als welchem ich wegen der Manier sowohl als wegen des Costums die vollkommenste Gerechtigkeit wiederfahren lasse. — Sollte aber im Original die Absolution nicht etwas mehr mit einem alten Formular übereinkommen als die deutsche?

Der Eifer des h. Augustins, der Concilien und Capitularien gegen die Balladen, welche zuerst in sollennitatibus sanctorum gesungen wurden, halte Sie nicht ab, das Publikum mit der angekündigten Sammlung zu beschenken!

Möser.

N. S.

Mit einigen alten Minneliedern könnte ich Ihnen noch dienen. Sie sind aber sehr unleserlich, indem das Pergament, worauf sie geschrieben, einige hundert Jahre zu Umschlägen alter Rechnungen gebraucht worden. Keines davon befindet sich in den bisher gedruckten Sammlungen; und besonders finden sich einige darunter vom K. Heinrich, dessen blühender Stil aus dem einzigen

Stücke,

*) Den Grund der Ohrenbeichte an fremde Geistliche hat Möser selbst angegeben, in diesen Vermischten Schriften, Th. 1, S. 380, 381. N.

Stücke, was sich voran in der Manneſſiſchen Sammlung findet, ſogleich kenntbar iſt. Der Anfang iſt:

Owe herzeliker Leyde
De ick ſende tragen muſs
Owe lichter Oghen weide
Wanner wird mir ſorgen Buſs
Wanner ſoll din roter Mund mich lachen an
Und ſprechen: O du ſelig man
Was du wilt das ſy gethan!

2.

Osnabrück, den 12. Jul. 1777.

Würdiger lieber Herr (Stylo vetere)!

Bey Durchleſung der mir gütigſt zugeſandten ſchönen Balladen habe ich es mehrmals bedauert, daß wir Deutſchen nichts von dergleichen Reliquien aufzuweiſen haben; ſie würden mir lieber ſeyn, als die Knochen aller 11000 Jungfern zu Cölln. Unſtreitig haben unſre Vorfahren auch geſungen, und zwar gut, weil Karl der Große es werth hielt ihre Lieder zu ſammeln. Allein überall, wo das Hof- und Stadtleben, was immer neue und koſtbare Ergötzungen erfordert, zu früh angefangen hat, haben ſich jene ländlichen Luſtbarkeiten verloren. Ein alter Than, der jährlich die Vaſallen ſeines Clans einmal zur Tafel hatte, mogte froh ſeyn, ſeine Gäſte nach der Mahlzeit mit einer Ballade zu unterhalten; und die Sänger, welche ihr altes Lied wiederholten, hatten hier ſo leicht nicht zu beſorgen, daß man ihrer müde würde, indem ſie des Jahrs vielleicht nur einmal in ihrem

Kreise herumkamen. Aber an Höfen und in Städten hört man ein Lied leicht zu oft, und jeder der für ihr Vergnügen arbeitet, sinnt auf etwas Neues und Kostbares. Man lacht hier über den Landjunker, der sich noch an einer fahrenden Oper ergötzt, und dieser schämt sich der Natur und — der Ballade, bis er des Hof- und Stadtlebens satt, in sein altes Bergschloß zurückkehrt, und noch einmal vor seinem Ende sich an den alten guten Zeiten ergötzt. Dieses scheint mir die Ursache zu seyn, warum sich in den schottischen Gebirgen von der alten Dichtkunst mehr als in allen andern Ländern erhalten hat. Doch hat man auch in Frankreich noch einige, wie die Chatelaine de St. Gilles, und die Romance von D. Aucassis et de Nuolette, welche 1760 zu Paris unter dem Titel Les amours du bon vieux tems herauskamen. Die letztere ist eine fahrende Oper, worin nach jedem Gesange die Erzählung der Geschichte in Prosa fortgeht, und durch ein mimisches Spiel unterstützt wird. Dergleichen geschah auch bey den Balladen, wie man aus den Schlüssen verschiedener Kirchenversammlungen schließen muß.

Doch warum schreibe ich dieses dem Manne, der dieses besser als ich weiß? Aber was thut man nicht um seine dankbare Aufmerksamkeit zu zeigen?

Die Ausführung des Hrn. Chodowiecki in dem Titelkupfer ist schön, aber an Erfindung nicht reich genug; es herrscht eine einförmige Aufmerksamkeit darin, und ich hätte wenigstens gewünscht, daß einer von den Zuhörern mich angeblickt hätte, um mich mit seinen Augen zu fragen: ob das nicht vortreflich sey?

In der Vorrede ist der Name Dugdale verdruckt; und das Doomsday-book ist nicht sowohl ein Lehnsprotokoll, als die verbesserte Reichs-Lehns-Matrikel;

oder vielmehr der moderirte Anschlag aller Kronlehen, worin enthalten ist, mit wie vielen Reisigen und Gewapneten jeder Kronvasall erscheinen soll. — Schon wieder eine pedantische Note! — Von der Uebersetzung selbst sage ich nichts, als daß sie mir sehr gefallen hat.

Die Volksgeschichte, der ich letzthin erwähnte, ist ungefähr folgenden Inhalts. Ein Schneider kömmt vor den Himmel — Petrus weiset ihn ab — endlich erhält er ein Plätzchen hinter der Thür, wo man ihn nicht sieht. Der liebe Gott mit seinen heiligen Engeln geht einmal spatzieren — der Schneider bedient sich der Gelegenheit, den Himmel und Gottes Thron zu besehen. Vor demselben ist eine runde Oeffnung, wodurch Gott alles sieht, was auf Erden geschieht — Der Schneider guckt durch — sieht seinen Kameraden stehlen — reißt in der Eile ein Bein vom Thron, und schleudert es ihm auf den Kopf. — Der liebe Gott kommt wieder — sieht den Mangel des einen Beins — es kann es Niemand als der Schneider, der allein da gewesen, gethan haben — er wird vorgefordert, und bekennet, was und warum er es gethan? — Darauf sagt der liebe Gott zu ihm: „Wanne! Wanne! „wenn ich so hastig wäre wie du, wie würde es dir auf „Erden ergangen seyn *)?"

Das Vehiculum mit der Himmelsthür und dem h. Peter wird auf diese Weise von den gemeinen Leuten sehr gebraucht; es ist ein Werk der heiligen Mythologie; und es ist eine Zeit gewesen, wo mehrere Heiligen, deren Charakter dem Volke intuitiv war, eben die Dienste thaten, wozu man, nachdem die schönen Wissenschaften wieder aufkamen, die griechischen und römischen Götter gebrauchte. —

Die

*) Man s. Th. 1, S. 332. N.

Die deutschen Lieder, wovon keines in der Manessischen Sammlung, der einzigen die wir haben, steht, erfolgen in der Urkunde hiebey. Wenn Sie solche nicht gebrauchen sollten, so erhalte ich sie gelegentlich wieder zurück. Das eine Lied: Twivle nich du leweste myn, ist vielleicht das einzige westfälische Minnelied was wir haben; es ist zwar nicht eigentlich in unsrer Sprache, aber es hat doch besondre Provincialismen, welche sich in allen andern nicht finden. Der Nachtwächter in dem Stücke: Ich singe und sage, es ist an dem Tage, hat verschiedene Nachahmungen unter den gedruckten Minneliedern *).

Der Raum verbietet mir ein Mehreres zu schreiben. Leben Sie also wohl!

Möser.

*) Man s. Patriot. Phantasieen, Th. 3, S. 240 folgg. N.

IX.

Von dem Staats- und Kabinettsminister Grafen von Herzberg.

Berlin, den 1. Juni 1782.

Das Schreiben über die Deutsche Sprache und Litteratur und über die Schrift des Königs von dieser Materie, welches Eurer Wohlgeb. zugeschrieben wird, ist mir erst seit kurzem in die Hände gefallen. Es ist mir nicht gleichgültig, sondern sehr angenehm gewesen daraus zu ersehen, daß ein Mann von so entschiedenem Verdienst, von so großen Einsichten, und ein so wahrer Deutscher in seiner Schrift meinen Gesinnungen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie stimmen in der That mit der Meynung, welche Sie davon hegen, völlig überein, und ich pflichte dem Urtheil, welches Sie von der Schrift des Königs fällen, größtentheils bey. Ich kann es um so mehr mit Wahrheit und erweislich thun, da ich zu der Schrift des Königs von ungefähr Anlaß gegeben, er sie eigentlich an mich gerichtet, und ich ihm viele mündliche und schriftliche Vorstellungen gethan, um ihm einen bessern Begrif von der Deutschen Sprache und Litteratur und auch selbst von seiner Nation beyzubringen. Die besondern Umstände davon habe ich in einer kleinen Nachricht für mich selbst, für die Nachkommenschaft, und für einige deutsche Freunde aufgesetzt, die ich aber bey des Königs Leben nicht in fremde Hände kommen lassen wollte. Da ich weiß, daß Niemand den Werth von dergleichen Nachrichten besser empfindet als Eure Wohlgeb., so

so habe ich mir die Freyheit genommen, Ihnen diesen gedruckten Aufsatz durch den jungen Herrn von Fürstenberg zu überschicken, und dieser hat selbigen dem Herrn Rath Helwing aus Lemgo mitgegeben, um ihn weiter an Sie zu befördern. Dieser Schrift (welche ich mir nach geschehener Durchlesung zurück erbitte), habe ich drey kleine Reden oder Abhandlungen beygelegt, welche ich allhier an den drey letzten Geburtstagen des Königs in der Akademie vorgelesen, und deren Endzweck vornehmlich dahin geht, den Nationalgeist der Deutschen, besonders der Nordischen, mehr zu erheben, und sich selbst mehr kenntbar zu machen, wie der jetzt hier anwesende bekannte Abt Raynal öfters sagt: Ihr Deutschen wißt nicht genug was ihr seyd; — wiewohl unsere junge Deutsche mir zuviel davon wissen. Ferner nehme ich mir die Freyheit, Eurer Wohlgeb. bey eben dieser Gelegenheit ein merkwürdiges altes Landbuch oder *Catastrum* der Mark Brandenburg zu überschicken, welches vermuthlich in Ihrer Gegend wenig bekannt ist, welches ich bloß für Andere die mehr Zeit als ich haben, abdrucken lassen, und dessen Werth und Nutzen Niemand besser beurtheilen kann, als der Geschichtschreiber von Osnabrück. Ueberdem glaube ich auch, dafern ich es nicht vergessen, die letzte Schrift des hiesigen Hofes in der Baierischen Erbfolgssache beygelegt und Ihnen überschickt zu haben, weil sie nur kurz vor dem Teschener Frieden herausgekommen und wenig bekannt geworden. Da ich die erste Hofschrift, das Exposé des motifs etc. aus leicht zu erachtenden Ursachen in französischer Sprache abfassen müssen, so habe ich diese letzte Hauptschrift hauptsächlich für Deutsche gemacht, und lediglich die Absicht gehabt, zu überzeugen, wahr, deutsch, rein und kurz zu schreiben. Ob ich diesen Endzweck einigermaßen erreicht; ob der König nicht in der Baierischen

Erb-

Erbfolgssache sowohl als bey der letztern Münsterschen Coadjutorie-Wahl sich als einen wahren deutschen Patrioten und als einen ächten Staatsmann gezeigt, und ob dadurch nicht der hiesige Hof den Beyfall und das Vertrauen von Deutschland und von ganz Europa verdient: darüber wünschte ich von Niemand mehr ein aufrichtiges Urtheil zu vernehmen als von einem Möser. Ich habe damals in den Schreiben, die ich im Namen des Königs an den Kurfürsten von Cölln und an die beiden Domkapitul von Cölln und Münster geschrieben, und welche E. W. vermuthlich gelesen haben werden, ihnen deutlich genug gesagt, daß der König alle Wahl in dem Erzhause Oestreich ihnen nachtheilig hielte, und daß er ihre wahre Freyheit durch alle dem Reichs- und Völker-Rechte gemäße Mittel unterstützen würde, wenn sich die Mehrheit der Stimmen gegen einen fremden Fürsten erklärte; daß er aber diese Mehrheit der Stimmen erkaufen sollte, wie viele wollten, solches war unserm Staatssystem weder angemessen, noch nothwendig. Der hiesige Hof hat auch niemals dergleichen Mittel gebraucht, und ich kann nach meiner Denkungsart nicht dazu rathen.

Eure W. werden Sich vielleicht wundern, daß ich Ihnen ohne persönliche Bekanntschaft so frey schreibe und so unerhebliche Schriften schicke. Es geschiehet auch bloß, um die gute Meynung von meinen Grundsätzen, welche Sie in einer öffentlichen Schrift zu bemerken mir die Ehre gethan, einigermaßen zu rechtfertigen; Sie von dem wahren Ursprung der königl. Schrift zu unterrichten, und dabey mir die Gelegenheit zu verschaffen, daß ich Ihnen durch eine unmittelbare Zuschrift meine für Dero Person hegende wahre Hochachtung bezeuge. —

E. F. von Herzberg.

X.

An Hrn. Rath Becker in Gotha *).

Den 28. Jun. 1786.

Gern will ich Ew. patriotische Bemühungen durch meine Unterschrift unterstützen und Mehrere dazu aufmuntern; aber etwas das Sie aus der Fülle Ihres Geistes und Herzens hervorbringen, noch zu verbessern, wage und verspreche ich in meinem 66sten Jahre nicht, besonders da mir allerhand Nervenzufälle alles anhaltende Nachdenken beschwerlich machen.

Eins will ich jedoch erinnern. Die Behauptung derjenigen welche sich der besondern Aufklärung des Landmanns entgegen setzen, worunter ich mit gehöre, ist nicht von allen Seiten dargestellt. Diese sagen: Diejenigen welche, wie ein General Zieten oder ein Capitän Cook, durch lauter Erfahrungen und Handlungen unterrichtet werden, greifen geschickter an, und wirken mächtiger, als Andere die durch schriftlichen oder mündlichen Unterricht gezogen sind; und der Landmann, wenn er nur auf der rechten Stelle steht, kann Alles was er in seiner Sphäre gebraucht, auf jene Art lernen. Die Aufklärung durch Handanlegen oder in der Werkstätte der Natur, wird daher

*) Abgedruckt aus Hrn. Schlichtegroll's Nekrolog, 1794, Zweyte Hälfte, S. 272.

her noch selbst einer Realschule mit Recht vorgezogen; und auf die Dauer gleicht die Sprache nur dem Gelde, wodurch keine neuen Waaren in den Handel kommen *), sondern nur die darin vorhandenen bezeichnet werden.

Ew. haben dieses selbst zugestanden, indem Sie Ihr Noth- und Hülfs-Büchlein äußerst zweckmäßig eingerichtet und solches auf Dinge eingeschränkt haben, die dem Landmanne nützlich sind, aber ihm in seiner Sphäre nicht vorkommen. Dieses war auch der einzige wahre Gesichtspunct, worin die Sache gestellt werden mußte, und das Geschichtchen von dem Erhenkten, dem an dem Baume zur

*) Die Vergleichung der Sprache mit dem Gelde führt weiter, als mein Freund Möser in dem Augenblicke dachte, da er dieses schrieb. Allerdings entstehen durch das Geld neue Waaren, und der Handel ward dadurch erst geschaffen. Ehe Geld da war, konnte bloß das Land angebauet werden, und nur so weit als das Angebaute zu nützen war. Wer kein Land hatte, mußte hörig oder leibeigen oder im Gefolge seyn; konnte nie durch eigenen Trieb seine Geisteskräfte ganz entwickeln. Erst durchs Geld entstand Handel, Künste, Industrie, eine Menge neuer Bedürfnisse und neuer Waaren. So ists auch mit der Sprache, und dem Unterricht durch die Sprachen. Durch die Entwickelung der Begriffe werden die Menschen von der Leibeigenschaft der Vorurtheile befreyet, wornach sie ehemals selbst verlangten, der sie aber nicht mehr bedürfen, wenn sie Ursachen und Wirkungen kennen lernen, und ihre Handlungen darnach einrichten. Aber so wie Cirkulation nur das Geld nützlich macht, und Cirkulation nicht statt findet, wenn das Geld nicht bey jeder Veränderung ein Zeichen einer thätigen Industrie ist, so ists auch mit den Begriffen durch die Sprache hervorgebracht. Sie wirken nichts, wenn sie bloß aus einem Munde in den andern unthätig hin- und hergehen. Sie nützen nur, wenn sie thätig machen. N.

zur Ader gelassen wurde, wird mehr wirken, als der mitberührte Unterricht in der Religion, der, so vortrefflich und schön er auch ist, den Landmann doch nur auf die Gränze der Metaphysik bringt, wo die Zweifel ihren Anfang nehmen. Keiner trägt ein Unglück standhafter, als der Landmann; keiner stirbt ruhiger als er; keiner geht so geradezu in den Himmel, wie dieser; und warum? weil seine Tugend nicht auf Sylben, sondern auf Totaleindrücken der Schöpfung, die er so wenig in deutliche Begriffe auflösen als mit Worten bezeichnen kann, beruhet. Bey der Anatomie der Totaleindrücke geht vieles von dem Eindruck des Ganzen verloren; und der Mann, der von dem Anblick der wohlthätigen Schöpfung überwältiget, auf sein Antlitz niederfällt und verstummet, drückt mehr Dank aus, als ein anderer, der sein Glück dem Urheber der Natur in unvollkommenen endlichen Zahlen vorrechnen kann. Die Wissenschaft des Letztern ist Luxus der Seele; und dieser kann ihn mit der Zeit von dem Ackerbau abziehen, da nichts so sehr schmeichelt, als die Vielwisserey. —

Jedoch Ew. werden dieses selbst besser einsehen, als ich es vorstellen kann, und entweder diesem Einwurfe noch begegnen, oder denselben als erheblich und so weit gelten lassen, als er mit Recht gelten kann. Verzeihen Sie u. s. w. —

Möser.

IV. Ju=

IV.

Jugendarbeiten.

I.

Zwey Gedichte *).

1.

Die Einsamkeit.

Dir, verschwiegne Einsamkeit,
Sind die Wünsche meiner Seelen,
Sind die Seufzer die mich quälen,
Und sonst keinem Freund geweiht.
Diese Zähre fließet freyer,
Die mein zärtlich Herz vergießt;
Und es wird der Lust getreuer,
Die es ungestört genießt.

Schon empfind' ich dein Vertraun;
Schon wird meine Seele weiter,
Zu Empfindungen bereiter,
Durch dein heilig stilles Graun.
Alle meine Sinne fühlen;
Mein geheimster Wunsch erwacht.
Laß mich deine Schatten kühlen,
Wenn er mich zu feurig macht.

Q 5 Hier

*) Hr. Prof. Schmidt in Gießen hat diese beiden Gedichte in seinem „Almanach der deutschen Musen auf das J. 1777," S. 15 und 37 mit Mösers Namen, abdrucken lassen. Möser scheint sie wirklich anzuerkennen; man s. in dem Briefwechsel: VIII. An Hrn. G. R. Ursinus, N. 1. N.

Hier wo nur mein Urtheil gilt,
Wo ich keinem Freunde heuchle,
Nur der liebsten Neigung schmeichle,
Denk ich meiner Doris Bild —
Ihre Augen, ihre Wangen,
Ihren reizungsvollen Kuß. —
Und mein sehnliches Verlangen
Ist ein wirklicher Genuß.

2.

Die Liebeserklärung eines Mädchens.

Ich liebe dich!
Ich darf es nur nicht sagen;
Doch sing' ich, ohne viel zu wagen:
Ich liebe dich!
Mein Herz darf frey in diesem Wirbel schlagen,
Und dich in diesem Tone fragen:
Singst du wie ich?

Ich liebe dich!
Ich darf es nur nicht singen.
Wie laute würde dieses klingen:
Ich liebe dich!
Doch, Damon, du sollst im Vertrauen wissen,
Der Liebe Ausdruck ist im Küssen;
Drum küsse mich!

II.

Zwey Wochenschriften.

Die erste derselben kam im J. 1746 im Schmidschen Verlage zu Hannover heraus: jeden Mittwoch, ein halber Bogen in Oktav, unpaginirt. Sie dauerte ein völliges Jahr; das erste Stück ist vom 5ten Jänner, das funfzigste vom 27sten December. Sie hatte bloß die ganz einfache Ueberschrift: Ein Wochenblatt. Erst im folgenden Jahre da die Blätter nun als ein Buch verkauft wurden, kam der Titel hinzu: „Versuch einiger Gemälde von den Sitten unserer Zeit. Vormals zu Hannover als ein Wochenblatt ausgetheilt. Von J. M. S. D. H. R. S. O. Hannover, bey Joh. Wilhelm Schmid. 1747." Die Anfangsbuchstaben bedeuten: Justus Möser, Sekretär der Hohen Ritterschaft Stifts Osnabrück. — Die Ursache, warum der Titel erst nachher hinzugefügt worden, erklärt Möser in der Vorrede.

Ich lasse einige Proben aus dieser Wochenschrift abdrucken, um zu zeigen wie Möser vor 50 Jahren schrieb. Es fehlt den Aufsätzen weder an Beobachtungsgeist, noch an Witz; nur ist der letzte zu gesucht, mit Anspielungen überladen, und die Schreibart hin und wieder geschraubt. — Am merkwürdigsten ist die Wochenschrift wegen eines Aufsatzes geworden, welcher nicht darin steht: weil nehmlich eine engbrüstige Censur ihn damals nicht erlauben wollte. Er ist nachher in den Patriot. Phantasieen, Th. 4, Nr. 49. gedruckt worden; man s. daselbst S. 188, und die Vorrede.

Die zweyte Wochenschrift heißt: „Die deutsche Zuschauerinn. Ein Wochenblatt. Hannover, bey J. W.

 „Schmid,

„Schmid, 1749.“ Es sind aber nur fünf Stücke von Möser darin, nehmlich Nr. IV, X, XI, XIII, XV; und außerdem zwei kleine Gedichte, S. 37 und 112. — Das Ganze hat bey weitem nicht den Werth als die erste Wochenschrift. N.)

* * *

Aus den Gemälden von den Sitten unsrer Zeit.

I.

Aus der Vorrede.

— Wir haben unsern Wochenblättern, nachdem sie nunmehr aufhören solche zu seyn, einen andern Titel gegeben. Es ist ein Versuch einiger Gemälde von den Sitten unsrer Zeit. Sittengemälde müssen lehrreich seyn. Allein das Wort Lehre schreckt die Leute. Und dieses ist die Ursache, warum wir in dem ersten Stück unsre Absicht soviel möglich versteckt haben. Wenn man Jemand belehren will, so stellt man, nach der Bemerkung des alten Nicole, zwey unangenehme Bilder vor; das eine ruft ihm zu: „Junger Herr! Sie „wissen das noch nicht was ich Ihnen sagen will;“ und das andre fügt hinzu: „ich aber weiß es besser.“ Dieses schwarze Wesen eines ordentlichen Lehrmeisters muß nothwendig die Person des Lehrers und die Lehre selbst bey der ungelehrigen und freyen Eigenliebe verhaßt machen. — —

Der heutige Mensch ist ein Gemisch von guten und bösen Eigenschaften. Diesen Menschen haben wir zu schil-

schildern gesucht. Wir haben allemal die schmeichelhaften Züge den widrigen beygefüget, damit er sich an jenen erkennen, und diese hernach bessern möge. Es möchte zwar Jemand einwenden, man habe nicht nöthig, die Laster liebenswürdig zu malen; sie hätten ohnehin Liebhaber genug. Allein mit offenbaren Lastern haben wir nichts zu thun. Diejenigen Personen, deren Bild wir zum Vorwurf gehabt haben, sind entweder manierliche Thoren, oder ehrliche Leute gewesen, die sich aus Mangel von Einsicht, aus Gewohnheit und Leidenschaften selbst betriegen. Solche Personen verdienen allen gewinnenden Gegengang *), den man nur erdenken kann. Andre haben ihre Thoren ganz unkenntlich gemacht, und dadurch die Frucht ihrer schönsten Arbeit verloren. Bruyere hat seinen Zerstreuten so geschildert, daß man ihm die Ader einige mal öfnen lassen sollte, anstatt ihm Lehren zu geben. Die mehrsten Lustspieler machen solche Thoren lächerlich, die man nur im Tollhause findet. Wozu nützet aber eine Abbildung, worin der Thor sich nicht wieder antreffen wird? Solche Sittenlehrer gleichen den Karikaturmalern, welche einen Zwerg wie einen ungeheuren Riesen malen.

2.

Zweytes Stück.

Die feine und vernünftige Schmeicheley gleicht der wohlangebrachten Röthe eines schönen Gesichts. Ohne dieselbe scheinen die andern Tugenden nur ein blasses Ansehn zu haben.

*) Entgegenkommen.

Die gemeinen Arten der Schmeicheley, da man etwa ein wohlausgesuchtes Kleid, und ein aufgeräumtes Gesicht in Gesellschaft mitbringt, sind schon lange unter dem Namen von schuldigen Höflichkeiten bekannt gewesen; wir würden also eben nicht die beste Aufmerksamkeit für unsre Gesellschaft tragen, wenn wir sie damit unterhalten wollten.

Allein die höhern Arten derselben sind so zart, daß man Mühe haben würde, ihr Wesen mit den feinsten Zügen vollkommen zu entwerfen. Es geht uns hier wie den Liebhabern, die in einem Augenblick mehr empfinden, als die ehemals glückliche Scudery Zeit ihres Lebens beschreiben können.

Wir wissen zwar wohl, daß die vernünftige Schmeicheley eine solche einnehmende Gefälligkeit ist, die unsre Selbstliebe im höchsten Grad befriedigt, und die edelste Erkenntlichkeit in uns erweckt. Allein dieses heißet von dem innern Werthe derselben noch nichts gesagt. Das beste ist, daß wir uns einer philosophischen List bedienen, und von den Erfahrungen anfangen, am Ende aber das darauf zu errichtende Gebäude schuldig bleiben.

Wir finden, daß nichts schmeichelhafter sey, als eine kluge Einfalt. Unsre Freunde irren oft, bald aus Scherz bald aus Ernst, und die schalkhafte Einfalt nimmt ihr Besserwissen unter der Gefälligkeit gefangen.

Scherzhafte Personen suchen einander oft durch eine plötzliche Nachricht: Der Feind ist geschlagen, zu erfreuen. Ihnen ist dabey nichts schmeichelhafter, als zu sehen, daß die Neugier sich schon um die Umstände der Niederlage bekümmert. Die Vorsorge vor das Vergnügen solcher Personen verbindet uns demnach, ein wenig einfältig zu seyn. Große Herrn, die ihre Bedienten niemals

mals anders als von der ordentlichen Seite sehen, sind sehr oft lüstern, dieselben zu überfallen. Ein kluger Bedienter lässet sich in einer angenehmen Unordnung überraschen; diese Schmeicheley hat mehrmals die glücklichsten Folgen gehabt.

Die Unerwartung macht ein Geschenk, einen Geburtstag, und alle freudige Nachrichten doppelt angenehm, weil dasjenige was man schon lange in Hoffnung besessen, die Hälfte seines Werthes, nehmlich die Neuigkeit, verliert. Wer eine gute Nachricht unverhofft erhält, ist doppelt zufrieden, weil die ordentliche Freude durch eine angenehme Bestürzung vermehrt wird. Der Ueberbringer ist gleichfalls doppelt zufrieden; denn die zwiefache Freude seines Freundes machet in ihm einen gleich starken Eindruck. Hundert Personen, die uns alle durch einerley gute Nachricht erfreuen wollten, sollten alle in der süßen Einbildung bleiben, daß ein jeder von ihnen der erste sey. Wir würden ihrer Begierde uns zu erfreuen, mit einer angenehmen Bestürzung schmeicheln.

Seinem Freunde durch unterlassene Widerlegung einer, von ihm aus Unwissenheit vorgebrachten, gleichgültigen Unwahrheit, eine Erniedrigung ersparen, ist etwas; seinen Reden stillschweigend beypflichten, und weder durch Blicke, noch durch Lächeln, sein Besserwissen einem Dritten verrathen, ist vieles; allein denselben über unsre Einfalt triumphiren lassen, und zugeben, daß derselbe, nach erkanntem Irrthume, uns unsre Einfalt scherzend vorrücke: dieses ist eine Selbstverleugnung, welche so selten als schmeichelhaft ist.

Wer bey seinem Herrn, oder seiner Geliebten, in Ungnade gefallen, thut wohl, daß er ihre Strafen mit einem betrübten und wehmüthigen Gesichte trage, und unter-

unterweilen in seiner zerknirschten Gestalt denselben von ungefähr unter Augen gehe. Dieses ist ein süßes Opfer, wodurch man ihrer Rache schmeichelt. Sie sind zufrieden mit der Meynung, uns völlig gedemüthigt zu haben; und diese Zufriedenheit ist der Anfang einer neuen Gnade.

Zu einem vernünftigen Frauenzimmer sagt man nicht, daß sie schön sey; es möchte denn jemand die geschickte Einfalt besitzen, solches mit einer wahrscheinlichen Bestürzung thun zu können. Man lässet ihr solches vielmehr durch eine zärtliche Aufmerksamkeit errathen. Man geht ihren Wünschen, welche ein Kluger leicht erfinden kann, entgegen; jedoch so sinnreich nachläßig, damit ja unsre Bemühung das Ansehn nicht gewinne, als wenn wir etwas damit verdienen wollten. Wirklich großmüthige Herzen wollen aus freyen Stücken erkenntlich seyn. Sie sind unzufrieden, daß ihre Dankerstattung von dem Gegentheile als eine Schuldigkeit angesehen werden könne. Dieses ist sehr oft die Ursache, warum derjenige die Belohnung nicht erhält, welcher sie verdienet. Es ist also nichts schmeichelhafter, als seine Dienstleistungen so unvermerkt verrichten, daß derjenige, so sie empfängt, wirklich glaubt, als wenn wir sie ohne Absicht ihn zu verbinden, erreichet hätten. In der That aber verpflichtet es doppelt, seinem Freunde einen Dienst erweisen, und ihm die Mühe der Erkenntlichkeit ersparen wollen. Mancher bietet seiner Gesellschaft keine Prise Tabak an, ohne ein Kompliment dabey zu machen. Solche Komplimente sind wirklich kleine Erinnerungen, daß der Nehmer die Danksagung nicht vergessen solle.

Allen Worten einer schönen Freundinn die schmeichelhafteste Aufmerksamkeit leihen; ihre sinnreichen Gedanken mit einem Lächeln beehren, und dieselben, bey sich

äußern.

äußernder Gelegenheit, noch glücklicher wieder anbringen; alle Unterredungen so lenken, daß sie dabey ihren Verstand zeigen könne; diejenigen Personen, so sie ihrer Hochachtung vorzüglich würdiget, billig beurtheilen, und wenn man sich dadurch in den Credit der Aufrichtigkeit, die man auch wirklich besitzen muß, gesetzet, von derjenigen Art worunter sie sich gefällt, ein verdientes und rühmliches Urtheil fällen; nur deswegen scharfsinnig seyn, damit unsre Hochachtung, als die Hochachtung eines Kenners, desto tiefern Eindruck mache; und endlich ein vernünftig bißchen verliebt seyn: dieses sind größere Schmeicheleyen, als alle erhabene Lobreden. Nur muß man eine bequeme Gemüthsbeschaffenheit besitzen, damit die schönsten Sachen, bey einer gewissen äußerlichen Aufführung, nicht lächerlich werden.

Unsre Eigenliebe hat zwar schon gelernt, den Schmeicheleyen thörichter Leute einen sprichwörtlichen Glauben beyzulegen; allein es ist doch hieraus keine Regel zu machen. Es finden sich nicht immer solche Wirthe, denen die Schmeicheleyen des Don Quichot, mannhaften Andenkens, ein dauerhaftes Vergnügen erwecken. Insgemein sind es auch nur niederträchtige Schmeichler. Diese aber vermuthen wir in unsrer Gesellschaft nicht; darum wollen wir mit ihren Thorheiten unsre Blätter nicht verunehren.

Alle Lobsprüche, die Boileau erhalten, waren ihm so angenehm nicht, als die schmeichelhafte Aufmerksamkeit der Herzoginn von Orleans, welche ihm den schönsten Vers seines Pults, und zwar in der Hofkapelle, da jedermann von Andacht erfüllet seyn sollte, ins Ohr sagte. Uns hat vormals ein ähnlicher Zufall einen Mann verehren lehren, dessen zärtliche Aufmerksamkeit den geringsten Herzensbewegungen seiner Freunde entgegen eilet.

Der redliche Epikur zog die Freundschaft allen andern Tugenden vor. Sein glücklicher Nachfolger St. Evremont kannte die innern Vorzüge derselben. Und gewiß, wenn eine Gesellschaft, bey kluger Ehrlichkeit, die Lehren der feinen Schmeicheley in Uebung bringt; so ist dieselbe eine mit von den höchsten menschlichen Glückseligkeiten.

Der bloße Gedanke, so vollkommene Freunde zu haben, ist schmeichelhafter, als sich von einer schönen Person geliebt zu wissen; dieses ist alles gesagt: weil die Schönheit Vernunft und Reichthum bey Vielen ersetzen kann.

Die so genannte Ehrlichkeit, der Eifer, das Vermögen zu dienen, sind eben so viel Thorheiten, wenn sie nicht die Klugheit zur Haushälterinn haben, und durch eine bescheidene Schmeicheley in ihr rechtes Licht gesetzt werden.

Die Stifter der Religionen haben es am meisten erfahren, was es für ein Unglück sey, Freunde zu haben, die nichts als Ehrlichkeit, Eifer und Gelehrsamkeit besitzen. Sie würden weit mehr ausgerichtet haben, wenn sie ihren guten Eigenschaften durch eine gefällige Aufführung den Zutritt verschaffet hätten.

Die Begierde zu gefallen ist uns angeboren. Dieses ist die Triebfeder aller vernünftigen Schmeicheleyen. Diese macht, daß der Eine gute Sachen vorbringet, und der Andere sie bewundert. Diese ermuntert die Helden, und erweckt zugleich einen Silen, der sich über ihre prächtigen Thorheiten auf eine sinnreiche Art lustig machet.

Ist die Begierde zu gefallen so natürlich, wer kann denn die vernünftigen Wirkungen davon tadeln?

Glück-

— Glücklich ist derjenige, so Gelegenheit hat eine Gesellschaft zu besuchen, wovon ein jedes Mitglied, außer Ehrlichkeit und Verstand, eine unendliche Begierde zu gefallen besitzet. Unglücklich aber ist der, welcher, bey allen Empfindungen einer zärtlichen Gefälligkeit, die Gelassenheit nicht hat, die einzelen guten Gaben seiner Freunde zu seiner Befriedigung anzuwenden, oder, der in dem Umgang mit vollkommenen Frauenzimmern, den gewöhnlichen Verdruß der Verliebung nicht vermeiden kann.

III.

Vorrede zu dem Trauerspiel Arminius *).

— Eine gegründete Vermuthung hat mir auch ferner erlaubt die Rauhigkeit und Einfalt, welche Tacitus, wenn er die Deutschen den Römern entgegen stellt, ihnen beygeleget hat, nicht überall anzunehmen. Ich habe vielmehr Gelegenheit genommen, mich davon in Darstellung ihrer Gesinnungen, so viel als möglich zu entfernen, indem ich nicht der Meynung bin, daß unsere Vorfahren solche Klötze gewesen, als man sich gemeiniglich bey dem ersten Anblick des Tacitus einzubilden pflegt.

Der Geist der Nachahmung, welcher bey Kindern und Thieren die ersten Handlungen erzeugt, und die Klügern nur auf eine feinere Art regiert, hat auch schon damals zu der Menschheit gehört. Es ist ein ganz unvermerkter und alter Schluß, das wahre oder scheinbare Gute in den Mustern zu entdecken, und sich zu bestimmen demselben nachzufolgen. Die Deutschen konnten und mußten ungemein vieles in den Handlungen der klugen Römer finden, welches sie rührte und zur Nachahmung bewegte. Einige Tausend von ihnen waren beständig als Hülfsvölker in dem Römischen Lager. Andre waren

zu

*) Gedruckt „Hannover und Göttingen, bey J. W. Schmid, 1749." Man s. Mösers Leben, S. 89. N.

zu Rom unter der kaiserlichen Leibgarde. Die Vornehmen trieb eine edle Neubegierde nach Rom und in andere Länder. Unzählige Römer lebten hingegen wiederum in Deutschland, wo sie sich mit den Einwohnern befreundeten, und sich so sehr bey ihnen gefielen, daß sie gleichsam ihre Eltern, Familien und väterliche Gründe zu verlassen schienen, wie einst die Legionen verwechselt werden sollten. Die gefangnen Römer gaben zweifelsohne Handwerker, Sprachmeister, und vielleicht auch Tänzer ab. Denn die römische Sprache war in Deutschland bey den Vornehmen gemein. Adangestris unterhielt einen Briefwechsel mit dem Kaiser. Seine Briefe sind im Rath zu Rom verlesen worden, ohne daß man sie eines barbarischen Ausdrucks beschuldigt hätte. Die ungeheure Menge von römischen Köchen, Krämern und Marketentern, welche sich überall niedergelassen, und zum Theil mit den Deutschen verbunden hatten, müssen sich doch ihrem Endzweck gemäß in Deutschland haben bereichern und vergnügen können, weil sie ihr Vaterland dagegen vertauscht hatten. Es muß der Kreislauf des römischen Geldes eben so stark damals in Deutschland gewesen seyn, als gegenwärtig der Umlauf des Französischen ist, weil erstere sich darin mehr als letztere aufgehalten haben. Die vielen Zentner von römischen Münzen, so in den Cabinettern noch vorhanden, und täglich aufgefunden werden, bestärken diese Vermuthung zur Genüge. Wenn die Römer ihr Geld nicht hätten ausgegeben: so würde Arminius unmöglich jedem Ueberläufer täglich hundert Sestertien und ansehnliche Lehne haben versprechen können; die Römer, welche ihre Lebensmittel nicht mit sich führen konnten, mußten sich dergleichen für Geld anschaffen können, weil die Gewalt kein dauerhaftes Mittel war, dergleichen auf mehr als ein Jahr zu erpressen. Hieraus schließe ich nicht unwahrscheinlich, daß auch geringe Bau-

ren reich an baarem Gelde gewesen seyn müssen, weil die Natur eines solchen Handels dieses mit sich bringt, und die Vornehmen nicht durch eigenes Gewerbe, sondern durch die Abgaben der Geringern, reich sind. Ich schließe ferner, daß man damals auch schon solche Früchte in Deutschland gebauet habe, welche dem verwöhnten Gaumen der Römer gefallen können. Unwahrscheinlich ist es auch nicht, daß sich der römische Geschmack den Deutschen empfohlen habe, da sie vielfältig bey jenen zur Mahlzeit geladen wurden; da sie so thöricht waren römische Namen anzunehmen, und ihre Mütter zu Huren zu machen, um ihr Geschlecht vom Cäsar ableiten zu können. Nicht zu gedenken, daß diejenigen, welche aus Italien zurück kamen, die römischen Moden den einheimischen vorgezogen haben werden. Italus, des Arminius Bruders Sohn, richtete seinen Hofstat so ein, wie er es zu Rom gelernt hatte. Seine Tafel, seine Kleidung, seine Bedienten waren nach römischer Weise eingerichtet; und man findet nicht, da er sich wegen anderer Vorwürfe entschuldiget, daß er sich dieserhalb gerechtfertiget habe. Vermuthlich, weil schon andre, obwohl mit mehr Mässigkeit die auswärtigen Moden angenommen hatten. Vermuthlich, daß schon Arminius, da er als General die römisch-deutsche Armee angeführet, von eben dieser Seite nicht unempfindlich gewesen. Es ist auch wohl nicht zu leugnen, daß die Mutter und Gemahlinn des Italus keine Feinde der fremden Gebräuche gewesen. Die bloße Wahl des Flavius und des Italus setzet dieses schon zum Voraus. Denn, so wenig die heutige Zärtlichkeit eines Deutschen sich mit der steifen Einfalt einer ungezogenen Bäurinn befriedigen würde: so wenig ist zu vermuthen, daß die Tochter des Catumers, da sie dem römischen Flavius, dem Bruder des Arminius gefallen, einer Römerinn etwas nachgegeben habe. Bey solchen Voraussetzungen

gen aber ist nicht glaublich, daß das Frauenzimmer, so diese bedienet, und alle diejenigen welche an ihren Höfen gewesen, sich durch eine ungebildete Rauhigkeit unerträglich gemacht haben. Der Umgang setzet, so viel es möglich, gleichgesittete Personen voraus; und man würde gegen alle Wahrscheinlichkeit handeln, wenn man auch nur die Reitknechte des Flavius sich mit Ochsenhörnern vorstellen wollte. Ein Fürst hatte die zahlreichste Leibgarde von jungen Edelleuten um sich. Er zog die tapfersten nach Hofe, welche ihn zu Friedens- und Kriegszeiten begleiteten. Die jungen Ritter gingen in die Fremde auf Abenteuer, und versuchten sich im Kriege. Sie hatten Geschmack an der Baukunst, weil sie sich schon damals in Italien um die Einrichtung der Theater bekümmerten. Die Kleidung der Deutschen, welche vor der Römischen in ganz Europa nunmehr den Vorzug behalten, rechtfertiget ihren Geschmack in der Kunst die Kleider zu erfinden. Und wenn sie gleich unterweilen mit Fellen bekleidet gewesen, so ist solches nicht als ein Zeichen der Rauhigkeit; sondern vielmehr als ein Merkmal ihrer Pracht und Zierde zu beachten, indem dabey das auswärtige, kostbare und mit Flecken beworfene Pelzwerk dem einheimischen vorgezogen wurde. Die Frisischen Gesandten wußten ihre Würde mit solchem Anstand zu Rom zu unterhalten, daß sie von dem ganzen Volke nicht allein ihres glücklichen Wetteifers, sondern auch ihrer Höflichkeit wegen bewundert wurden. Der Eifer der Deutschen, das wirklich oder scheinbar Gute nachzuahmen, war so groß, daß sich in zehen Jahren ihre ganze Kriegesart veränderte, und diejenige Armee, welche anfänglich so schwer und langsam war, daß sie sich nicht wenden konnte, zuletzt an Fertigkeit die Römer übertraf; sie war ehe in des Cerialis Schlafgemach, ehe dieser Römer wußte, daß sie ihn anzugreifen ausgegangen waren; daher Tacitus, der sie

nach einer ältern Nachricht vorher langsam genannt, ihre Fertigkeit und Leichtigkeit den römischen Soldaten vorzuziehn gezwungen wurde. Bedenket man nun endlich die Menge der Advocaten, welche bey dem Varus waren, und sich von der Thorheit unserer Vorfahren bereicherten: so kann man nicht anders muthmaßen, als es müsse reiche Clienten gegeben haben, wodurch jene von Rom in solcher Menge herbey gelocket und gereizet worden die Rechtshändel zu verewigen.

Dem allen aber ungeachtet lässet sich die Beschreibung, welche Tacitus von ihnen in seiner Parallele gemacht, noch bis auf diese Stunde auf unsre niedersächsische Bauern anwenden. Denn diese verheirathen sich vor dem fünf und zwanzigsten Jahre selten. Ihre Töchter werden auch nicht in ihrer Kindheit, wie die Römerinnen, verbunden. Es fehlet ihnen an Müßiggang, um auf die Buhlerey zu gedenken. Ihre Höfe liegen zerstreuet, damit keine gar zu nahe Nachbarschaft die Gränzen derselben einschränken möge. Ihre Felder bleiben ein Jahr ums andre brache, damit sie desto fruchtbarer werden mögen. Man liegt nicht wie die Römer zu Tische; sondern ein Jeder hat seinen eignen Stuhl. Ihre Kost bestehet mehrentheils in Früchten und geronnener Milch; nur müssen sie anstatt des Wildes, die geräucherten Speisen erwählen. Schreiben und Lesen würden sie noch nicht können, wenn ihnen nicht die Reformation die Gesang- und Gebetbücher in die Hände gegeben hätte. Sie enthalten sich der ehelichen Beywohnung nicht aus Furcht zu viel Kinder zu zeugen, indem die Menge derselben ihnen eben so viel Ehre, als den verschwendrischen Römern Last bringt. Die eignen Leute, welche oftmals viele Tausende mehr als ihre Herren besitzen, scheinen blutarm zu seyn, um den Geiz der Richter, der Vögte und der

Gutsherrn nicht zu reizen, vor welchen sie sich, wie ehemals vor den Römern in Acht nehmen. Aus eben dieser Ursache wenden sie nicht viel auf die Pracht der Hausgeräthe. Man kann den Herrn von dem Knechte nicht unterscheiden. Sie wohnen beide unter einem Strohdache, leben in einem Rauche, und speisen an einem Tische; ein Italiäner würde bey einer schönen Bäurinn sein Glück im Lieben nicht machen, weil ihre Sitten und Denkungsart so weit von einander unterschieden sind, daß niemals die zum Lieben nöthige und vertrauliche Gleichheit unter ihnen entstehen kann. Die Mode Brust und Arme bloß zu tragen, haben nunmehr die Römerinnen selbst von den Barbaren angenommen. Trinken und Zanken sind bey ihnen unverjährte Tugenden; und ein Bauer ist nicht vergnügt, wenn er nicht zum wenigsten drey Prozesse hat. Mein Vaterland, welches kaum sechs Meilen ins Gevierte hält, ernährt über zweyhundert Diener der Gerechtigkeit, die jährlich mit hunderttausend Thalern lange nicht bezahlet werden können.

Hieraus sieht man, daß Tacitus unsre Vorfahren zwar treulich geschildert, jedoch aber diejenige Seite zum Gemälde erwählet habe, welche den Römern am meisten entgegen gesetzet gewesen. Man kann also dieselben auch von einer andern Seite betrachten, und ohne Widerspruch behaupten, daß die Vornehmen unter ihnen, wie ich oben angeführt habe, eben so feine Empfindungen, als die Römer gehabt, und dieselben bey ihren Handlungen ausgebildet haben.

IV.

Von den Mysterien und dem Volksglauben der alten Deutschen und Gallier *).

— Die Meynungen von der Religion der alten Deutschen sind verschieden, und sogar einander völlig widersprechend; doch scheint jede derselben auf sehr guten Gründen zu beruhen. Um sie zu vereinigen, giebt es wohl keinen bessern Ausweg, als daß man annimmt: der Deutschen geheimnißvolle Art Gott zu verehren (religio myſtica) sey eine ganz andere als die unter dem Volk gebräuchliche (r. popularis) gewesen. — Hiebey muß ich aber erst etwas Weniges über den Ursprung der Mysterien, und über die Fortschritte die sie fast unter allen Völkern gemacht haben, voranschicken.

Bey der öffentlichen und allgemeinen Religionszerrüttung der alten Völker hat es nie an Freunden der Wahrheit gefehlt, welche die bessere gleichsam von Hand in Hand überlieferte Gottesverehrung rein und heilig

*) Dies ist ein Auszug aus der lateinischen Glückwünschungsschrift: De veterum Germanorum et Gallorum theologia myſtica et populari differit, et Viro S. Rever. *Erneſto Auguſto Bertlingio* SS. Theolog. Doctori et Profeſſori in alma Iulia Carolina, amico ſuo aeſtimatiſſimo, gratulatur *Iuſtus Moeſerus*, Osnabrugi, typis Kislingianis, 1749. 18 Seiten in Quart.

heilig aufbewahrten *). Die Weisen, die Priester, die Gesetzgeber, hingen dem Wahne der Vielgötterey nicht an; so wenig wie späterhin die Philosophen und die Dichter, welche in die Geheimnisse eingeweiht waren. Glaubt doch auch bey uns der gemeine Mann Vieles, welches zum Theil auch die Besseren bestehen lassen, ohne es darum für wahr anzunehmen; so wie der Gott Aarons **) nicht dem Kalbe der Israeliten glich.

Die Aegyptischen Priester werden, meines Wissens, als die Ersten genannt ***) welche die Ueberbleibsel der urältesten Religion in die Form der Geheimnisse einkleideten. Von ihnen sollen sie sich nach und nach über den ganzen Erdboden verbreitet haben †). Auch ist es nicht unwahrscheinlich daß die Buchstabenschrift das Vehikel gewesen, wodurch die Mysterien von Kadmus und Inachus nach Griechenland, von Zoroaster nach Persien, von Orpheus nach Thracien, von Andern anderswohin sind gebracht worden. Die Athéner erzählten ††), daß ihr König Erechtheus die Gebräuche bey den Eleusinischen Geheimnissen aus Aegypten entlehnt habe. Auch sollen Orpheus, Musäus, Melampus, Dädalus, Homer, Lykurg, Solon, Plato, Pythagoras, Eudoxus, Demokrit, Oenopides, ja fast alle vorzügliche Griechische Philosophen, jenes Land gleichsam

*) *Cudworth* System. intell. univers. p. 226. *Warburton* the divine legation of Moses demonstr. Buch 2, Abschn. 4.

**) Aaron ist gründlich von Herrn Oeder vertheidigt worden in der Hamburg. Verm. Bibl. Th. 1, S. 5, Nr. 1.

***) Diodor. Sic. lib. I, cap. 20.

†) Zosimus, lib. 2.

††) Diod. Sic. lib. I, cap. 29.

wie eine Akadamie, dieser Geheimnisse wegen, besucht haben *). Darum läßt auch Lucian **) den Hahn, welcher erzählt, daß seine Seele einst den Körper des Pythagoras bewohnt habe, auf die Frage, was er als solcher zuerst gethan, antworten: er sey nach Aegypten gereiset, um sich aufnehmen zu lassen.

Man kann also nicht läugnen daß die Mysterien und die darin enthaltenen Lehren auch zu den Germanischen Völkern haben kommen können. Die Züge der Aegyptischen Könige bis in die nördlichen Gegenden ***), die Wanderungen des Scythischen Orakels Abaris ****), die Verwandtschaft der alten Deutschen mit den Persern, den Scythen und den Kelten †), ihr Handelsverkehr mit den Phöniziern ††), ihre Reisen nach Griechenland und dem Morgenlande †††), endlich die Uebereinstimmung der Deutschen Religion mit der Persischen und Griechischen ††††), machen dies, wo nicht wahrscheinlich, doch möglich.

*) Diod. Sic. lib. I, cap. 96.

**) Lucian. in dialog. Somnium s. Gallus.

***) Diod. Sic. lib. I, cap. 5, etc., cap. 27.

****) Clem. Alex. Strom. lib. I. Nicetas in orat. 20. Gregor. Naz. p. 747. — Bayle (art. Abaris) nennt ihn ein wanderndes Orakel.

†) Wachter in prooem. Glossar. §. 12 seq.

††) Daß die Phönizier nach Britannien reis'ten und ohne Zweifel auch die benachbarten Häfen besuchten, schließt Bochart aus dem Herodot und Plinius, in praefat. ad Canaan.

†††) Tacitus in Germ. cap. 14, wo schon des esprit de chevalerie erwähnt wird.

††††) Bey beiden war das Wiehern der Pferde das bedeutungsvollste Zeichen. Von den Germaniern bezeugt es Tacitus cap. 10.; bey den Persern beweiset es die bekannte Wahl des Darius. Beide, so wie fast alle alte

Völker

möglich. Selbst Cicero *) sagt auf die Autorität eines alten Dichters (vielleicht des Ennius) von den Eleusinischen Geheimnissen, daß „die Bewohner der äusersten Küsten darin eingeweihet würden.“ — In jeder Religion giebt es gewisse höhere Sätze, welche von Alltagsköpfen, oder (nach einem Ausspruch des Aristoteles) von Menschen die durch die Natur gleichsam zum Dienen bestimmt sind, nicht begriffen werden können; nun aber waren bey den Germaniern und Galliern die Wahrsager und die Druiden „von erhabnerem Geiste, sie erforschten „die Tiefen der Natur, und ergötzten sich am liebsten mit „Untersuchung geheimer Dinge **).“

Völker (man sehe Stuckley Abury a temple of the british Druids, p. VI. in prooem. und Chiflet. in Vesont. part. I. cap. 13) hatten keine eigentlich so genannte Tempel. Herodot. lib. I, cap. 131. Tacitus Germ. cap. 9, Keysler. Antiq. septentr. cap. 4, §. 7, p. 59. — Die Deutschen kannten die Gaben und den Namen des Herbstes nicht. Tacit. cap. 26. Auch den Aegyptern war der Name des Herbstes unbekannt; denn die nach den Jahrstheilen erfundene Lyra des Hermes hatte nur drey Saiten. Diod. Sic. lib. I, cap. 16. — Auch die Ordalien, welche am meisten den Deutschen eigen gewesen zu seyn scheinen, hatten sie mit den Griechen gemein, wie aus des Sophokles Antigone v. 270 erhellet

Ημεν δ' ἑτοιμοι και μυδρȢς αιρειν χεροιν
Και πυρ διερπειν και θεȢς ὁρκωμοτειν.

Diese Art die Wahrheit zu entdecken, war vielleicht auch den Kananitern nicht unbekannt. 5 Mos. Kap. 18, wenn man den 21 Vers so erklärt: „Wie kann ich aber erkennen, daß das Wort von dir o Herr gekommen sey, wenn der Prophet nicht die Wahrheit durch eine Feuerprobe oder andere Zeichen (V. 10.) dargethan hat?“

*) De nat. deor. lib. I, extr.

**) Ammian. Marcell. lib. 15, cap. 9. Ingeniis celsiores, et naturae sublimia scrutantes, quaestionibus occultarum rerum maxime delectabantur.

Die Hauptsätze der Mysterien waren *): Es ist ein selbstständiger Gott, der durch seine Allwissenheit und Allmacht die von ihm erschaffene Welt regiert; — unsere Seele ist unsterblich und zu einem bessern Leben, wofern sie kein schlechteres verdient hat, von der göttlichen Vorsehung bestimmt. Dieses lehrten auch die Druiden und Mystagogen ihre Eingeweihten; während sie den gemeinen Haufen seinen Irrthümern, welche die Gesetzgeber für nützlich achteten um ihn im Zaum zu halten, überließen.

Wo wir unter einem und demselben Volke die Verehrung eines einzigen Gottes und die Vielgötterey zugleich erblicken, da werden wir, nicht durch einen muthmaßlichen, sondern nothwendigen Schluß geleitet, einen doppelten Religionszustand, einen geheimen und einen öffentlichen anzunehmen. Wenn ich also werde gezeigt haben, daß die alten Deutschen und Gallier einen und auch mehrere Götter hatten; so wird die Leichtigkeit meiner Hypothese den ersten Beweis für ihre Mysterien geben.

Ob unsere Vorfahren einen Gott oder mehrere verehrten, ist noch von keinem obersten Richter entschieden. Cäsar sagt bestimmt: „Die Germanier rechnen unter die Zahl ihrer Götter bloß solche, von denen sie offenbar Hülfe erhalten, die Sonne, den Vulkan, den Mond **).“ Für ihn streiten, wenn die Anzahl etwas vermag, wahrlich nicht Wenige; unter welchen schon Botho ***) allein, aus dessen Brunnen Kranz sein Gärtchen bewässert hat, mitten im Zuge mehrerer Götter einherschreitet. Tacitus ****) hingegen behauptet wider

*) Der Kürze wegen verweise ich hiebey auf Warburton.

**) De Bell. Gall. lib. 7, cap. 9.

***) In Chron. pict. T. III. Script. Brunsu. Leibnit.

****) Germ. cap. 9.

wider den Cäsar die von den Germaniern angenommene Einheit Gottes, indem er ihre Gedanken so vorträgt: „Uebrigens halten sie es gegen die Würde der Himmelsregierer, Götter in Wände einzuschließen, oder in Menschengestalt abzubilden. Sie weihen Haine und Wälder; und benennen das Geheime, was bloß ihre Andacht sieht, mit dem Namen Götter." Dies Geheime, welches die mit höherem Geiste begabten Druiden bloß in ihrer Verehrung anschaueten, war ein einiges, unsichtbares, und über jede Benennung erhabenes Wesen. Und die verschiedenen Namen oder Zeichen wodurch sie dessen Beschaffenheit dem Volke anzeigten, obgleich darin vielleicht der Ursprung des Volksaberglaubens zu suchen ist, beweisen doch gegen die wahre Einheit nichts. Dies hat schon Cicero *) ausführlich und schön gezeigt.

Die, welche dem Tacitus folgen, sind wegen ihrer geringen Anzahl selbst ausgezeichnet. — Indeß haben sich beide Parteyen gleichsam dahin vereinigt, den Sieg der einen auf den Ruinen der andern zu gründen: da man doch nach dem Beyspiel der Rechtsgelehrten zuvor die Sühne versuchen sollte, ehe man zu Krieg und Waffen eilte.

Einige welche den Knoten lieber zerhauen als auflösen mögen, erklären geradezu daß entweder Cäsar oder Tacitus sich geirret haben. Diese Art der Vereinigung kann aber nicht einmal alle Widersprüche heben. Denn gesetzt, Cäsar solle weniger gelten: so scheint Tacitus selbst seiner Sache wieder untreu zu werden, indem er den Mars, den Merkur, die Isis, und den keine ausländische Spur an sich tragenden Alces, imgleichen Einen von den 44 Herkulessen welche Varro aufzählt, als Germanische Gottheiten nennt **). Ich habe nicht Lust, was

so

*) De nat. deor. lib. 2.

**) Cap. 9 et 43.

so oft wiederhohlt ist, abzuschreiben; sondern verweise bloß auf Keysler *) und auf Bimardus **), welche mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit die Vielgötterey den Deutschen aufbürden. — Will man hingegen Cäsar dem Tacitus vorziehn, so stößt man auf keine geringern Schwierigkeiten. Denn daß die Lehre von der Einheit Gottes irgend einem Volke ganz unbekannt geblieben wäre, wird nach Cudworth's Bemühung schwerlich Jemand mit Gründen zu behaupten wagen. Schon Maximus Tyrius sagte: „Daß Gott ein einiges Wesen ist, darin stimmet sowohl der Grieche als der Ungrieche überein ***).“ Sehr merkwürdig sind auch die Beyspiele welche Bartholinus †) und Clessellus ††) aus den Nordischen Sagen anführen, wovon man die Rede des Fürsten Harald nicht ungerne lesen wird. Er sprach: „Alle und jede die mich als Fürsten anerkennen, müssen auch den nehmlichen Gott mit mir verehren; wer dagegen handelt, soll als ein Majestätsverbrecher gestraft werden. Denn welche Unvernunft wäre es nicht, für mich oder für Andere von Jemand Hülfe zu erwarten, dessen Reich durch den Stamm eines ausgehöhlten Baumes oder durch das Fußgestelle eines einzigen Steines begränzt wird?“ — Ich übergehe die Zeugnisse Helmolds †††), und andrer Schriftsteller von der größten Glaub-

*) In Antiq. Septentr. p. 234 et 297.

**) Diss. de Diis ignotis; in Thesaur. novo Muratorii, tom. I. Vergl. N. Acta Erud. Lips. m. Jan. 1746, n. I.

***) Differt. I.

†) In Antiqu. Danicis lib. I, cap. 6, p. 83.

††) In Antiqu. German. p. 440; ibique Haraldi Saga, cap. 4.

†††) p. Hecht. in Germ. sacra et liter. p. 10.

Glaubwürdigkeit. Fricke *), Martini **), Cleffel ***) und Schütz †) haben die von den Druiden und einigen Deutschen geglaubte Einheit Gottes so bewiesen, daß wohl Niemand jene auffallende Verschiedenheit der größten Schriftsteller einem Irrthum zuschreiben wird, da sie vielmehr aus Ueberlegung und nach genauem Erforschen aller Umstände so entgegengesetzte Meynungen anzunehmen scheinen.

Auch die Behauptung derer welche glauben, daß Alles was von den Göttern der Deutschen gesagt und sehr oft ohne Zeugniß erzählt wird, bloß ausländische Erfindung sey, kann (meiner Meynung nach) nicht zur Hebung jedes Zweifels dienen. Ich will zwar Keyßlern nicht widersprechen, der die gegründete Erinnerung macht ††): daß die Römer, entweder aus Irrthum, oder um mit den besiegten Völkern in Religionsgemeinschaft zu kommen, oder um sich rühmen zu können daß ihre Gottheiten auf dem ganzen Erdboden verehrt würden, die Namen ihrer Götter in die Religion der Deutschen hineingewebt hätten. Aber jene ausländische und romanisirende Götternamen selbst setzen doch schon offenbar Statuen, Klötze, Steinklumpen, oder andere zur Darstellung von Gottheiten dienende Dinge voraus, welchen eben jene Namen von den Römischen Siegern beygelegt werden konnten. Hieraus folgt, daß diese Abgötter nicht ausländisch waren. Was stritte auch wohl mehr gegen die Sitten der alten deutschen Nation, als der

*) de Druidis, part. I, cap. 2, §. 2.

**) De la religion des Gaulois, tom. 2, p. 60.

***) Antiqu. Germ. p. 443, §. 12 seqq.

†) In der dritten Schutzschrift für die alten Deutschen.

††) Antiqu. Septentr. p. 187.

der große Leichtsinn: fremde und sogar feindliche Götter anzubeten, denen gewiß kein Deutscher, kein Rechtschaffener, sich und das Seinige je würde anvertrauet haben? Mit welchem Grunde hätte Tacitus *) unsre Nation immer sich selbst gleich und von dem Verkehr mit andern Völkern am wenigsten angesteckt nennen können, wenn sie die wahre und von ihren Ahnen ererbte Religion verlassen, und gegen ihre Ueberzeugung sich an die Römischen Götter gewandt hätte? Daß sie aber sammt den Benennungen auch die Statuen von den Römern erhalten habe, dem widersprechen die Worte Lukans **)

— — und die traurigen Bilder der Götter
Mangeln der Kunst, und sind unförmlich gehauene Klötze.

Da also durch diese Friedensboten keine Eintracht zwischen jenen berühmten Schriftstellern kann gestiftet werden; durch die oben vorgeschlagene Unterscheidung aber, wie durch einen Mantel der Politik, sämmtliche Spuren der ehmaligen Zwietracht verhüllt werden: was hindert uns zu muthmaßen, Cäsar und seine Anhänger haben das was sie von den Götzen melden, aus dem Munde des gemeinen Mannes und aus den aufgestellten Denkbildern; Tacitus hingegen seine Nachrichten aus dem Munde der Druiden und der Priester geheimer Gottesdienste, oder solcher die mit ihnen Umgang pflogen, geschöpft? Was hindert uns, sage ich, anzunehmen daß die Theologie der Druiden eine andere als die Volkstheologie gewesen ist, da fast alle Nationen eine solche Religionsverschiedenheit durch ihr Beyspiel bestätigt haben?

Ich

*) Germ. cap. 4.

**) Pharsal. lib. 3.

Ich wende mich zu einem andern Punkt der Theologie unserer Vorfahren, welcher den Zustand der menschlichen Seelen nach dem Tode betrift, und fast eben so streitig ist. Nach Einigen glaubten sie eine Seelenwanderung; nach Andern, welche die Religion derselben von diesem Flecken reinigen wollen, sollen sie die wahre und richtige Meynung hierüber gehegt haben. Pomponius Mela spricht für diese Letztere; seine Worte sind *): „Einer von den Sätzen welche die „Druiden lehren, ist unter das Volk gekommen, um „nehmlich die Tapferkeit zu erhöhn; der Satz von der „Unsterblichkeit der Seelen, und einem zweyten Leben „nach dem Tode.“ — „Ich sehe nicht ein, sagt „Fricke **) über diese Stelle: warum der welcher dieser „Lehre gedenkt, die andere von der Seelenwanderung „habe verschweigen wollen, wenn anders Mela etwas „davon gewußt hätte daß die Druiden diese letztere lehrten.“ Eben so urtheilen Martin ***), Cluver ****), Campe †), und Andere welche Fricke anführt.

Cäsar ††) hinwiederum behauptet gerade das Gegentheil. „Besonders, sagt er, wollen sie dazu über„reden, daß die Seelen nicht sterblich sind, sondern nach „dem Tode von einem Körper zum andern übergehen; „und sie glauben daß diese Lehre am meisten zur Tapfer„keit anfeure, indem sie die Furcht vor dem Tode be„nehme.“ Dies bestätigt Lukan †††), welcher unsre Vor-

*) Lib. 3, cap. 2.

**) De Druidis, part. I, cap. 2, p. 71 (edit. 1744).

***) De la Relig. des Gaulois, tom. 2, p. 223.

****) German. antiq. p. 219.

†) Ap. Serrarium rer. Mogunt. lib. I, cap. 15. p. 63.

††) De bell. Gall. lib. 6, cap. 14.

†††) Pharsal. lib. I, v. 457.

Vorfahren „glücklich durch ihren Irrthum" nennt. — Ich übergehe die andern alten Schriftsteller *), die Lescalopier **) zu seinem Beystande aufruft; und begnüge mich bloß mit dem Zeugniß der Edda ***), wo klar gesagt wird: That var trua i forneskio at menn vaeri endrbornir, en that er nu kaullud kerlinga villa. Helgi oc Sigrun er kallad at vaeri endrborin; het hann tha Helgi Haddinga Skadi, en hon Kara Halfdanar dottir. („Man glaubte vor Alters, „daß die Menschen wieder geboren würden, welches itzt „für ein Altweiber-Mährchen gilt. Helgo und Sigruna „sollen noch einmal geboren worden seyn; er hieß damals Haddinga Skads Sohn, sie aber Kara Halfdans Tochter").

Jedermann sieht, daß Cäsar und Mela Dinge behaupten die mit einander in Widerspruch stehn. Denn nichts streitet mehr unter sich, als daß unsre Seelen nach dem Tode bald in einen andern Körper wandern, bald sogleich zu einem zweyten und ewigen Leben übergehen. Man kömmt in die obige Verlegenheit zurück, wenn man sich für eine der beiden Parteyen erklären will. Nach meiner schon vorgetragenen Meynung, muß man aber annehmen: daß Mela von den Mysterien der Druiden redet, aus deren Munde die eine Lehre, vom ewigen Leben, unter das gemeine Volk geflossen war; daß hingegen Cäsar und Lukan auf die Volksreligion Rücksicht genommen haben, indem sie der Seelenwanderung erwähnen. Mela thut also sehr wohl daran, daß er nichts von dieser letztern sagt, weil sie gar nicht zu

*) Diodor. Sicul. lib. 5. Valer. Maxim. lib. 2, cap. 6. Appian. in Celtic. Ammian. Marcell. lib. 12. Et alii.

**) Theolog. vet. Gall. cap. 17.

***) Ap. Keysler. p. 117.

zu den Geheimnissen der Druiden gehörte. Es trügt zwar auf diese Weise der Schluß welchen Fricke aus den Worten des Mela zog; aber es wird dagegen der vortrefliche Keyßler von des Erstern etwas unglimpflichem Tadel gerettet, als sey er zu leichtgläubig und traue zu viel auf das Zeugniß der Edda.

Es ließe sich leicht noch über mehrere einzelne Stücke aus der Theologia unserer Vorfahren, eine Zusammenstellung ihrer Mysterien und ihrer Volksreligion durchführen. Man könnte auch darauf dringen; wie es völlig mit den geheimen Sätzen bey andern Nationen übereinstimmt, was die Druiden lehrten: daß Gott in keine Mauren eingeschlossen, sondern unermeßlich, daß er bloß von der anbetenden Ehrfurcht anzuschauen, übrigens aber unsichtbar, daß er wie das einzige, so auch das allerhöchste Wesen sey. Ich übergehe ferner die Lehre von der Göttlichen Vorsehung, die, wie Warburton gezeigt hat, zu den vornehmsten Mysterien gehörte; und die sich bey den Deutschen und deren Druiden in der heiligen Feyerlichkeit der Ordalien auf das deutlichste offenbarte, welches der sorgfältige Wachter *) sehr richtig bemerkt. Denn wer hätte wohl, im bloßen Vertrauen auf seine Unschuld, die (wenn man die Vorsehung Gottes leugnen will) gegen Gewaltthätigkeiten und Beleidigungen nicht sehr mächtig ist, sein Leben dem trüglichen Eisen oder Feuer willig anvertraut, wenn er nicht vollkommen überzeugt gewesen wäre, daß ein höchstes Wesen als Rächer des Bösen, als Beschützer der Frömmigkeit, als unbestechlicher Richter, ihm beystehen, und die Sache der Unschuld führen werde? Aelians **) Zeugniß ist hier sehr passend: „Die Kelten (sagt er) „glauben daß Götter sind, daß sie für uns sorgen, daß „sie

*) Voc. Ordalium.
**) Var. Hist. lib. 2, cap. 31.

„sie zukünftige Dinge anzeigen." — Ich übergehe endlich andere Lehren welche der Zusammenhang und die Uebereinstimmung der Theile fast nothwendig in der Religion unserer Vorfahren zu fordern scheint. Mascov *) und Fricke **) haben hierin fast Alles erschöpft. Nur will ich von den Druiden selbst, und von den vermuthlichen Gebräuchen bey der Einweihung noch etwas sagen.

Es ist bekannt, daß die Druiden ihre Glaubenslehren gewöhnlich auf eine räthselhafte Art vortrugen. Ausser mehrern Alten ***), spottet besonders Lukan ****) sehr kraftvoll über unsere Priester, die sich vielleicht mit stolzer Miene rühmten die Kenntniß des wahren Gottes allein in ihren Geheimnissen zu besitzen.

Euch nur ist es verliehn, die himmlischen Götter zu kennen,
Oder auch nichts von ihnen zu wissen. —

Wie vieles in diesem satyrischen Vorwurfe liegt, brauche ich nicht erst weitläuftiger zu entwickeln.

Die Einweihungsfeyerlichkeiten bey den Eleusinischen Geheimnissen bestanden hauptsächlich in Gesängen und gewissen mimischen Vorstellungen, worin sie die Schöpfung der Welt, den Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft, die Belohnungen und Bestrafungen des ewigen Lebens, und die ruhmwürdigen Thaten der Vorfahren, den Neuaufgenommenen zu hören oder zu sehen gaben †). Aber auch bey den alten Deutschen waren, nach dem Zeugniß des Tacitus ††), Lieder die

*) Gesch. der Deutschen, Th. 1, S. 49.
**) De Druidis, p. 62 seqq.
***) Zum Beyspiel Diog. Laert. prooem. segm. 6. Clem. Alexandr. Stromat. lib. 5, p. 658.
****) Pharsal lib. 1, v. 452.
†) Man sehe Warburton an angef. Orte.
††) Germ. cap. 2.

die einzige Art von Erhaltung des Andenkens oder von Geschichtbüchern. Was demnach die Mystagogen oder die Barden von der Mutter Hertha, von dem Vater Tuiskon, von dessen Sohne Mannus als Urheber unsers Volkes, und von seinen drey Kindern sangen, ingleichen die übrigen Spuren von dem ältesten Zustande der Menschen, rechne ich zu den religiösen Gesängen bey der Einweihung. Denn, unter dieser Einkleidung lag der Ursprung nicht der Nation sondern des Menschengeschlechts verborgen; und es konnte vielleicht nur vermittelst der Religion, als welche zu jeder Zeit am eifrigsten auf das Alte hält, bis zu den Zeiten des Tacitus fortdauren. Man sondere nur das Wahre von dem Fabelhaften, so wird man sehen daß sie sich Tuiskon oder Gott als den Ersten von Allen dachten, der (nach einer schönen Allegorie) den befruchtenden Regen in den Schooß seiner holden Gemahlinn oder der Hertha, unserer gemeinschaftlichen Mutter, strömte *). Es war auch etwas so Merkwürdiges daß der erste Mensch aus Erde erschaffen worden, daß das Andenken daran gar nicht erlöschen konnte. So gebar die Mutter Hertha oder die Erde den Mannus, den Mann oder Menschen; und weil von ihm die Deutschen in ihren heiligen Liedern ihre Abkunft herleiteten, so hält sie Tacitus deswegen für Kinder der Erde (terrigenas). Diesem Mannus eigneten sie drey Söhne zu, wie die heilige Schrift lehrt, daß der erste Mensch drey Söhne hatte. Dies nebst andern Umständen lehret, daß die Deutschen Gesänge hatten, worin die Schöpfungsgeschichte enthal-

*) Die Stammmutter Hertha lebt noch in dem Sprichworte: Die Erde ist unser aller Mutter. Auf den alten Innschriften ist es kein ungewöhnlicher Ausdruck: Mater genuit, mater recepit. Man s. Gruter. inscr. antiq. p. 636.

ten war, und daß diese Gesänge mit den Einweihungshymnen der Griechen übereinkamen. Auf die Art pflanzten sich die Religionssätze fort; und Cäsar sagt ausdrücklich *), daß was vom Dis oder Tuiskon erzählt werde, von den Druiden herkomme.

Auch fehlten den Deutschen nicht die Vorstellungen der Aegypter oder Griechen, wodurch sie die Schöpfungsgeschichte gleichsam auf die Bühne brachten. Denn die Göttinn *Hertha* ward in einem geheimen See abgewaschen, und vorgestellt als wenn sie auf einer Insel im Ocean einen Tempel habe. Man glaubte vor Alters, daß die *allenthalben* mit Wasser umgebene Erde aus dem Meere entstanden sey; und deßhalb hieß Asien eine Tochter des Oceans. So glaube ich, sollten auch jene Abwaschungen, jener Tempel im Ocean, von wannen sie herkam, nichts anders ausdrücken, als daß nach ihrer Meynung *Hertha* aus dem Meere entstanden sey. Die Göttinn saß bey diesen mystischen Umzügen auf einem mit Teppichen bedeckten, und von Kühen gezogenen Wagen. Vielleicht war sie auf diese Weise, wie die Dea Syra des Apulejus, bey den Jahresfesten der Einweihungen zugegen. Vielleicht auch, wie überhaupt die alte Religion der Heiden beym äusserlichen Gottesdienste von gewissen Christen nachgeahmt wurde; veranlaßten jene Gebräuche die Mysterien der Passions- und der Apostelgeschichte, die ehemals auf den französischen Schaubühnen öffentlich aufgeführt wurden **). Zu dieser Art dramatischer

*) Bell. Gall. lib. 6, cap. 18.

**) Les pelerins qui revinrent de Jerusalem, chanterent les mysteres des Apôtres, les mysteres du vieux Testament étant alors défendus. Ils dresserent un théatre l'an 1398 à l'hopital de la Trinité, & la bande s'appelloit Confrerie de la passion & résurrection de Notre Seigneur. Extraits des Regiftres du Parlement contenans les particularités des comédies

scher Vorstellungen rechne ich auch diejenigen, da zu einer bestimmten Zeit bey den alten Deutschen alle Völker von verwandtem Geblüte sich vermittelst Gesandtschaften in einem heiligen und durch sein Alter schon Ehrfurcht gebietenden Hain versammelten, um in einem Schauspiele bildlich zu zeigen: daß die Nation von Gott ihren Ursprung habe, daß Er der Regierer des Ganzen, und das Uebrige ihm unterworfen und gehorsam sey *). Dieses ward auch in den Eleusinischen Geheimnissen vorgestellt. Die Oerter wo diese Schauspiele gegeben wurden, lagen gewöhnlich unter der Erde, und hatten verschiedene Gänge und Vertiefungen, um die Schauspieler ungehindert ab- und hervortreten zu lassen.

Dergleichen Höhlen finden sich mehrere in Deutschland, von denen wenigstens kein anderer Gebrauch bekannt ist. Besonders scheint die große Höhle bey der Stadt Osnabrück zu diesem heiligen Behuf sehr bequem gewesen zu seyn. Warburton, welcher zuerst muthmaßte, daß das sechste Buch des Virgil die Gebräuche der Mysterien enthalte, und daß das Hinabsteigen des Aeneas zur Unterwelt die Einweihung desselben anzeige, hat zwar geglaubt daß es nur drey Gänge (Schlupfwinkel, Kulissen) in dergleichen heiligen Höhlen gäbe. Die unsrige hingegen bietet sieben dar, welche weit und breit in den Berg hineingehn. Aber Plato **) sagt auch geradehin: „daß viele Krümmungen und Fußsteige zur „Unterwelt führen, wie man schon aus den heiligen Ge„bräuchen muthmaßen könne.“ — Die Osnabrückische Höhle hat eine sehr geräumige Vorhalle (oder Eintritts-

 saal),

médies pieuses qui se représentoient alors sous le titre: mysteres de la passion; dans la Biblioth. Britan. tom. 8, part. I, p. 19. — Boileau, art poët. ch. 3, v. 81 seq.

*) Tacit. Germ. cap. 39.

**) Phaedon. circa finem.

saal), welche in sieben tiefe innere Gänge auslaufen; und Berggipfel, von einem heiligen und ehemals unzugänglichen Walde bedeckt, umgeben sie gänzlich, wodurch sie desto besser für das Geheime und Verborgene verwahrt blieb. Ferner bestätigen diese meine Meynung von unserer Höhle der ungeheure Brunnen, der durch dieselbe hinabgeht, und die Capelle des heiligen Michael welche ehemals auf dem Gipfel des Berges war. Denn Jedermann weiß, daß ein Brunnen zum Opfern gebraucht ward, und daß die Tempel des wahren Gottes von den Christen immer auf den Ruinen des heidnischen Aberglaubens erbauet wurden. Wenn nun die Geheimnisse der Göttinn Hertha in einem solchen Vorsaale aufgeführt wurden, so kann man annehmen daß die Sklaven welche ein See zu verschlingen schien *), unter Begünstigung der Finsterniß aus einem Gange hervorkamen, und in den andern gleichsam wieder verschwanden; denn es wäre zu barbarisch und empörend gewesen die Göttinn durch den Tod eines Menschen auszusöhnen. — Das Wort Sklave kann mich bey dieser Erklärung nicht aufhalten; da Niemand, wenn er nicht mit Banden gefesselt war, um anzuzeigen daß er die Macht der Gottheit über sich erkenne, und sich derselben unterwerfe, in den heiligen Wald treten durfte **). Alle also welche an dem Gottesdienst Antheil nahmen, gingen in Sklavenkleidern einher; daß aber die wahren Sklaven davon entfernt bleiben mußten, kann ausführlicher gezeigt werden.

Endlich geben auch die besonderen Schicksale welche das Wort Rune ***) betroffen haben, einen Beweis von dem

*) Tacit. Germ. cap. 40.

**) Tacit. Germ. cap. 39.

***) Runen heißt so viel als einschneiden. Wir Westphälinger haben noch das Wort Rune für Wallach, (oder

dem Daseyn der Mysterien bey den Deutschen ab. Denn **Rune** drückt in seiner ersten und natürlichen Bedeutung einen Einschnitt aus, eben wie γλυφος, indem die allerersten Buchstaben unstreitig in einen Baum sind eingeschnitten worden. So wie nun bald darauf die Aegypter sich der Glyphen zur Bezeichnung ihrer Geheimnisse bedient haben, welche deßhalb Hieroglyphen (ἱεροι γλυφοι) genannt wurden; so gaben die Deutschen, die sich der Runen auf eben die Art bedienten, Veranlassung, das Wort **Runen** *) für **geheime Buchstaben**, das

 Wort

(oder ein verschnittenes Pferd). Die Wurzel scheint in ῥέειν **fliessen** oder **schneiden** zu stecken, weil Flüsse die Erde durchschneiden. Daher **Rinne**, **Runne**, und endlich **Runen**. Man sehe Keyßler in Antiq. septentr. p. 376 und 460, not. 2; und **Wachter** bey dem Worte Runen.

Ich füge nur noch im Vorbeygehen hinzu, daß Keyßler die Stelle des Klemens Alexandrinus Strom. lib. I, p. 305. ed. Colon. 1688: „die Deutschen haben sogenannte heilige Weiber," nicht ganz richtig erklärt hat, indem er diese **heiligen Weiber** (ἱεραι γυναικες) **Allrunen** nennt. Denn die Osnabrücker brauchen noch das Wort **Runkunkel** für **alte Frau**, welches dem Griechischen vollkommen entspricht. — Das lateinische mussitare (murmeln, leise sprechen,) ist höchst wahrscheinlich von mysterium herzuleiten. Denn vor Alters ward zu Rom das griechische υ durch u ausgedrückt. Ennius ap. Cic. in oratore. Aus gleichem Grunde ist das deutsche **raunen** (heimlich reden, einem etwas leise ins Ohr sagen) gebildet worden. — Auch haben die Westphälinger das Wort **Glyphen** für **Spalte**, wovon die Griechen wahrscheinlich ihr γλυφειν **spalten** oder **einschneiden** abgeleitet haben.

*) **Rune** bedeutet einen Wahrsager oder Mystagogen, imgleichen ein Geheimniß. *Ulphil.* Marc. 4: izvis atgiban ist kunnen runa thiudangardjos Goths d. h. euch ists gegeben zu wissen das Geheimniß des Reichs Gottes. (kunnen oder konnen kömmt noch in Westphalen für wis-

Wort raunen aber für heimlich reden zu gebrauchen. Ja der große Mißbrauch *) da den Runen eine Zauberkraft zugeschrieben wird, zeugt von ihrem bessern und geheimern Gebrauch nicht undeutlich.

Zum Schluß kann ich mich nicht enthalten die Mystagogen unserer Zeit, die Freymaurer, mit jenen alten zu vergleichen. Die Gebräuche der Einweihung, die Gesänge, das Stillscheigen, und die gesellschaftlichen Zusammenkünfte, ob sie gleich dem Zwecke nach verschieden sind, stimmen doch im Ganzen sehr wohl überein. Bey beiden sind die Grade der Aufgenommenen mehrfach. Die Freymaurer haben, wie jene, ihre Lehrer, ihre Meister, ihre Vorsteher, (Mystagogen, Mysten, Epopten). Sie haben größere und kleinere Geheimnisse, von denen die letztern nach dem Zeugniß des Eusebius **) die vorbereitenden waren, und es auch noch itzt sind. Die Verschiedenheit ihrer Gebäude oder Logen, findet sich bey beiden. Sie lieben die dreyfache Zahl als etwas Geheimes. Sie kommen zu bestimmten Jahreszeiten zusammen. Sie unterscheiden sich durch gewisse Zeichen von den Uneingeweihten. Dem Verräther der Geheimnisse drohen harte Strafen. Das Stillschweigen, worauf schon Pythagoras Rücksicht nimmt, ist eine Zeit von fünf Jahren, worauf die erprobten Genossen zu den höhern Geheimnissen angeleitet werden. — Mehreres ist noch nicht allgemein bekannt geworden. — —

wissen, kennen vor.) Mehreres s. in Keyßlers Ant. sept. p. 461.

*) Von dem heiligen und magischen Gebrauch derselben steht vieles im Gloss. vet. Islandicae linguae, wovon Keyßler p. 648 Nachricht ertheilt. Man sehe auch Barthol. antiq. Danic. lib. 3, cap. 2, p. 661.

**) Praep. evang.

Allge-

Allgemeines Register

der

merkwürdigsten Personen und Sachen über Mösers sämmtliche Werke.

L. bedeutet Mösers Leben (von Nicolai.)
O. — Osnabrückische Geschichte (II. Bde.)
Ph. — Phantasieen (patriotische) (IV. Bde.)
S. — vermischte Schriften (II. Bde.)

A.

Alme,

Ausonius.

Burg-

Edmund.

Feh-

Geld,

H.

Ka-

Kriegs-

L.

Leut,

*) Leute.

Man-

P.

Pan-

Priam,

Q.

R.

S.

Stifts-

W.

X.

X.

Y.

Z.

Verbesserungen.

S. 130. Z. 11. statt Schinke l. Schenke.
„ 131. letzte Zeile statt agoinst l. against.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 30 10 03 008 3